Glagau

Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck

Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck.

Spaziergänge

durch

Lauenburg und Lübeck.

Von

Otto Glagau.

Berlin.
Verlag von Lemke & Co.
1866.

Seinen lieben Freunden

im Pfarrhause zu Quednau bei Königsberg i. Pr.

in treuer Dankbarkeit für mit ihnen
verlebte fröhliche Stunden

der Verfasser.

Vorwort.

Nachfolgende Skizzen, auf Wunsch des Verlegers entstanden, wollen ein Ländchen illustriren, das fast nur dem Namen nach bekannt war, wie ein vergessenes Eiland inmitten des erregten Meeres unsrer Verfassungskämpfe dalag, bis es durch seine Vereinigung mit der Preußischen Krone, Deutschland wiedergewonnen wurde, und hier nun das allseitige Interesse fesselt. Aus jener friedlichen Vereinsamung erklären sich die patriarchalischen Lebensverhältnisse seiner Bewohner, das Feudal-Mittelalterliche der öffentlichen Zustände. Daneben ist es durch eine Fülle und Mannigfaltigkeit landschaftlicher Schönheiten ausgezeichnet, wie sie sich auf so kleinem Raume wol selten vereinigt finden. Blaue Seen und grüne Laubwälder, wellenförmige Hügel, herrlich gelegene Dörfer und Städte verschlingen sich zu einem blühenden

Kranz, lassen das Ländchen wie ein verstecktes Paradies erscheinen, und werden voraussichtlich im Laufe der nächsten Sommer Tausende von Vergnügungsreisenden hinlocken. Auch diese hat mein Buch im Auge, wird ihnen über Land und Leute genügenden Aufschluß geben können; wenngleich ich mich dagegen verwahre, einen „Fremdenführer" geschrieben zu haben.

Lübeck ist nur anhangsweise und in flüchtigen Umrissen behandelt, insofern es, wie ich an Ort und Stelle ausgeführt, gewissermaßen als Hauptstadt von Lauenburg zu betrachten ist und diesem den Charakter giebt. Wer seine Geschichte, Bauwerke und Kunstschätze näher kennen lernen will, findet darüber zahlreiche Monographien.

Ob ein simpler Tourist es auch nöthig hat, die von ihm benutzten Bücher zu nennen? — Auf den Fall, daß Jemand solches verlangen sollte, kann ich mit einem stattlichen Apparat aufwarten, gebe mich aber der Hoffnung hin, daß man diesen dem Buche nicht anmerken werde.

Ueber Lauenburg habe ich folgende Werke zu Rathe gezogen:

Kobbe, Gesch. des Herzogth. Lauenburg, 3 Bde.
„ Gesch. und Landesbeschreibung des Herzogthums Lauenburg.
Burmester, Beiträge zur Kirchengeschichte des Herzogthums Lauenburg.

Duve, Staatsgeschichte und Zustände der Bewohner des Herzogth. Lauenburg.

Masch, Gesch. des Bisthums Ratzeburg.

Volksbuch für die Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg, 6 Jahrgänge.

Statistisches Hand- und Adreßbuch für das Herzogthum Lauenburg.

Vaterländisches Archiv für das Herzogth. Lauenburg, 3 Bde.

Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg.

Lappenberg, Murner's Ulenspiegel.

Jul. Wiggers, Das Fürstenthum Ratzeburg (in Oppenheim's Deutsche Jahrb., Bd. IV. Heft 2).

In Betreff Lübeck's, worüber die Literatur reich fließt, will ich nur nennen:

Behrens, Topographie und Statistik von Lübeck, 2 Bde. (1. Bd. 2. Aufl.)

Deecke, Freie und Hansestadt Lübeck, 3. Aufl.

„ Gesch. der Stadt Lübeck.

„ Lübische Geschichten und Sagen.

Asmus, Lübeck. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart.

Heller, Geschichte der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit.

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde, 2 Bde.

Hauptquellen waren mir jedoch, wie ich auf Kosten der Bescheidenheit wol versichern darf, meine eignen Augen und Ohren. Ihnen, als meinen treuen unverdrossenen Mitarbeitern, fühle ich mich verpflichtet, hiemit öffentlich tiefgerührten Dank zu sagen; indem ich zugleich die feste Erwartung ausspreche, daß sie mir bei ähnlicher Gelegenheit gleiche und noch bessere Dienste leisten werden.

Womit ich mich Recensenten und Lesern angelegentlichst empfehle.

Berlin, Anfang März 1866.

Otto Glagau.

Inhalts-Angabe.

Lauenburg.

Seite

Von Berlin nach Lauenburg . . . . 1 — 30

Traum und Erwachen — Berliner Kinder — Herr Wollheim und die Schleswig-Holsteinische Frage — Coupé-Betrachtungen — Station Büchen — „Eile mit Weile“ — Der Kielkropp.

Die Stecknitz S. 24 — Lauenburg's Größe, Lage und Bevölkerung S. 29.

Stadt Lauenburg . . . . 31 — 67

Im Gasthaus — Friedrich Franz — Die Oberstadt — Die Lavenburg — Aussicht vom Burgthurm — Preußische Garnison — Der Bahnhof — Ein Schneider — Im Theater — Das Abendessen — Gestörte Nachtruhe und nächtlicher Ueberfall — Friedrich Franz und der Preußische Recrut — Die Elbe.

Stadt Lauenburg S. 65 — Verwaltungs- und Justiz-Organisation S. 66.

Seite

Im Sachsenwald . . . . 68—126
Eine Fußpartie — Koppeln und Knicks — Der Schäfer und sein Hund — Die Bauernschänke — Das Chausseewesen — Im Walde — Nacht- und Nebelspuk — Im Forsthaus — Die blinde Märchenerzählerin — Weidmannsgeschichten und Jägerlatein — Der Schwarzwildpark — Friedrichsruh — Die Bille.

Der Sachsenwald S. 117 — Das Forstwesen S. 120.

Mölln . . . . 127—166
Kochmamsells — Schwarzenbeck — Kellner-Politik — Amtmann Compe — Der lustige Geschäftsreisende — Mölln — „Stadt Hamburg" — Der Herr Senator — Till Eulenspiegel — Küster Kähler — Der Schützenhof — Der König von Preußen in Mölln — Möllnscher Patriotismus — Die Seen — Grabhügel — Hausknecht Friedrich.

Mölln unter Lübeckscher Herrschaft und seine städtischen Verhältnisse S. 160.

Am Schallsee . . . . 167—197
Kloster Marienwold — Die Domainen — Der Schallsee — „Diese Hand hat sich gegen ihren Vater erhoben!" — Die Teufelsbrücke — Adlige Straßenräuber — Campenwerder und die Stintenburg — Graf Bernstorff und der Dichter Klopstock — Großmutter und Enkel.

Unzahl der unehelichen Geburten S. 187 — Die adligen Güter S. 190 — Ritter- und Landschaft S. 195.

Seite

Ratzeburg . . . . 198—258
Exercitien Preußischer Recruten — Stolzer Kellner und devoter Wirth — Der Markt — Bücher- und Zeitungswesen — Populaire Diätetik des Dr. Rusch — Briefverkehr — Herr Senator Lampe — Ein Tête à Tête — Mondscheinabend — Papendöneke — Excellenz Bismarck — Wie ein Lauenburger seine Landsleute vertheidigt — Domhof und Domkirche — Die Enclaven — Fürstenthum Ratzeburg — Wanderung um den Ratzeburger See — St. Georgsberg — Der heil. Ansverus — Ratzeburgs ehemalige Befestigung — Schul- und Kirchenwesen — Ratzeburg eine Beamtenstadt.

Die drei höchsten Landesbehörden S. 249 — Beamtenheer S. 257.

Im Amte Steinhorst . . . . 259—276
Ein lust'ger Musikante — Ein Niedersächsisches Bauernhaus.

Bäuerliche Verhältnisse S. 272 — Steuern und Abgaben S. 275.

Lübeck.

Hamburg — Lübeck — Im Rathsweinkeller — Sonntagsstille — Gassen und Häuser — Die Marienkirche — Der Todtentanz — Overbeck — Die astronomische Uhr — Das Rathhaus — Der Markt — Wachtparade — Garnison, Bürger- und Landwehr — Hafen und Schifffahrt — Ganz Lübeck Ein Zopf — Wall — Holstenthor — Chimborasso — Der kleine Patriot — Die Juden — Spielhölle —

Seite

Die Burg — Heil. Geist-Hospital — Wohlthätige und gemeinnützige Anstalten — Catharinenkirche — Wissenschaftliches Leben — Vorleser — Tagesblätter — Stadttheater — Oeffentlicher und Privat-Comfort — Die originelle Weinstube — Die Stecknitzfahrer und ihr Kringelhög — Doctores juris — Die Harmonie — „Ach, wie langweilig!" — Ein gemüthlicher Abend — Ring- und Jungfern-Reiten — Thorsperre — Weihnachten — Ganz Lübeck Ein Museum — Herr Gorgel von der Träger-Compagnie und sein Chambregarnist Pemmelke — Von dem Hochweisen Senat und der Ehrliebenden Bürgerschaft — Zum Schluß: Herr Wollheim . . . . . 279—352

Lauenburg.

Von Berlin nach Lauenburg.

Morgenstunde hat den süßesten Schlaf im Munde. Dann gaukeln rosige Genien um das Lager des Schläfers und weben ihm farbige funkelnde Träume. Sie lassen den Bettler an wohlbesetzten Tafeln schwelgen, und den verschmähten Liebhaber im Schooße seiner Dame ruhen. Der Kranke träumt sich gesund, der Gefangene frei, und der Greis wieder jung und stark.

Auch ich träumte. — Wovon soll ein junger Autor anders träumen denn von seinem Buche! — Alle Welt las es und alle Welt kaufte es. Eine Auflage folgte rasch der andern, und immer wieder war es vergriffen. Alle Journale und Zeitungen waren einig in seinem Lobe. Alle meine Collegen von der Feder beglückwünschten mich, Jeder ohne eine Regung von Neid und Eifersucht, und sie verhießen mir eine strahlende Zukunft. Hinter ihnen stand ein Dutzend der angesehensten Verleger, und sie lächelten und winkten mir und klirrten mit großen Geldsäcken. Und Einer von ihnen, eifriger als die Andern, drängte sich an mich, ergriff meinen Arm, schüttelte ihn und sagte bedeutungsvoll:

— Sechs Friedrichsd'or für den Druckbogen! Bedenken Sie: sechs Friedrichsd'or!

Von diesem Schütteln erwachte ich und hörte eine sanfte warme Stimme, die mir zuflüsterte:

— Sechs Uhr! Es wird gleich Sechs schlagen!

Im Zwielicht des herandämmernden Octobermorgens sah ich ein weißes Gewand zur Thüre hinausschlüpfen, und wie ich die Augen vollends öffnete, stahl sich der junge Tag ins Zimmer, aber grau, triefäugig, schmutzig und mit Nebelfetzen behangen. Schlotternd und gähnend stand er vor mir und starrte mich an, also daß ich das Deckbett fester an mich zog und mich fragte, ob ein solcher Tag des Aufstehens werth sei. Doch der Gedanke an meine Reise ließ mich bald hinausspringen, und der hereinkommende Caffee, wie er mich würzig anhauchte und mir warm durch die Kehle floß, belebte und ermuthigte mich.

Nach einer kleinen Stunde trat ich zum Hause hinaus und wanderte durch die langen gradlinigen Straßen der großen Haupt- und Residenzstadt Berlin dem Oranienburger Thore zu. Mein ganzes Gepäck bestand in einer kleinen gelbledernen Reisetasche, die ich um die Schulter geworfen. Es ist dies gewissermaßen eine historische Tasche, denn ich habe mit ihr während des letzten Krieges ganz Schleswig-Holstein, meist zu Fuß, durchstrichen, und ich gedenke sie einst meiner theuern Vaterstadt Fischhausen in Ostpreußen zu verehren, damit diese sie aufbewahre zum Andenken an ihren „größten Sohn“.

Die hohen Häuser rechts und links sehen gedrückt und

verschlafen aus und scheinen noch vom gestrigen Sonntag zu träumen. Ebenso die Dienstboten und Arbeiter, die mit nüchternen verdrossenen Montagsgesichtern durch Koth und Nebel stampfen. Nur zwei junge Gesellen, dem Anschein nach Fabrikarbeiter und echte Berliner Kinder, kommen lachend und laut schwatzend daher und versperren mir plötzlich den Weg.

— Männeken, sagt der Eine mich musternd und sofort das Ziel meiner Wanderung errathend; Männeken heben Se jefälligst de Beene uf, und machen Se fix. Sonst fährt er ab und Se bleiben uns uf'm Hals. Er hat schon zweimal nach Sie gepfiffen.

Wobei er nach der Richtung des Hamburger Bahnhofs zeigt.

— Ne, meint der Andre; Willem, drängle den Herrn doch nich. Laß ihn lieber seine Bagage erleichtern und uns 'n paar Cigarren offeriren.

In Anbetracht der guten Witze scheint mir diese Forderung nicht unbillig, und ich präsentire den munteren Burschen mein Etui.

Aber jetzt prallen sie zurück und machen einen verlegenen Kratzfuß.

— Ohne Umstände, meine Herren!

— Nu, sagt der Eine, Sie verstehen Spaß. Dat muß man Sie lassen. Aber ik bin so frei.

Und er greift hinein.

— Sie besitzen 'n noblen Charakter! meint der Andere, und thut wie sein Kamerad.

— Und 'n juten Geschmack, versetzt der Erste, der inzwischen die Cigarre in Brand gesetzt hat und sie nun wohlgefällig schmaucht. Weeß der Deibel, dat unsereens nie solch 'ne Sorte zu koofen krigt. — Aber nu reisen Se mit Dampf und kommen Se hübsch wieder.

Eine kleine Strecke und ich lange auf dem Bahnhofe an, wo ich bereits meinen Verleger vorfinde. Wir machen die Reise zusammen und auf gemeinschaftliche Kosten. Herr Lemke fürchtet, ich könnte ohne seine Begleitung zu Schaden kommen, und außerdem will er darauf sehen, daß ich über Alles, was uns auf unserm Ausfluge zustößt, der strengen Wahrheit gemäß berichte, ohne die Phantasie irgendwie zu Hülfe zu rufen.

Es läutet zum Einsteigen; wir gehen auf den Perron und suchend die Waggonreihe entlang. In dem Fenster eines Coupé lehnt ein breiter starkknochiger Herr. Die scharf markirten Gesichtszüge und die dunkeln klugen Augen lassen in ihm unschwer einen Sohn des auserwählten Volks errathen. Er heftet den scharfen Blick auf uns und winkt.

— Nur hier herein! spricht er. Hier sind wir ganz entre nous.

Folgen wir der freundlichen Einladung.

— Sein Sie mir gegrüßt! sagt er mit imposanter Handbewegung, und als ob er in seinem Hause empfange. Herzlich gegrüßt und lassen Sie uns Bekanntschaft mit einander machen. Ich heiße Wollheim und reise für das große

Haus: Gebrüder Kaitz u. Co. in Aachen. Weine und feine Cognacs. — Worin machen Sie denn?

— In Papier, antworte ich schnell. Dies, auf meinen Verleger zeigend, ist der Chef des Hauses und ich sein Associé.

— Papier! murmelt Herr Wollheim, anscheinend zufrieden. Guter, sehr gangbarer Artikel. Vielleicht besser als Weine und feine Cognacs. Wird heute mehr geschrieben als getrunken. — He, fährt er gegen mich gewendet fort, meine Mütze gefällt Ihnen. Echter Zobel, in Moskau für fünf Rubel gekauft. Sind mir später schon fünfzig geboten. Aber Sie sollen sie für den Einkaufspreis haben.

Worauf er plötzlich die Mütze mir in den Schooß wirft und eine stattliche Perrücke entblößt. Ehe ich ihm antworten kann, wendet er sich ab und eilt an das Fenster.

Drei Passagiere unter Anführung eines Schaffners nähern sich dem Coupé.

— Erlauben Sie, spricht der Letztere zu Herrn Wollheim, der ihm jeden Einblick in das Coupé versperrt; erlauben Sie. Hier ist wol noch Platz?!

— Bewahre! entgegnet Herr Wollheim. Alles besetzt. Zum Erdrücken voll!

— Lassen Sie mich sehen, sagt der Schaffner.

— Wenn ich Ihnen aber mein Ehrenwort gebe!

— Ach, was Ehrenwort! Bitte, halten Sie mich nicht auf.

— Bemerken Sie wol, spricht Wollheim, ohne sich zu rühren; bemerken Sie wol den dichten Morgennebel?

— Herr?! fährt der Andre auf.

— Es ist ein abscheulicher Nebel, redet der Unerschütterliche; ein Nebel, bei dem man die Lunge schonen soll, sich ja nicht echauffiren darf.

— Herr?!! schreit der Schaffner. Ich bin Beamter, wollen Sie mich narren?!

— O! sagt Herr Wollheim und macht eine abwehrende Bewegung. Majestätsbeleidigung liegt mir so ferne wie Mord. Aber ich bitte Sie nochmals, bedenken Sie den Nebel und dann — — —

Er greift in den Busen, zieht eine Korbflasche hervor, thut einen langen Zug und reicht sie dem Schaffner.

— Profit, Herr — —? Mein Gott, ich habe Ihren Namen vergessen; aber gleichviel, trinken Sie! Es ist feiner Cognac: Gebrüder Kaitz & Co. in Aachen; wenn Sie 'mal 'n Gebinde brauchen.

Der Schaffner lächelt so verschämt wie ein junges Mädchen, sieht sich vorsichtig um, ergreift die Flasche und setzt sie an den Mund.

— Ah! schnalzt er und sein noch eben so finsterblickendes Gesicht verklärt sich mit wunderbarer Schnelligkeit.

— Da capo! sagt Herr Wollheim mit einer entsprechenden Geberde, welcher der Beamte sofort nachkommt.

Es läutet zum zweitenmale und der Schaffner schiebt die noch immer wartenden Passagiere schnell in das nächste Coupé.

— So wird's gemacht! spricht Herr Wollheim, indem

er sich mit triumphirender Miene zu uns wendet, während der Zug sich in Bewegung setzt. Warum sollte ich mich mit dem Mann zanken, warum mit ihm verfeinden? Nein, Alles in Liebe und mit Cognac. — Aber, meint er, die Flasche umkehrend, solch 'ne Eisenbahnbeamtenkehle ist wie 'ne Feueresse: der Kerl hat keinen Tropfen drin gelassen.

— Sie verstehen's, mit den Leuten umzugehen, spricht mein Verleger.

— Gehört zum Geschäft, bester Herr! O, ich wollte den Urwähler sehen, der mir nicht ein fünfzig Flaschen Rothwein, ein Dutzend feine Cognacs abnehmen sollte; und wenn er sich's verschworen, je einen Tropfen zu trinken; und wenn er auf dem Sterbebette läge. Nur diplomatisch, und alle Grundsätze schwinden wie Eis im Julimonat! Immer à la Bismarck. Aber im Uebrigen liberal, alle Tage liberaler. Fortschrittspartei gar nichts dagegen. — Doch, meine Herren, erlauben Sie mir, mein politisches Frühstück zu mir zu nehmen.

Worauf er ein Paquet Zeitungen hervorzieht und sich darin vertieft.

Erst jetzt entdeckte ich in einer Ecke des Coupé ein langes Bündel von Pelzen und Shawls. Ich würde es für ein bloßes Bündel gehalten haben, wären ihm nicht dunkle grollende Töne entfahren; so laut, so schwer, daß sie sich selbst durch das Gerassel des fortsausenden Zuges Bahn brachen. Allmälig begriff ich, daß es ein schlum-

mernder Mitreisender sei, aber noch nie habe ich solch donnerndes und dazu ingrimmiges Schnarchen gehört.

Aus meinem Erstaunen weckte mich Herr Wollheim, der die Zeitungen durchflogen hatte und jetzt sie verächtlich hinwarf.

— Immer und ewig Schleswig-Holstein! rief er. Tagtäglich wird dieses Thema in Leitartikeln, Correspondenzen und diplomatischen Noten gesungen. Man schreit und schreibt, und die Sache ist längst in Richtigkeit.

— Wirklich? frage ich.

— Natürlich! entgegnete er. Lauenburg haben wir, Schleswig haben wir auch, und Holstein krigen wir.

— Sind Sie dessen so sicher?

— So sicher als ich Wollheim heiße und für Gebrüder Kaitz & Co. reise. — Holstein ist baar bezahlt, kostet uns 10 Millionen, in Gastein abgemacht, Alles Uebrige pure Komödie.

— Und das Volk, die Bevölkerung? fragt eine Stimme. Es ist ein bleicher Herr mit schwarzem Haar und Vollbart, der sich im benachbarten Coupé befindet, das nur durch eine Rückenlehne von dem unsrigen getrennt ist. Er stützt beide Ellbogen auf diese Lehne und blickt Herrn Wollheim finster an.

— Volk?! wiederholt dieser verächtlich. Was heißt Volk? Wenn wir's Land haben, haben wir auch's Volk. Wenn's Volk nicht bleiben will, kann es zum Teufel laufen.

— Schöne Grundsätze das! spricht entrüstet der Andre. Sie sind wol ein Agent von Bismarck?

— Agent?! macht Herr Wollheim. Wie so Agent? Bin ein Freund, ein Verehrer von Bismarck. Ist neben Louis Napoleon der größte Mann des Jahrhunderts. Nimmt, was er krigen kann, und was er nicht krigen kann, das kauft er.

— Aber ich sage Ihnen, schreit der Vollbart, die Schleswig-Holsteiner werden sich das Preußische Regiment nie gefallen lassen. Ich kenne das Volk und die Stimmung des Volks. Ich war neun Monate im Lande.

— Wann? fragt Herr Wollheim.

— Während des letzten Krieges, den ich als Soldat mitmachte.

— Nun, da hatten Sie, wie mir scheinen will, gerade nicht viel Gelegenheit, das Volk kennen zu lernen. Wo lagen Sie denn?

— Zuerst in Kiel, dann vor Düppel und zuletzt auf Alsen.

— Ha, ha! lacht Herr Wollheim. Und da wollen Sie die Stimmung des ganzen Landes kennen! Nein, mein Bester, ich bereise fast in jedem Vierteljahr die Herzogthümer, und ich kenne wol den zehnten Mann persönlich, aber ich kann Sie versichern: Das Volk ist gar nicht so spröde, wie Sie glauben, und es wird sich fügen.

— Die Schleswiger sicher! sagt ein untersetzter Mann, der gleichfalls im nächsten Coupé sitzt und dem Gespräche bisher stumm aber aufmerksam zugehört hat. — Die Schleswiger sicher. Ich bin ein geborener Schleswiger und

wohne in Eckernförde. Schleswig wird gegen den völligen Anschluß an Preußen Nichts einwenden, denn es weiß, daß es für sich allein nicht bestehen kann. Nur mit Holstein blieben wir gern zusammen.

— Und das ist die wirkliche Stimmung des Herzogthums? frage ich.

— Das ist die Stimmung im Großen und Ganzen, selbst unter den Dänen in Nordschleswig.

— Vor einem Jahre, vor anderthalb Jahren war sie aber wol nicht so?

— Soviel ich weiß, nicht anders. Schon beim Einmarsch der Preußen waren wir auf Annexion gefaßt. Vor allen Dingen wollten wir von Dänemark loskommen, gleichviel um welchen Preis; und wir zitterten nur, daß man uns nochmals dem Dänen ausliefern könne. Als später die Adressen und Deputationen an den Augustenburger in's Werk gesetzt wurden, folgten wir auch darin dem Beispiel der Holsteinischen Brüder.

— Wie aber steht es gegenwärtig mit den Sympathien für den Augustenburger? fragte Herr Wollheim.

— Von eigentlichen Sympathien ist nie die Rede gewesen. Der Mann hat nichts gethan, was ihm Sympathien erwerben konnte. Die damalige Bewegung riß viele fort, ihre Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes an seine Person zu knüpfen, und darum huldigten sie ihm. Jetzt scheut man sich, dieses Gelübde offen zurückzunehmen — denn es lebt in unserm Volke das Bewußtsein für

Manneswort und Mannestreue — aber man läßt den Dingen ihre natürliche Entwickelung und wird sich der Macht der Verhältnisse ohne Widerspruch unterwerfen.

— Das heiß' ich wie ein Philosoph gesprochen! rief erfreut Herr Wollheim. Geben Sie mir die Hand, stammverwandter meerumschlungener Bruder. Sie können sich schon jetzt als Bürger einer Großmacht fühlen und in diesem Gefühle schwelgen.

— In Holstein denkt man anders! brummte der inzwischen etwas kleinlaut gewordene Vollbart.

— Sie meinen in Kiel, in Altona, und auch dort nur in gewissen Kreisen; entgegnete der Schleswiger. Aber Kiel und Altona sind noch nicht Holstein. In den kleinen Städten und Flecken ist die Theilnahme für den Augustenburger nicht wärmer, als in Schleswig. Dem „kleinen" Mann endlich ist die ganze Bewegung durchaus gleichgültig; der kümmert sich nur um Arbeit und Verdienst, nicht um Politik.

Unterdeß beginnt sich das Bündel zu regen, unruhig hin- und herzuwerfen. Die Pelze und Shawls schieben sich ein wenig auseinander und wir erblicken ein fettes, gedunsenes Gesicht, das mühsam die verquollenen Augen öffnet, uns verdrießlich anblickt und in halblauten abgebrochenen Worten die unbeschränkte Rauch- und Redefreiheit zum Henker wünscht.

— 'Morgen, 'Morgen! nickt Herr Wollheim.

Der Dicke antwortet nicht.

— Ausgeschlafen? fährt Jener freundlich fort.

— Ne! grunzt der Andre, und holt unter seinem Sitze einen Kober hervor, aus dem er ein großes Weißbrod, einen Napf mit Butter, eine lange Fleischwurst und eine Flasche Bier zu Tage fördert; worauf er bedächtig ißt und trinkt.

Herr Wollheim, der wol merken mag, wie sein Rednertalent an diesem Phlegmatikus scheitern würde, nimmt das unterbrochene Thema wieder auf.

— Uebrigens, meine Herren, spricht er, die Annexion der Herzogthümer ist in unserm löblichen Bestreben, unsre Grenzen zu arrondiren, nur der Anfang; wir werden später auch alles Das nehmen, was darin und was dazwischen liegt, z. B. Hamburg, Lübeck, beide Mecklenburg — — —

— Und so weiter! sagt lachend mein Verleger.

— Und so weiter! bekräftigt Herr Wollheim. Wir haben viel Appetit und eine gute Verdauung. — He, spricht er zu dem Dicken, der andächtig fortißt; was sind Euer Wohlgeboren für ein Landsmann?

— n' Mecklenburger, knurrt dieser.

— Dacht ich's doch. — Schwerin oder Strelitz?

— Strelitz.

— Nu, sagt Herr Wollheim, indem er behäbig in die Hosentasche greift und dort mit Geldstücken klimpert. Strelitz — geben wir fünfzig Thaler.

— Hi, hi, grinst der Dicke.

— Sie wollen nicht? fragt Herr Wollheim ganz

ernsthaft. Dann krigen Sie gar nichts. O, fährt er fort, wir haben noch Lust und Raum für verschiedne deutsche Vaterländer. Nur immer her damit!

Derweil saust der Zug mit Windeseile weiter und weiter, aber noch immer kämpft die Sonne mit dem Nebel, der uns keine Aussicht verstattet. Doch verlieren wir dabei Nichts, denn die ganze Strecke bis zur Grenze — und auch noch weiter ins Mecklenburgische hinein — hat keine „Gegend" aufzuweisen: zu beiden Seiten eine einförmige Ackerfläche, die dem Auge keinen Ruhepunkt gewährt.

Dennoch genießen wir ein buntes bewegtes ewig wechselndes Bild. Wer da behauptet, daß mit den Eisenbahnen das Reisen alle Poesie eingebüßt habe, ist ein Undankbarer. Wieviel poetischer Reiz liegt nicht gerade in einer Fahrt mit dem Dampfwagen. Schon die geheimnißvolle Macht, die uns mit Vogelschnelle durch die Lande führt; uns und Hünderte von Mitreisenden, eine fliegende Post mit mehreren Büreaux und ungestört fortarbeitenden Beamten, die verschiedensten Güter und Lasten, allerhand Gethier, wie es nur die Arche Noah's aufzuweisen hatte; und das Alles in einem fast unabsehbaren Train aneinandergeketteter Wagen; gezogen von einem glühenden Eisenroß, das beständig schnauft und prustet und aus seinen Nüstern Ströme von Rauch und einen Feuerregen versendet, während es seinen Weg durch mächtige langgezogene Dampfwolken bezeichnet, die immer breiter und luftiger werden und allmälig wie zarte schimmernde Flocken zur

Erde sich senken. Jetzt keucht der Zug einen Berg hinan, um sich dann über Hals und Kopf in das Thal zu stürzen, worauf er wie ein toller Renner das Blachfeld durchjagt. Jetzt wühlt er sich tief in die Erde und versetzt uns aus dem hellen Tag in schwarze Finsterniß, oder er stürzt sich in eine tiefe Schlucht, deren Wände himmelhoch ansteigen, und dann fliegt er im kühnen Bogen über Flüsse und Seen, deren Fluthen zu unsern Füßen plätschern und unser Bild zurückwerfen. Wiesen und Aecker, Hügel und Wälder, Dörfer und Städte wirbeln rechts und links wie ein endloses Panorama an unsern Augen vorüber. Dort weidet ein alter Schäfer seine Heerde, hier zügelt der Pflüger mit starker Hand die ungeberdigen Rosse, welche vor dem heranbrausenden Zuge scheuen, und jene hochgeschürzte Dirne melkt auf freiem Felde ihre Kuh, die uns mit ihren großen dummen Augen neugierig anstarrt. Jetzt kreuzen wir eine Chaussee, wo zu beiden Seiten hinter den geschlossenen Barrièren Wagen, Reiter und Fußgänger harren; hier begrüßt uns ein Bahnwärter mit militairischem Honneur und dort oben steht sein hölzernes luftiges Häuschen und vor ihm sein junges Weib, ein Kind auf dem Arm, das zu dem Vater herniederjauchzt; und nun blicken wir in ein kleines Fenster, wo hinter weißen Vorhängen und blühenden Topfgewächsen ein lockiger Mädchenkopf hervorguckt und mit träumerischer Sehnsucht uns nachblickt. — Ebenso bunt und interessant ist das Treiben im Zuge selbst. Fortwährend kommen neue Passagiere und alte scheiden; Reisende beiderlei

Geschlechts, jedes Standes und Alters; eine Fülle von Gestalten und eine Mannigfaltigkeit von Charakteren, wie der Künstler oder Philosoph sie nicht besser finden kann. Man lacht und plaudert, macht neue Bekanntschaften und erneuert alte, begrüßt sich und sagt einander mit leichtem Herzen Adieu. — Auf jeder Station erwartet uns eine große Menge, die sich mit unsrer Abfahrt zerstreut; überall finden wir den Tisch gedeckt, aber wir haben's nicht einmal nöthig, diesen aufzusuchen, sondern geschniegelte Kellner und herausfordernd lächelnde Mamsells reichen, was Mund und Gaumen begehrt, in das Coupé herein. Und in all' diesem Leben und Treiben, Fluthen und Ebben vermag man keine Poesie zu entdecken!

Wieder unterbricht Herr Wollheim meinen Gedankengang.

— Bei meinen ungebornen Kindern! ruft er, indem er sich heftig den Rücken reibt. Ich verspüre hier ein verfängliches Jucken; sollten wir bereits die Mecklenburgische Grenze überschritten haben?

— Allerdings! lachte ich. Sehen Sie dort das Städtchen Grabow.

— O weh! fährt er fort. Wenn man uns dort nur nicht mit dem landesüblichen Willkomm empfängt. Am meisten fürchte ich für mich selber, denn meine starke Nase muß der Mecklenburgischen Polizei sehr revolutionair erscheinen. — Sehen Sie, spricht er, auf eine mit jungen Bäumen bestandene Waldfläche deutend, hier werden die $^3/_4$ zölligen von Staatswegen und aus landesväterlicher Fürsorge gezogen.

Diesmal lacht der ganze Waggon, der auch etliche Eingeborne beherbergt. Nur ein junger hübscher Mann, den ich für einen Landwirth halten möchte, entgegnet unwillig:

— Es ist wohlfeil, auf unsre Kosten schlechte Witze zu reißen. Wir fühlen die Schmach unserer Zustände tief genug, und wir wehren uns auch zuweilen dagegen. Das dort, mit dem Finger hinausweisend, sind die großen Güter des Herrn von L., dem seine Leute, nachdem sie sich lange genug placken und schinden lassen, vor einigen Wochen das Haus über dem Kopf ansteckten. Seinem Nachbarn, dem Herrn von P., ging es noch schlechter. Er wollte einen seiner Knechte auspeitschen, aber dieser, ein riesenstarker Kerl, drehte den Stock um, zog seinen Herrn über eine Bank, und schlug ihn braun und blau. Seitdem hütet Herr von P. das Bett, aus Anlaß eines unglücklichen Falls, den er auf der Jagd gethan, wie die Familie erzählt. — Ja, ja, schließt der Jüngling, die $^3/_4$zölligen tanzen auch zuweilen auf dem Rücken der Junker und Herren.

— Bravo! ruft Herr Wollheim. Ich wollte, es fänden sich noch zehn solcher Knechte; dann sollte die Ritterschaft schon ein Einsehen bekommen.

Unter diesen und andern Gesprächen verstreichen wieder ein paar Stunden, bis der Schaffner die Thüren aufreißt und hineinruft:

— Station Büchen. Lübeck und Lauenburg aussteigen!

Hier verästelt sich nämlich die Bahn; der Hauptstrang

läuft nach Hamburg, während man rechts nach Lübeck, links nach der Stadt Lauenburg fährt.

— Uf! stöhnt Wollheim, der mit uns in das Restaurationszimmer tritt. Lassen Sie mich ein wenig Athem schöpfen. Stolz und Freude schwellen meinen Busen, und die Rührung tritt mir in die Augen. Die jüngste Errungenschaft unsers großen Premiers liegt vor uns: wir sind im neuen Vaterlande. Alles, was Sie hier sehen, gehört uns: dieses Haus, diese Zimmer mit sämmtlichen Möbeln und Geräthen. Auch dieser Biedermann — auf den erstaunt horchenden Restaurateur zeigend — er ist jetzt der unsrige. Nicht wahr, und er bietet ihm freundlich die Hand, Sie sind auch 'n Preuße?

— Ne, entgegnet Letzterer, ich bin 'n geborner Lauenburger. — Aber ganz recht, fügt er nach einigem Besinnen hinzu, jetzt — — jetzt sind wir Preußen.

— Hören Sie, ruft Wollheim triumphirend; er kann's nicht leugnen, es ist ihm nur noch nicht geläufig. Ja, dieser Mann gehört uns, und über Alles, was er in Keller und Speisekammer bewahrt, dürfen wir frei verfügen.

— Gewiß! meint der etwas schwerfällige Wirth. Es steht alles zu Ihren Diensten; wenn Sie nur brav Courant oder Papiergeld mit sich führen. He, he, he!

— Pfui! sagte Wollheim. Wer spricht von schnödem Gelde, wenn es sich um Patriotismus, Landsmannschaft, Brüderlichkeit handelt. Geben Sie mir 'n Glas Grog.

Der Hamburger Zug ist schon fort, nun läutet es auch für Herrn Wollheim.

— Adieu! spricht er. Auf Wiedersehen in Lübeck. Brockmüller's Hôtel.

Es ist Mittagszeit und wir fragen den Wirth, was wir bei ihm essen können.

— Nun, antwortet er; etwa Hasenbraten oder Gänsebraten oder Lachs oder — —?

— Gleichviel. Was sich am schnellsten herstellen läßt. Sei's auch ein Beefsteak. Wir fahren mit dem nächsten Zuge nach Lauenburg.

— Hm, meint er, das geht wol nicht.

— Wie, daß wir nach Lauenburg fahren?

— Nein, Sie mögen in Gottes Namen fahren, aber ich kann Ihnen bis dahin Nichts fertig schaffen.

— Auch nicht ein Beefsteak? Sie haben ja noch eine gute halbe Stunde.

— Wenn auch, es geht nicht. Nicht wahr, Frau, spricht er zu seiner heranwatschelnden Ehehälfte; das geht doch nicht?

— Nein! erklärt diese.

— Nein! bekräftigt auch die Tochter, eine kleine dicke Jungfrau mit glänzend rothen Pausbacken.

Und alle Drei staunen uns unwillig an, als ob wir von ihnen das Befremdlichste verlangt hätten.

Dieses „Eile mit Weile" ist aber ein charakteristischer Punkt im Wesen aller Lauenburger, und dieselbe Langsamkeit

und Bedächtigkeit findet sich auch bei den stammverwandten Schleswig-Holsteinern.

Der Posaunenengel öffnet eine Thüre und wir blicken in einen riesigen, aber sehr kahlen Saal, in welchem sich nur drei Personen befinden: ein Preußischer Officier, eine junge Dame und ein Dienstmädchen, das ein kleines Kind summend und schaukelnd auf dem Arme trägt.

— Was thun die Herrschaften dort so ganz allein? frage ich den Wirth.

— Nun, entgegnet er; der Herr Officier wird doch nicht hier mit Jedermann sitzen.

Mit Jedermann?! Und wir befinden uns im Wartesaal erster Klasse. Aber diese Antwort zeigt, wie die Ehrfurcht vor den Epauletts auch bereits die Gemüther der Bewohner des neuen Vaterlandes erfüllt.

Benutzen wir die uns gebotene Muße zu einer kleinen Umschau in topographischer und historischer Beziehung.

Der Bahnhof Büchen hat eine ganz isolirte Lage. Nordöstlich von ihm und etwa 1/4 Meile entfernt liegt das gleichnamige Dorf, das ungefähr 20 Häuser und über 200 Einwohner zählt. Das dortige Posthaus war sonst ein fiscalisches Gebäude und in seinem Saale wurden ehemals die „solennen" Landtage des Herzogthums abgehalten. „In einer Bivouac-Hütte bei Büchen" dichtete Theodor Körner, wie es in der Ausgabe seiner Werke heißt, sein ergreifendes Lied „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los"; im August

1813, wenige Tage bevor er bei Gadebusch im benachbarten Mecklenburg fiel.

Büchen war ein berühmter Wallfahrtsort. Zu dem wunderthätigen Marienbild, welches noch heute in der Kirche aufbewahrt wird, wallfahrtete man aus dem ganzen Lande, selbst noch nach der Reformation. Bei der ersten Visitation im Jahre 1565, wo man keinen Prediger hier antraf, wurde den Kirchengeschwornen geboten, „daß sie sich der päpstlichen Abgötterei gänzlich enthalten und nicht mehr anhängen sollten", auch eine wunderthätige Hostie und das heilige Blut „stracks aus dem Wege gethan". Half aber nichts. Man fuhr fort, Geld Wachs und Flachs zu opfern, welches theils der Kirche, theils dem Pastor und Küster zu gute kam. Daher besaß die Kirche einen sehr bedeutenden Vorrath von goldnen und silbernen Geräthen, auch sonstige Zierrathen und viel baar Geld auf Zinsen. Wiederholtes Verbot, „das Marienbild auf die vier hohen Feste auf den Altar zu setzen, Opfer anzunehmen und zur Abgötterei den „Bedefahrern" die Kapelle oder Kirche zu öffnen, bei ernster Strafe und Fürstl. Gnaden höchster Ungnade". 1590 beschwerte sich Pastor Sagittarius, „obgleich die Betfuhren zur Büchen nicht öffentlich im Schwange, er doch besorgen müsse, weil der Aberglaube so sehr eingerissen, daß er heimlich nicht verbleibe". Erst 1614 wurde dem Dinge gewaltsam ein Ende gemacht, nämlich die Klause auf dem Kirchhofe niedergerissen und das überflüssige Silbergeräth, über 130 Loth, verkauft.

An dieses Wall- oder Bedefahren knüpft sich folgende Sage, in der ein gesunder Volkshumor waltet:

In einem Lauenburgischen Dorfe lebte ein Bauer mit seiner Frau, aber kinderlos. Das verdroß ihn sehr. Er lärmte den ganzen Tag im Hause herum, mißhandelte die Frau und fluchte dazu ganz gräulich. Eines Tags aber sagte die Frau zu ihm: Hör' nun auf mit Deinem Lärmen, Du sollst Deinen Willen haben, ich fühle, daß ich Mutter bin. Da wurde der Bauer hochvergnügt und behandelte sein Weib fortan besser. Als ihre Stunde kam, gebar sie ein Kind, sonst wohlgestaltet, nur der Kopf war unnatürlich groß, größer als ein großer Kürbis. Solche Mißgeburt hieß man damals Kielkropp und glaubte, daß sie der Teufel selber erzeugt habe, und daß sie nichts als Unglück in's Haus bringe. Der Bauer war unglücklicher als vorher, denn der Kielkropp weinte und schrie Tag und Nacht, lernte weder sprechen noch gehen und stehen, blieb auch im Uebrigen so klein wie er geboren, nur der Kopf wuchs größer und größer. So vergingen drei Jahre. Eines Abends, als die Eltern ihr Unglück bejammerten, sprach die Frau zu ihrem Manne: Da fällt mir etwas ein. Morgen ist Sonntag, nimm die Kiep*) mit dem Kind und geh' damit nach Büchen zur Mutter Maria. Vielleicht hilft sie. — Der Bauer war damit zufrieden. Er nahm am andern Morgen die Kiep mit dem Kielkropp und machte

*) Ein flacher länglich runder aus Weidenruthen geflochtener Korb, den man auch als Wiege benutzt.

sich auf den Weg. Wie er über die Brücke, kurz vor Büchen kam, hörte er unten im Wasser eine Stimme: Kielkropp, wo wullt Du hen? Worauf dieser flugs antwortete und dazu noch in Versen:

Ik will mi laten wegen
Dat ik sall gedegen (gedeihen).

Als der Bauer den Kielkropp plötzlich so reden hörte, erschrak er, besann sich aber bald und warf ihn mitsammt der Kiep ins Wasser, wobei er ihm nachrief:

Kannstu nu spräken, Du Undeert,
Denn ga dorhen, wo Du't hest leert.*)

So half sich der Bauer selber vom Kielkropp, ohne Zuthun der Mutter Maria.

Büchen ist jetzt eine Tochterkirche. Der Pastor wohnt in dem nahe gelegenen Pötrau, wo Heinrich der Löwe 1147 auf seinem Zuge gegen die Wenden das erste Nachtlager hielt.

Endlich schlägt auch für uns die Stunde der Abfahrt. — Die Zweigbahn von Büchen nach Lauenburg ist auf Kosten der Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft gebaut, etwa 1¾ Meilen lang und seit 1851 im Betriebe. Die Einwohner der Stadt Lauenburg genießen gewisse Beförderungsvorrechte; wenn ich nicht irre, freie Fahrt.

Wir klettern in die gar düster und schmutzig aussehenden Waggons. Außer uns Beiden zähle ich höchstens noch ein

---

*) Kannst Du jetzt sprechen, Du Unthier, so geh dorthin, wo Du's gelernt hast.

Dutzend Passagiere, darunter den Preußischen Officier nebst Frau, Kind und Amme. Fast eine Viertelstunde vergeht, ohne daß wir von der Stelle rücken, während über unsern Köpfen Ketten rasseln und die Schaffner hin und her poltern. Endlich ein heisrer krächzender Pfiff, und die Wagen erfahren einen derben Ruck, um gleich darauf in ihre Trägheit zurückzusinken. Neues Pfeifen und ein ähnlicher Ruck, der uns von unsern Sitzen fliegen läßt, sonst aber keinen Zweck hat. Doch nein, jetzt setzt der Zug sich wirklich in Bewegung, aber nicht vorwärts, sondern rückwärts; er schiebt sich in ein anderes Geleise, um einen dort schlafenden Güterwagen beim Kragen zu nehmen und hinter sich her zu schleppen. Dasselbe Manöver wiederholt sich noch dreimal, bevor es wirklich zur Abfahrt kommt. Der Zug verfällt allmälig in einen behäbigen Hundetrott, in dem er auch verbleibt. „Eile mit Weile" ist auch der Wahlspruch der Eisenbahnen in allen drei Herzogthümern, und er entspricht vortrefflich dem besonnenen Charakter der Bewohner.

Inzwischen ist es der Sonne gelungen, die sie verhüllenden Nebel und Wolken zu zerreißen, und sie gießt goldne Lichtströme über den grauen Himmel und zur falben Erde hernieder. O, über die Macht und den Zauber eines Sonnenblicks! Noch eben schien die Natur sterben zu wollen, und jetzt lächelt sie wie ein glückliches Kind. Und ebenso lächelt auch unser Herz, und unser griesgrämiges Antlitz glättet und verklärt sich.

Jetzt entrollt sich eine liebliche Landschaft von sanften

Hügeln und kleinen Thälern, wohlangebauten Platten und Gründen, hellen Gewässern und dichten Laubwäldern, freundlichen Dörfern und stolzen Gutshöfen. Dieser Landestheil, zwischen den beiden Flüßchen Bille und Delvenau gelegen, hieß in alter Zeit Sadelbande, und war bis ins 14. Jahrhundert hinein eine wüste theils morastige theils waldige Gegend, die sich bis in die Vierlande erstreckte; jetzt ist es ein Garten oder eigentlich eine unabsehbare Kette von Gärten.

Die Eisenbahn läuft in dem überaus anmuthigen Stecknitzthale, welches mit zahllosen Einschnitten und Verzweigungen das ganze Herzogthum von Süden nach Norden in einer ungefähren Länge von 7 Meilen durchzieht. Links haben wir den Fluß, auf welchem die kleinen Kähne mit ausgespannten Segeln wie Schwäne langsam dahinziehen; rechts ein etwa 50 Fuß hohes Gelände, mit den schönsten Laubbäumen gekrönt.

Die Stecknitz, schon 1188 unter dem Namen Eikenize in der Geschichte erwähnt, ist der Hauptfluß des Landes, indem er dieses theils natürlich theils künstlich der ganzen Länge nach durchfließt und so in zwei ungleiche Hälften theilt, wobei er einschließlich der vielen Krümmungen und Windungen fast 10 Meilen mißt. Interessant ist die von namhaften Geologen, wie Girard und Fr. Hoffmann, aufgestellte Ansicht, nach welcher das Bett der heutigen Stecknitz einen der verlassenen Wege bezeichnet, auf dem vor

Jahrtausenden die Elbe (oder auch die Oder, vielleicht eine Zeitlang beide Gewässer vereint) ihren Erguß der Ostsee zuführten; so lange nämlich die bedeutenderen Wassermassen (Hochwasser) die gegen 50 Fuß ansteigenden Thäler der Durchbrüche in den nördlichen Höhenplatten bewältigen konnten.

Der eigentliche Ursprung der Stecknitz ist mir trotz Allem, was ich darüber gehört und gelesen, dunkel geblieben, und ich glaube, er ist es Andern auch. Einige behaupten, sie sei ein Ausfluß der Gudower Seen, oder sie entspringe gar schon südlich von diesen. Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, daß sie am nordwestlichen Ende des Möllnschen Sees ausfließt und nun ihren Lauf gen Norden nimmt, bis sie südlich von Lübeck mittelst mehrer Stauschleusen in die Trave fällt; wo sie 11 Fuß niedriger ist als die Elbe bei Lauenburg. Ihre Ufer sind niedrig und sumpfig, das Bett größtentheils sandig, die Thalränder ziemlich steil und, wie erwähnt, 50 Fuß und darüber hoch. Das Thal hat eine Normalbreite von 60 Ruthen, der Fluß selbst ist durchschnittlich 50 Fuß breit und in dem angegebenen Laufe fast 6 Meilen lang. Nur in den Bassins (Kolken) der Schleusen ist die Tiefe beträchtlich, übrigens fast überall zu durchwaten, wenn nicht gerade eine Canalstrecke zur Durchschiffung mit Wasser angefüllt ist.

Südlich von Mölln entspringt ein anderer Fluß, Delve oder Delvenau, früher Delvunda geheißen — Au oder Aue bedeutet in den Herzogthümern nicht, wie bei uns, eine

Wiese, sondern immer einen Bach. Die Delve fließt in südlicher Richtung der Elbe zu, in welche sie nach einem Laufe von gegen 3 Meilen bei Lauenburg einmündet. Stecknitz und Delve sind nun durch den fast 1 Meile langen Delvenaugraben mit einander verbunden und führen gemeinschaftlich den Namen Stecknitz oder Stecknitzcanal. Die Verbindung, Austiefung und Schiffbarmachung dieser Gewässer geschah schon Ende des 14. Jahrhunderts, folglich ist der Canal einer der ältesten in Europa.

Er ward früher von 90 Stecknitzschiffern befahren, die in Lübeck eine eigne privilegirte Zunft bildeten. Lauenburgische Schiffer durften nur zwischen den Städten Lauenburg und Mölln fahren. Umgekehrt mußten die von Lübeckischen Schiffern nach Lauenburg gebrachten Güter dort umgeladen werden, nur mit zerbrechlichen und leicht verderblichen Waaren durften sie, gegen Erlegung einer Abgabe an die Lauenburgischen Schiffer, nach Hamburg fahren. Eine Fahrt von Lübeck nach Lauenburg oder umgekehrt dauerte damals 14—21 Tage, während jetzt die Wasserfahrt von Lübeck nach Hamburg nur 8 Tage zu währen pflegt. — Seit Errichtung der Elbschifffahrtsacte im Jahre 1844 können alle Flußschiffer sämmtlicher Elbuferstaaten an der Fahrt theilnehmen, von welchem Rechte jedoch nur die Lauenburger mitunter Gebrauch machen. Lübeck befährt die Stecknitz gegenwärtig mit 80 flachen Elbkähnen; wegen Seichtigkeit des Wassers können sie nur mit 20 Last à 4000 Pfund befrachtet werden. Der Verkehr auf der

Stecknitz betrug in den letzten Jahren durchschnittlich 15 Mill. Pfund. — Als man noch nicht die rasche Verkehrsvermittelung durch Dampf hatte, war der Canal für den Handel zwischen Lübeck und den Elbuferplätzen von großer Wichtigkeit. Seit Eröffnung der Lübeck-Büchener und Büchen-Lauenburger Eisenbahn hat der Durchfuhrverkehr auf der Stecknitz mit jedem Jahre abgenommen, und außerdem wird er noch durch hohe Elb- und Stecknitz-, Land- und Transitzölle gelähmt; wenngleich die Unkosten für die Erhebung dieser Zölle, welche das Land mit einem Heer von Zöllnern überschwemmt, die ganze Einnahme verzehren.*) Dagegen ist der Canal noch immer für den Dienst des Binnenverkehrs von Bedeutung, namentlich gewährt er einen billigen Frachtweg und weitern Absatzkreis den Producten der angrenzenden Gelände, von welchen aber auch viel Holz und Torf nach Lübeck und Hamburg gehen.

Lübeck hat von der Einmündung in die Trave bis zur Berkentiner Schleuse die Hoheit und den Fischfang auf der Stecknitz; über beides sind häufig Streitigkeiten mit Lauenburg vorgefallen. Lübeck hat die Unterhaltungskosten der Stecknitz allein, diejenigen der Delvenau und des Grabens mit Lauenburg zur Hälfte zu tragen.

*) Seit 1864 ist der Landzoll abgeschafft, wodurch in der Jahreseinnahme ein Ausfall von etwa 11,000 Thlrn. zu erwarten war. Doch haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß die Mindereinnahme nur 4000 Thlr. beträgt, indem der Elbzoll so wie der Transitzoll weit über den Anschlag abgeworfen haben.

Die Geschichte des Canals liefert zu den unzähligen Beispielen von unserer Deutschen Lässigkeit und Zerrissenheit einen neuen Belag. — Zur Zeit seiner Anlage kannte man noch nicht die Einrichtung der Kastenschleusen und ließ die Schiffe auf dem Schwall des Wassers hingleiten. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts beschäftigte man sich mit einer Verbesserung, bei welcher Beschäftigung es über 150 Jahre verblieb. Erst 1800—1803 ward der Anfang mit der Erweiterung der Scheitelstrecke, nämlich des Delvenaugrabens gemacht. Lauenburg's Besitznahme durch die Franzosen hemmte die Ausführung. Während Lübecks Einverleibung mit Frankreich wollte Napoleon, der mit seinem allgegenwärtigen praktischen Adlerblick die Bedeutung der Stecknitz sofort erkannte, diese zu einem großen, für Seeschiffe fahrbaren Canal einrichten, aber das Jahr 1812 machte diesem Project ein Ende. In neuerer Zeit hat Lübeck sich mit regem Eifer viel mit Vorschlägen und Entwürfen zur Verbesserung des Canals beschäftigt, und bereits ist der Vertheilungspunct des Canals, den jetzt eine Reihe von 15 Schleusen regeln, zu 5 Fuß Wassertiefe gebracht worden. Die Quellen sind nach dieser Vertiefung so ergiebig geworden, daß selbst in der trockensten Jahreszeit der Zufluß 600,000 Cubikfuß in 24 Stunden beträgt; woraus hervorgeht, daß hinlänglich Wasser zu einer frequenten Fahrt vorhanden, indem täglich an 500 Last über die Scheitelstrecke zu transportiren möglich wäre. So lange aber die Zuflüsse des ansteigenden Ostterrains, der Gudower Seen,

des Schallsees ꝛc. nicht herbeigezogen werden, bleibt der Canal ohne die Weltbedeutung, die einem Wasserwege zwischen Nord- und Ostsee zukommen würde. Desfallsige Bemühungen Lübeckischer Seits sind von der frühern Dänisch-Lauenburgischen Regierung stets vereitelt worden. Möge das Preußische Regiment ihnen geneigter sein!

Das Lauenburgische Land liegt zwischen dem 53° 21′ und 53° 48′ nördlicher Breite und zwischen dem 27° 54′ und 28° 40′ östlicher Länge von Ferro; umschlossen von Hannover, den Vierlanden, Holstein, Lübeck und beiden Mecklenburg.

Bei einer Länge von über 6¼ Deutschen Meilen mißt seine größte Breite gegen 5 Meilen. Der Gesammt-Flächeninhalt beträgt einschließlich der gegen 5 □Meilen großen fremdländischen Landeinschnitte und Enclaven in runder Zahl 24 □Meilen.

Mit Ausnahme einiger Hochebenen besonders im südlichen Landestheil ist es ein coupirtes hügelreiches Land, von vielen Seebecken und welligen Thälern durchfurcht; ebenso reich an fruchtbaren Feldern und Matten, üppigen Wäldern und ergiebigen Torflagern, wie an natürlichen und künstlichen Wasser- und Landstraßen. Nahe beiden Meeren, der Nord- und Ostsee, ist seine Blüthe und sein Flor ebensowol den natürlichen Hülfsmitteln als künstlichen Aushülfen zuzuschreiben; wenn es auch eines weit bedeutenderen Aufschwungs noch fähig ist.

Das eigentliche Herzogthum Lauenburg enthält etwa 19 □Meilen und über 50,000 Bewohner; hat also ungefähr die Größe eines der größern Landrathskreise in Preußen, wogegen es hinsichtlich der Bevölkerung manchem derselben weit nachsteht. Auf der Quadratmeile leben 2600—2700 Personen, mithin ist die Bevölkerung noch dünner als in den am schlechtesten bevölkerten Ländern der norddeutschen Tiefebene, wie Hannover, Mecklenburg und Pommern; was aber seine Hauptursache in den sehr ausgedehnten Waldungen und Torfmooren hat, die den fünften Theil des Bodens bedecken. Schleswig-Holstein ist weit dichter bevölkert.

Man zählt 3 Städte, die alle im Osten des Landes liegen, 29 Kirchspiele, 96 Dörfer, 12 Domainen-Vorwerke und 22 adlige Güter mit 20 Meierhöfen und 50 Dörfern. Die königlichen Landdistricte umfassen 12¼, die adligen Güter 6¾ □Meilen.

Von den 50,000 Bewohnern, die in ca. 10,000 Familien leben, kommen 9000 auf die Städte, 28,000 auf die königlichen Landdistricte und 13,000 auf die adligen Güter. In den Städten sind die beiden Geschlechter gleich stark vertreten, auf dem platten Lande die Frauen um fast 1000 in der Minderzahl.

Stadt Lauenburg.

Auch der Bahnhof Lauenburg liegt eine kleine Viertelmeile vor der gleichnamigen Stadt, auf einer halbinselartigen Wiese, welche von der Stecknitz und Elbe umarmt wird.

Beim Aussteigen erblicken wir einen grauen unförmlichen Kasten, der sich durch eine Aufschrift als Omnibus zwischen Bahnhof und Stadt ankündigt. Der Officier nebst Familie klettern hinein; wir aber ziehen es vor, die kleine Strecke zu Fuß zurückzulegen; wobei uns der Omnibus als Führer dient, denn er humpelt und rumpelt so langsam, daß wir ihn dreimal überholen könnten. So erreichen wir die Vorstadt Unterberg und dann das eigentliche Städtchen. Die Gassen sind eng und abschüssig und haben den Rinnstein noch in der Mitte. Die Häuser sind klein und niedrig, bemoost und verräuchert, stehen gedrängt durcheinander und kehren fast alle den altmodischen baufälligen Giebel der Gasse zu. Nur selten zeigt sich ein modernes zweistöckiges Gebäude oder ein prätensiöser Kaufladen mit großen Schaufenstern, die gar wunderlich von ihrer Um-

gebung abstechen. Kleine Rangen spielen auf dem abscheulichen Pflaster, und feiernde Bürger lehnen über der Hausthüre, von welcher nur der untere Querflügel geschlossen ist, so daß die Oberöffnung uns einen Blick in den langen durchgehenden Flur gestattet. Preußische Füsiliere in blauen Waffenröcken oder grauen Drillichjacken schlendern hin und her, während ihre schnauzbärtigen Unterofficiere an den Fenstern sitzen und mit den Töchtern und Frauen des Landes schäkern.

Der Omnibus hält vor einem Gebäude, in welchem wir mit Recht ein Gasthaus vermuthen. Der Wirth steht auf der Freitreppe und empfängt den Officier mit tiefem Bückling. Uns, als bloßen Civilisten, die wir außerdem zu Fuß und mit dem Ränzel auf dem Rücken ankommen, uns wird eine Verbeugung zu theil, die gerade in der Mitte abbricht. Dann sieht er uns zweifelhaft an. Es ist ein Gastwirth aus der alten Schule, kurz, fett, roth und abwartend.

— Wo ist das Gastzimmer?

— Bitte! sagt er, und läßt uns in ein saubres hübsch meublirtes Gemach treten.

Worauf er uns wortlos wieder mustert.

— Können Sie uns etwas Warmes zu essen geben?

— Hm! meint er. Es ist vier Uhr. Ich will nachsehen. Vielleicht ist noch etwas da.

— Haben Sie auch Bier?

— O ja! sagt er. Geht hinaus, und kommt nicht mehr wieder.

Statt seiner schiebt sich nach einer Viertelstunde eine untersetzte Gestalt ins Zimmer. Gleichfalls feist und roth, aber mit einer schwarzen Tuchjacke angethan, die es zweifelhaft läßt, ob er in diesem Hause das Amt eines Kellners oder Hausknechts bekleidet. Er nickt uns zu, nimmt auf einem Stuhle Platz und legt die flachen Hände auf die Kniee. Pause.

— Womit kann ich Ihnen aufwarten? fragt er endlich, ohne seine Stellung zu verändern.

— Was für Bier haben Sie?

— Ratzeburger und Erlanger.

— Ist es gut?

— Ratzeburger ist noch 'n Bischen frisch.

— So geben Sie uns Erlanger.

— Ja wohl!

Er greift ein paar in der Ecke stehende Flaschen und schänkt ein.

— Pfui! sage ich. Das ist ja ganz warm.

— Hm! entgegnet er. Unsere Herren aus der Stadt lieben es nicht kalt. Daher habe ich es hier in die Stube gestellt.

— Wie steht es mit unserm Essen?

— Haben Sie etwas bestellt?

— Schon vor einer halben Stunde.

— Nun, dann wird es wohl kommen.

— Wie heißen Sie denn?

— Als ich? — Friedrich Franz. Gerade so wie der Großherzog von Mecklenburg. Ich bin nämlich 'n gebor-

ner Mecklenburger und hier blos eingewandert. Ist aber schon lange her.

— Sagen Sie uns doch, welche Merkwürdigkeiten giebt es in der Stadt zu sehen?

— Merkwürdigkeiten?! — Was soll es bei uns für Merkwürdigkeiten geben? — Haben Sie sonst keine Geschäfte?

— Nein, antworten wir lachend.

— Sie reisen also blos zum Vergnügen?

— Allerdings.

— Woher sind Sie, meine Herren, mit Erlaubniß zu fragen?

— Aus Berlin.

— Aus Berlin?! wiederholt er und sieht uns mit hellem Erstaunen an. — Und da kommen Sie zu uns, um Merkwürdigkeiten zu sehen? Das ist ja wol nicht möglich!

— Nicht blos möglich, sondern wirklich und gewiß.

— Hören Sie, sagt er nach einigem Nachdenken, Sie könnten ins Theater gehen.

— Wie, haben Sie hier ein Theater?

— In jedem Winter ein paar Wochen, und die Leutchen spielen erbärmlich schön. Ich gehe auch dann und wann hin, wenn ich nämlich ein Billet geschenkt krig'.

— Und Sie amüsiren sich?

— Das wol, aber es strengt mich doch sehr an. Das heißt, wenn sie solch 'n trauriges schreckliches Stück geben,

zum Beispiel neulich — warten Sie 'mal, wie hieß es doch gleich? — ich meine „Kahle Liebe".

— Kabale und Liebe?!

— Sie können recht haben. — Ein blutjunges hübsches Mädchen und zwei abgefeimte Schurken, die nicht eher ruhen, bis sie todt ist.

— Die Vorstellung erschütterte Sie also, entpreßte Ihnen Thränen?

— Nein, das gerade nicht. Aber wenn ich nach Hause gekommen bin und im Bette liege und mir so überlege, was es doch für Unglück und Elend in der Welt giebt, und was für Schändlichkeiten und Nichtswürdigkeiten hier vorgehen, dann kann ich die halbe Nacht nicht schlafen und ärgere mich so ein, daß ich am andern Morgen Leibschmerzen habe. — Doch heute soll es 'was zum Lachen geben. Wollen Sie hin?

— Warum nicht! Wie theuer sind die Plätze?

— Erster Platz 16 Schilling, zweiter Platz 8 Schilling. Sie gehen natürlich ersten Platz?

— Wahrscheinlich.

— So will ich die Billets gleich holen. Jetzt bekommt man nämlich jedes um 4 Schillinge billiger als Abends an der Kasse.

Wir geben dem ehrlichen Burschen das Geld und lassen ihn gehen.

Unser Appetit ist groß, unsre Ungeduld noch größer, aber das Essen will noch immer nicht kommen. Nach einer

Weile erscheint eine Dame, mit einer Ladung von Tassen und Gläsern, die sie in einen Eckschrank stellt. Wahrscheinlich ist es die Frau Wirthin, aber sie blickt uns nur starr an, ohne zu grüßen, und wartet, bis wir solches zuerst thun.

— Wohnt der Preußische Officier bei Ihnen? frage ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

— Es ist kein Officier, es ist ein Hauptmann! antwortet sie kurz und rauscht zur Thüre hinaus.

Wieder vergeht eine lange Viertelstunde, worauf ein junges täppisches Dienstmädchen hereinkommt, gleichfalls ohne Gruß. Sie wirft unsere Biergläser vom Tisch und spreitet auf diesen eine Serviette. Nach einer zweiten Viertelstunde bringt sie Teller, Messer und Gabel, und nach einer dritten endlich das Essen. Es ist überaus dürftig und winzig, eine gewärmte Fleischspeise, aber nur von außen warm, inwendig kalt, und kaum für Einen genug; während man sonst im Norden gut und stark zu speisen pflegt. Wir sind bald fertig, aber nicht halb gesättigt, daher wir klingeln, und Butter und Käse bestellen. Auch dieses erscheint sehr spät und wieder in solch geringer Quantität, daß ich unwillig auffahre und eine neue größere Portion verlange, die aber ebenso kümmerlich ausfällt und von dem Mädchen verdrießlich auf den Tisch geschoben wird.

Inzwischen ist Friedrich Franz mit den Billets zurückgekehrt, wir bestellen bei ihm ein Zimmer für die Nacht und machen uns auf, um die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Unmittelbar an den Gasthof stößt der Marktplatz, der kleinste, den ich je gesehen, denn er hat etwa die Größe eines mäßigen Tanzsaals, und ist so abschüssig wie ein Dach. In der Nähe liegt versteckt die Kirche, ein unansehnliches Gebäude. Sie ist 1246 erbaut, und hat ein großes Gewölbe, in welchem die Leichen einiger ältern Herzoge von Lauenburg beigesetzt sind; die spätern ruhen in der Domkirche zu Ratzeburg. Chor und Altar der Kirche, unter welchen sich eben jenes Gewölbe befindet, werden vom Landesherrn gebauet und erhalten, das Schiff dagegen von der Stadt. Bis zum Jahre 1705 war mit dem hiesigen Pastorate die Superintendentur verknüpft; seitdem wohnt der Superintendent in Ratzeburg.

Wir steigen auf einer in die Bergwand eingehauenen Treppe, die aus mehreren terrassenförmigen Absätzen besteht und wohl 80—100 Fuß hoch ist, zur Oberstadt oder zu den beiden Vorstädten Oberbrücke und Hohleweg empor, welche nördlich von der eigentlichen Stadt liegen und wie eine halbmondförmige Krone der letzteren erscheinen. Bietet die Unterstadt das geschäftige Treiben einer kleinen Hafenstadt, in welcher Handel, Gewerbe und Flußschifffahrt sich kreuzen, so zeigt die Oberstadt ein ländliches Stillleben, das sich auf Gartenbau, Viehzucht und Ackerwirthschaft beschränkt. Hier sind die Gassen breit und eben, die Häuser schmuck und freundlich, viele mit Lauben und Gärtchen vor den Thüren. Oft ist die Reihenfolge durch eingefriedigte Ackerstücke und ausgedehnte Obst- und Gemüseländereien unter-

brochen, die sich längs den Terrassen bis zur Unterstadt hinabziehen, und wo Männer, Frauen und Kinder ihr Tagewerk verrichten. Hier befinden sich das Posthaus, mehre Gasthöfe und Restaurationen, sowie die Hauptwache der Preußischen Garnison, vor welcher der Posten, ein vierschrötiger Masure oder Lithauer im vollen Bewußtsein seiner Würde auf und ab stolzirt.

Am äußersten Rande des Plateaus, 132 Fuß über dem Wasserspiegel der Elbe und 150 Fuß über dem Durchschnittsniveau der Nordsee, liegt das Amthaus, eine umgebaute altehrwürdige Ruine der ehemaligen Lauenburg, von stattlichen Bäumen nnd hübschen Gartenanlagen umgeben und dem Wanderer eine herrliche Elbübersicht bietend. Die Lauen- oder Lavenburg, nach der die Stadt und das ganze Herzogthum den Namen führen, wurde 1182 in den Kriegen Heinrich des Löwen erbaut und war lange Zeit die Residenz der Landesherren. Am 19. Januar 1616 brannte sie ab, in Folge eines Kohlenfeuers, das man in der Schloßkirche auf der Orgel gebraucht hatte; nur ein Flügel blieb stehen; es ist derjenige, welcher jetzt die Dienstwohnung des Amtmanns enthält.

Den Namen Lauenburg oder Lavenburg will man ableiten von den Wendischen Wörtern po: an und Lave: Elbe, also Elbburg; insofern einst in diesen Landen die Polaben, ein Wendischer Volksstamm, saßen. Allein neuere Geschichtsforscher, wie Duve, bemerken, daß Ende des 12. Jahrhunderts, wo man die Burg erbaute, die vor-

herrschende Bevölkerung nicht mehr eine Wendische, sondern schon eine Sächsische war; und jener Name, der auch noch in vielen andern Gegenden unsers Vaterlandes vorkommt, ein rein Deutscher ist; denn in Altdeutscher Sprache hieß ein Wald oder dichtes Gehölz Lov, Love, Loube, und erst später ward dieser Ausdruck auf eine aus grünen Zweigen zusammengeflochtene Wohnung übertragen, wodurch unser jetziges Laube entstand. Lauenburg oder Lavenburg bedeutet mithin eine im oder am Walde belegene Burg, zumal der noch heute sehr ausgedehnte Sachsenwald früher fast das ganze Herzogthum bedeckte.

Ganz in der Nähe des Amthauses erblicken wir zwei andre Alterthümer: den Fürstengarten und den Burgthurm. Jener, im Jahre 1583 angelegt, gehörte früherhin zur Burg und war mit dieser durch eine Zugbrücke verbunden; jetzt bildet er ein Erbzinsgrundstück, das seit 1858 durch Kauf in Privatbesitz übergegangen. Der Burgthurm, 1466 erbaut und nach einer an ihm befindlichen Inschrift 1725 reparirt, ist von mäßiger Höhe, mit starken Mauern versehen, und wird gegenwärtig als Amtsgefängniß benutzt.

Die Frau des Amtspförtners führte uns hinauf, an den Zellen vorbei, die mit der Thür und einem kleinen Fenster auf den Corridor stoßen. — Ob auch gegenwärtig Gefangene darin? erkundigten wir uns.

— Ja, entgegnete sie, aber meist Ausländer, Hannoveraner und Preußen.

Wir verspürten keine Lust, die nähere Bekanntschaft

dieser Landsleute zu machen und erkletterten die Wendeltreppen, schließlich eine schwanke gebrechliche Leiter, die uns auf die Plattform führte. Die Frau war zurückgeblieben, weshalb wir hinunterriefen und sie ersuchten, doch auch heraufzukommen.

— Nein, schrie sie zurück,; ich traue dem alten Ding von Leiter nicht mehr.

Die Plattform ist mit einer eisernen Brüstung umgeben und von einer Art Schirm überdacht, unter welchem ein paar Glocken hängen, die zu einem im Thurm angebrachten Uhrwerk gehören. Unser Standpunkt war ein sehr unbequemer: unten die Plattform von strahlenförmiger Abschüssigkeit und mit einem Eisenblech überzogen, wo wir nur schwer uns aufrecht erhalten konnten; oben die Glocken, an welche wir beständig mit dem Kopfe stießen und dadurch zum Läuten brachten. Dennoch genossen wir eine prächtige Umschau.

Gegen Süden fliegt das Auge über das 2 Meilen breite Elbuferthal, über die üppigen Fluren der weiten Hannöverschen Marschlandschaft mit den vielen zerstreut liegenden strohgedeckten Häusern im Niedersächsischen Stil; bis zu den fernen Hügelreihen der Lüneburger Haide und den gothischen Thürmen der Stadt Lüneburg, welche sich majestätisch am Horizont abzeichnen. Im Osten erheben sich auf Mecklenburgischer Uferseite etwa in der Entfernung von einer Meile die durch das Stecknitzthal unterbrochenen Hügelreihen; sie enden in einem mächtigen bewaldeten Vorsprung am Elb-

uferhange, welcher den dort gegen Südosten sich wendenden Strom, sowie die Südlandschaft überhaupt gleichsam einrahmt; ähnlich wie im Westen die Vorsprünge der Glüsinger Höhen, in denen die Lauenburgischen Uferwände gipfeln. Nicht minder malerisch erscheint im Nordosten das breite Stecknitzthal mit seinen fetten Aeckern, Wiesen und Weiden. Ueberall ein Bild romantischer Natur und fleißiger Cultur, beide Hand in Hand, die beste Seite einer Norddeutschen Tieflandschaft. Ferner die Stadt selbst mit den vielen Häusergruppen zu unsern Füßen, die vorstädtischen Anbauten auf Höhenabsätzen, in Schluchten und Einbiegungen, umgeben von Laubhölzern und Anpflanzungen; dazwischen Felsenstürze, welche die hohen Fluthengänge der Elbe fast jährlich herbeiführen, und dicht bewachsene Hänge, die jeder Cultur spotten. Endlich die Elbe, von Kähnen, Booten und Fähren belebt; sowie der nahe Bahnhof auf dem erhöhten Damm des Elbwerders am Ausfluß der Stecknitz, wo die dampfenden Lokomotiven hin und her schießen. Und das Alles in einen bläulichen Duft und Schimmer gehüllt, wie er nur dem Herbste eigen ist und das Herz mit sanfter Wonne, mit stillem Frieden erfüllt. Schon ist die Sonne im Scheiden begriffen, ihre letzten Strahlen küssen und färben Wasser und Land, und dann neigt sie vollends ihr Haupt und verblutet unter Strömen von Gold und Purpur.

Schnell steigen wir hinab und spazieren durch die Vorstadt Hohleweg nach dem Bahnhofe, während die Schatten des milden Abends gleich grauen dunstigen Schleiern auf

uns herniedersinken. Vor uns geht ein junger Mann, den wir bald einholen und anreden.

Er zeigt sich gesprächig und berichtet, wie in der Stadt ein ganzes Bataillon, gegen 600 Mann Preußen lägen. Das sei etwas viel und falle den Bürgern nicht leicht, zumal man unter Dänischer Herrschaft von aller Einquartierung verschont gewesen. Viele Einwohner hätten zwar das nöthige Gelaß, viele andre aber müßten ihre Einquartierung ausmiethen, wo denn das geringe Servisgeld nicht ausreiche, sondern ein bedeutender Zuschuß aus eigner Tasche nöthig werde. Noch beschwerlicher und kostspieliger sei die Beköstigung der Soldaten, doch hoffe man, daß sie sich in nächster Zeit selbst menagiren, vielleicht auch eine Caserne erbaut werden würde. Nutzen von der Garnison hätten nur einige Kaufleute und Gewerbetreibende, im Uebrigen vertheuere jene die Lebensmittel, die an und für sich schon theuer genug wären. Dennoch herrsche zwischen Bürgern und Soldaten das beste Einvernehmen, letztere zeigten sich bescheiden und freundlich, und es werde gute Mannszucht gehalten.

Wohlfeil seien nur die Wohnungen, man könne ein ganzes Haus für 50 Thlr. jährlich miethen, und mancher Hausbesitzer vermiethe für ein Spottgeld, blos um seine Räume nicht leer stehen zu lassen. Die Stadt sei im Ganzen ein nahrhafter und wohlhabender Ort, und während des Winters, wenn die Kahnschiffer zu Hause und müßig liegen, herrsche hier ein gemüthliches fast lustiges Leben.

Mit dem Wechsel in der Herrschaft sei man durchgängig einverstanden, wenngleich das Dänische Regiment ein mildes gewesen. Es heiße, daß in den nächsten drei Jahren noch Alles beim Alten bleiben solle; später müsse man sich auf eine bedeutende Erhöhung der Abgaben gefaßt machen. Handel und Schiffahrt hätten seit dem letzten Kriege wesentlich gelitten, doch verspreche man sich eine Besserung und große Vortheile von dem Eintritt des Herzogthums in den Zollverein. Bisher sei ein lebhafter Schmuggelhandel mit den Grenzländern getrieben, der namentlich für viele hiesige Einwohner die Hauptquelle ihres Erwerbs gewesen.

Der Stadt gegenüber und nur durch die Elbe von ihr getrennt liegt auf Hannöverscher Seite der Bahnhof Hohnstorf, und es finden directe Züge zwischen Lübeck und Hannover und weiter nach dem Rheine statt. Die Verbindung zwischen beiden Bahnhöfen diesseits und jenseits der Elbe wird durch zwei Dampffähren, eine größere und eine kleinere vermittelt, zu welchem Zwecke sich an beiden Ufern lange allmälig aufsteigende Landungsbrücken befinden. Sowol die Brücken wie die Fähren sind mit einem Schienengeleise versehen, das dem der Bahn entspricht, um die beladenen Güterwagen, deren Umladung zu beschwerlich sein würde, über den Fluß zu schaffen. Personenwagen werden jedoch nicht übergesetzt, sondern nur die Passagiere. Man läßt die Güterwagen an einer starken eisernen Kette die Brücke hinunter und auf die davor liegende Fähre gleiten, und zieht sie am andern Ufer in derselben Weise hinauf.

Beides geschieht natürlich nicht durch Menschenhände, sondern durch eine Dampfmaschine, welche das Ab- und Aufrollen der Kette regelt. Indeß hat es sich schon wiederholt zugetragen, daß letztere gerissen und die schweren Waggons in die Elbe gestürzt sind; aus welcher sie, um das Fahrwasser frei zu halten, mit großer Mühe und noch größeren Kosten herausgefischt werden mußten. Auch die Fähren erleiden nicht selten arge Beschädigungen, besonders wenn die Elbe stark mit Eis geht, wo dieses sie wie ein Messer zerschneidet und zu Grunde sinken läßt. Gegenwärtig war nur die kleinere Fähre in Thätigkeit, die größere lag wieder am jenseitigen Ufer in Reparatur, wo sie einen neuen stärkern Eisenpanzer erhält. Beide sind lang und schmal, mit Cajüten für die Reisenden versehen, und können eine Reihe schwer beladener Güterwagen tragen.

Zuerst beabsichtigte man, eine feste Eisenbahnbrücke über die Elbe zu bauen. Die Ausführung unterblieb jedoch, vielleicht weniger wegen des Kostenpuncts, als weil die beiderseitigen Uferstaaten aus politischen Gründen sich nicht einigen konnten. Wirklich sollen die beiden Dampffähren, ihre häufige Reparatur und die erwähnten Unglücksfälle bereits nicht weniger Unkosten verursacht haben, als die Anlage einer Brücke es gethan haben würde. Ueberdies wird man früher oder später, wegen der jetzt so häufig eintretenden Stockungen im Verkehr, zu jenem Project zurückkehren müssen.

Alles dies erzählte und zeigte uns der gefällige Mann,

in dem ich schon längst einen Schneider entdeckt hatte. Schneider und Schuster, Gewürzer und Schulmeister verrathen sich alsbald durch jedem von ihnen eigenthümliche Haltung, Mienenspiel, Tonfall, Ausdrucksweise, Gesten und noch manches Andre; ja ein unbestimmtes Etwas, eine zugleich geistige wie körperliche Ausdünstung läßt sie schon auf Geruchsweite ahnen. Um aber sicher zu gehen, fragte ich unsern Begleiter nach seinem Metier.

— Nun, sagte er, und schien sich durch Recken und Dehnen in einen andern Menschen umgießen zu wollen; wofür halten Sie mich?

— Aha, dachte ich, hier gilt's vorsichtig zu sein, und sprach dann laut: Sie sind wahrscheinlich Oekonom?

— Nein, entgegnete er, und lächelte vergnügt.

— Oder Kaufmann?

— Nein, sagte er, und lächelte noch vergnügter.

— So sind Sie Beamter?

— Auch nicht, antwortete er, und lächelte höchst vergnügt. — Ich bin — Schneider, fügte er nach einer Pause und mit sichtlicher Ueberwindung hinzu.

— Nicht möglich! rief ich.

— Das hätten Sie mir also nicht angesehen?

— Nie und nimmer!

— Nun, sagte er, und drückte mir herzlich die Hand; das freut mich.

— Wie so! Sie schämen sich doch nicht Ihres Gewerbes?

— Das gerade nicht. Ich habe eine hübsche Kundschaft in Stadt und Umgegend, arbeite mit mehren Gesellen und Burschen. Aber es ist mir doch unangenehm, wenn man mir gleich den Schneider ansieht. Wie man sich auch kleidet, aufführt und spricht — gleich zischeln die Leute: Es ist 'n Schneider!

— Geschieht das wirklich?

— Meistens! sagte er traurig. — Nur Einmal hat man mich nicht erkannt, fuhr er wieder heiter fort. Es mag vor fünf Jahren gewesen sein, da fuhr ich mit dem Dampfschiff von Lübeck nach Kopenhagen. Ich hatte mir einen Schnurrbart wachsen lassen, meine besten Kleider angezogen und einen Platz in der ersten Kajüte genommen. Wenn ich den Kellner rief, warf ich stets einen blanken Thaler auf den Tisch. Das gab mir ein Ansehn. Vornehme Herren und feine hübsche Damen knüpften mit mir Gespräche an, und ich ließ ihnen auftischen, was nur zu haben war. Freilich kostete mich das über 50 Thaler, meine ganzen Ersparnisse, und ich stieg zu Kopenhagen mit einigen Schillingen ans Land — aber ich hatte mich doch köstlich amüsirt, denn keiner von der ganzen Gesellschaft hatte mir den Schneider angemerkt. Ich glaube, einige hielten mich für einen jungen Edelmann, und ich ließ sie natürlich bei ihrem Gedanken. — Diese Stunden, schloß er mit einem Seufzer, gehören zu den schönsten meines Lebens. Es ist nichts hübscher, als reisen und incognito reisen.

Ich drückte ihm meine Zustimmung aus.

— Leben Sie recht wohl! sagte er sich verabschiedend. — Aber noch Eins, und er kehrte plötzlich zu uns zurück; sagen Sie mir ganz aufrichtig, ohne jede Schmeichelei: Sie haben mich wirklich nicht für einen Schneider gehalten?

— Bewahre! antwortete ich und steckte meine feierlichste Miene vor.

— Ich danke Ihnen! sagte er mit einem warmen Händedruck. Will das meiner Frau erzählen; die wird sich auch freuen.

Und ganz glückselig lief er davon.

Wie wir vom Bahnhof nach der Stadt zurückgingen, genossen wir eines wundervollen Anblicks. Oben am Himmel waren hunderttausend Sterne heraufgezogen und funkelten und glitzerten in leuchtender Pracht und in farbigem Wechsel. Unten zwischen Häusern und Bäumen blinkten die Lichter der Gaslaternen, und wie sie durch die Nacht gaukelten, schienen sie gleichfalls Sterne, die vom Himmel zur Erde herniederschwärmten; und statt ihrer droben Millionen Gasflammen zu brennen. Beide aber, Sterne und Gaslichter, spiegelten sich wieder im Wasser der Stecknitz, wo sie einander jagten und haschten.

Nebenbei gesagt, findet man Gaserleuchtung in den kleinsten Städten und Flecken der Herzogthümer schon seit vielen Jahren. Auch in der hiesigen Stadt ist sie bereits seit 1852 eingerichtet, jedoch nicht von der Commune, sondern als ein Privat-Unternehmen.

Doch jetzt in's Theater. — Am Eingange nimmt der Cassirer die von Friedrich Franz gelösten Billets in Empfang und überreicht uns dafür zwei andre, auf welchen die vornehmen Worte stehen „Fremden-Loge". Wir treten in einen geräumigen Saal, der sonst wol im Dienste der Tanzmuse stehen mag. Jetzt ist er von einer Reihe langer roher Holzbänke durchzogen, auf welchen die recht zahlreich versammelten Zuschauer bereits Platz genommen haben. Nur eine Schnur scheidet den zweiten von dem ersten Rang, nach welchem uns ein hinkender rothnasiger Alter mit sichtlicher Hochachtung geleitet, worauf wir uns nach Gefallen einen Platz suchen. Mein Verleger setzt sich neben eine junge corpulente Frau, wogegen ich mich zur Seite eines stillen blonden Mädchens niederlasse. Ein Blick über die Versammlung erfüllt uns mit idyllischem Behagen. Frauen und Mädchen sitzen in ihren Hauskleidern da, ohne Hüte und Mäntel, nur in ein Umschlagetuch gehüllt und ein Wollhäubchen auf dem Kopfe, als ob sie über die Gasse, zu einer Nachbarin gelaufen. Hinter uns besprechen ehrsame Ackerbürger und Handwerksmeister städtische oder ihre eigenen Angelegenheiten. Alle diese Männer und Frauen haben ein redliches Tagewerk hinter sich und ihre gesättigten Mienen verkünden, daß sie bereits zu Abend gegessen — die Vorstellung fängt erst gegen 8 Uhr an — daß sie nunmehr zufrieden verdauen und Jedermann entschlossen ist, sich nach besten Kräften zu amüsiren. Kein blasirtes frivoles geckenhaftes Mannsbild, nirgends eine aufgeputzte kokettirende frag-

würdige Dame: lauter gemüthliche ehrliche Leute. Auch einige Preußische Officiere sind anwesend, deren Uniformen in diesem Raume, in dieser schlichten Umgebung fast befremden.

Ich rede meine Nachbarin an und, da wir uns nicht in Berlin oder in einer andern Großstadt befinden, antwortet sie dem ihr völlig Unbekannten in der ungezwungensten freundlichsten Weise.

Ob sie oft hierher gehe?

Ach nein. Dazu sei in der Wirthschaft zu viel zu thun, sie könne nur selten abkommen. Auch sei ein häufiger Besuch des Theaters zu theuer.

Ob sie den König von Preußen bei der Huldigung gesehen?

Sie hätte ihn gesehen.

Wie er ihr gefallen?

— O, ich danke Ihnen! Ganz gut! sagte sie mit naiver Höflichkeit.

Aus all ihren Reden leuchtete kleinstädtische Unschuld und jungfräulicher Frieden.

Aus der Hinterwand des Saales tritt eine Art von Balcon hervor. Wie man mir mittheilte, war dies früher der theuerste Platz, wo die haute volée wie auf einem Präsentirteller gesessen. Jetzt tummelt sich dort die goldene Straßenjugend und hinter ihr kauern schäbige Freibillets. Ja, es giebt keinen größeren Revolutionär als die Mode, die beständig das Oberste zu unterst kehrt und schließlich Alles mit einander in ihre Rumpelkammer wirft.

Das Orchester beginnt seine Thätigkeit. Es sind die Stadtmusici, und zwar 2 Geigen, 1 Flöte, 2 Klarinetten, 1 Contrabaß und 1 kleine Pauke, die sich zu einer wimmernden Polka vereinigen. Der Dirigent steht aufrecht da, spielt die erste Violine und begleitet jeden Strich mit einem Wackeln des Kopfes und mit einem Stampfen des rechten Fußes. Er schielt so entsetzlich, daß — obgleich er dem Publikum den Rücken zukehrt — sein rechtes Auge beständig in dieses hineinstarrt; und doch gilt der unheimliche Blick, wie ich bald merke, seinen Untergebenen, die er damit theils corrigiren, theils anfeuern will; wenigstens richtet er, sobald das Tanzstück zu Ende, an die Klarinette tadelnde, an die Pauke lobende Worte.

Der Vorhang schiebt sich schwerfällig in die Höhe, und wir erblicken eine kleine Bühne, auf welcher drei oder vier Personen nur behutsam neben einander agiren können. Bald rennt eine alte Kokette die schwanken Coulissen ein, bald kommt einem unglücklichen Liebhaber ein Tisch oder ein Stuhl zwischen die Beine, und das hereintretende Kammermädchen bleibt mit ihrer Crinoline in der Thüre stecken. Und nun erst die Schauspieler. Von zweien, die reiche Dandy's vorstellen, trägt der Eine ein verwaschenes Sommerröckchen, der Andere einen vorsündfluthlichen Leibrock. Nur die bunten Flittern der Damen vermögen beim Scheine der Lampen eine matte Täuschung hervorzubringen.

Allerdings liegt in solch fahrendem Schauspielerthum ein gewisser Reiz, eine Art von Poesie, aber nur zu bald

verschwindet diese vor der überall hervorguckenden Misère; was sowol vom Zuschauer wie von den Betheiligten selbst gilt. Die meisten treibt Trägheit, Leichtsinn und Liederlichkeit in diese Bahn; nur wenige Talent und Liebe zur Kunst. Und selbst diese verkümmern gar bald in der sie umgebenden Atmosphäre von Hunger und Verachtung, oder sie schleppen ihr elendes Dasein stumpfsinnig dahin, oder sie sehnen sich vergebens nach der bescheidensten bürgerlichen Existenz. — Das Subject, welches hier einen jungen Liebhaber machte, war bereits kahlköpfig und zeigte ein verwittertes schnapsrothes Gesicht. Wahrscheinlich schon lange Jahre solcher Wanderbühne angehörend, hatte er noch nicht stehen und gehen gelernt, stolperte wie im Schlafe umher, und lauschte verlegen den Worten des Souffleurs, die er ausdruckslos und sich häufig verschnappend nachstammelte. Sein Vertrauter dagegen, ein junger Bursche, spielte frisch und keck, nur noch ungeschult und stürmisch. Vielleicht ein Talent, wie es unter den Wandertruppen dann und wann aufblitzt, um, durch einen Zufall entdeckt und hervorgezogen, später seinen Triumphzug über die ersten Bühnen Deutschlands zu machen. Ein Dritter, der den Bedienten darstellte, zeigte jene edle Frechheit, welche die treue Gesellschafterin der Bornirtheit zu sein pflegt und ihren glücklichen Besitzer über alle Unfälle zu trösten weiß. Dieser Jüngling schrie und lärmte ohne Zweck und Ziel, hatte beide Hände stets in den Hosentaschen und behandelte seinen Herrn wie seinen Kameraden. Was die Frauenzimmer betrifft, so

hatte die Frau Director, welche eine alte liebestolle Jungfer gab, jedenfalls einst bessere Tage und bessere Bühnen gesehen. Auch die Tochter erwies sich als eine gewandte Soubrette, die ganz wohl auf einem größern Provinzial-Theater auftreten konnte, und die wol nur kindliche Pietät hier festhalten mochte. Nur wenn sie lächelte, und sie lächelte fast immer, entstellten sich ihre regelmäßigen Züge; während sonst ein Lächeln jedes Gesicht zu beleben und verjüngen pflegt. Die Hübscheste, wenngleich durchaus nicht mehr jung und vom Zahne der Zeit stark angefressen, war die Frau jenes bemoosten Liebhabers, der gewiß nur um ihretwillen, als eine unvermeidliche Zugabe hier geduldet wurde. Sie spielte eine Tyroler Sennerin mit vielem Geschick, doch mit einer zu starken Entblößung des Busens.

Man gab: Das Wundermädchen aus den Alpen oder wie man sich eine Frau sucht; Posse mit Gesang von A. D. Seyffahrt. Ich habe schon viele dumme abgeschmackte Stücke gesehen, zumal die Berliner Secondairtheater in der Vorführung solcher wetteifern, und kein Publikum der Welt sich in dieser Beziehung mehr bieten läßt, als die Berliner: dennoch übertraf das hier aufgeführte fast Glauben und Möglichkeit. Logik darf man von unsern modernen Possen überhaupt nicht erwarten, aber doch eine Art von Wahrscheinlichkeit und Zusammenhang. Hier jedoch davon keine Spur, nur der ödeste trivialste Unsinn ohne alle Methode.

Trotzdem folgte das Publikum der Vorstellung mit reger Spannung und sichtlichem Vergnügen, ein Beweis, wie

stark und anspruchslos der Magen der großen Menge ist. Andrerseits verrieth sich aber auch wieder der natürliche Verstand; und die Theilnahme, mit welcher man sich der Kunst hingab, den kümmerlichen Schein für blühende Wirklichkeit nahm, hatte etwas Rührendes.

— Herrgott, sagte hinter mir eine ehrliche Bürgersfrau zu ihrem Manne; wie thut sich die alte Person um den jungen Menschen; sie ist ja wol ganz verdreht und schämt sich nicht 'n Bischen.

— Je, Mutter, antwortete der Alte, wenn's sich um's Heirathen handelt, denn hat's bei den Weibern mit dem Verstand und der Scham 'n Ende.

Welche boshafte Bemerkung ihm von Seiten seiner Ehehälfte einen gemüthlichen Rippenstoß eintrug.

Ebenso kicherten meine jungen Nachbarinnen, wenn die alte Jungfer von ihrer eigenen Liebesgluth düpirt und vexirt wurde, und noch freudiger kicherten sie, als die beiden Liebesleutchen sich endlich herzten und küßten.

Ein vor mir sitzender ältlicher Herr beklatschte die Schauspieler nach jedem Acte aus Leibeskräften und bat uns dringend, ihm doch Beistand zu leisten.

— Allerdings, sagte er, ich habe schon bessere Schauspieler gesehen, ich bin mehrmals in Hamburg und Kopenhagen gewesen; aber man muß seine Ansprüche nach Zeit und Ort stimmen; das Bischen Beifall kostet nichts, und thut den armen Leuten doch so wohl.

Darin hatte er Recht und wir folgten seinem Beispiel.

Noch besser gefiel mir das Verhalten der Preußischen Officiere. Ohne Zweifel machte auch auf sie die Vorstellung einen höchst erbärmlichen Eindruck, aber ruhig und aufmerksam folgten sie ihr, ohne die Illusion ihrer Umgebung durch ein Wort oder eine Miene zu stören; sehr unähnlich manchen Laffen, die überall mit ihrem vornehmen Geschmack und ihrer Blasirtheit prunken zu müssen meinen.

Zum Schluß wurden lebende Bilder unter bengalischer Beleuchtung vorgeführt, die mit Rücksicht auf die Verhältnisse recht hübsch ausfielen.

Auch das Theater befindet sich in der Oberstadt. Wie wir nach der Unterstadt gingen, hörten plötzlich die Gaslaternen auf und wir tappten im Dunkel. Auf Händen und Füßen kletterten wir die vielen Stufen und Absätze hinab, in beständiger Furcht, einen falschen Tritt zu machen und den Hals zu brechen. Warum diese gefährliche Strecke ohne jede Beleuchtnng, habe ich nicht ergründen können.

In unserm Gasthause angelangt, fanden wir das Gastzimmer mit vielen Herren angefüllt, die theils um den einzigen Tisch, theils — und dies war die Mehrzahl — an den Wänden entlang saßen, ohne Licht und ohne ein Plätzchen, wo sie ihr Bierglas hinstellen können. Auch wir suchten in einer dunkeln Ecke ein Unterkommen. Unser Eintritt hatte das Gespräch in's Stocken gebracht und es kam während unsrer Anwesenheit auch nicht wieder in Gang. Wir hatten ein Abendessen bestellt, und nach einer Weile meldete der Wirth mit tiefem Bückling:

— Es ist angerichtet. Wollen die Herren sich nach dem Speisesalon bemühen!

Nach seinem bisherigen kühlen Verhalten mußte mich diese Höflichkeit überraschen, ich sollte jedoch gleich begreifen, daß sie auch gar nicht uns, sondern einem Dritten galt; einem langen ältlichen Herrn, der mit uns unter Vortritt des Wirths nach dem „Speisesalon" ging. Dieser bestand in einem kleinen fast kahlen Zimmer mit einem großen Tische, über den ein etwas unsaubres Leinentuch gebreitet und auf welchem allerhand kalte Speisen standen. Diesmal war die Auswahl mannigfaltiger, aber gerade nicht reichlicher. Ein Endchen Wurst, ein Stückchen Käse, roher Schinken und kalter Braten in einigen Scheibchen, endlich ein paar Entenknochen, von denen das Fleisch fast scharf abgeschnitten.

Wir alle Drei einigten uns instinctiv in dem Entschlusse, so schnell und so viel zu essen, als nur Jeder könne, und durch Sprechen keinen Moment und keinen Bissen zu verlieren. Der auf- und abspazierende Wirth wollte dieser Verwüstung Einhalt thun und sagte zu dem langen Herrn, der, wie wir später erfuhren, ein ehemaliger Preußischer Rittmeister war und sich seit einigen Jahren in Lauenburg angekauft hatte; also er sagte:

— Nun sind Sie doch wieder Preuße geworden, Herr von **; Ihre Landsleute sind Ihnen nachgezogen.

— Hm! brummte der Andre kauend, und beantwortete auch alle weitern Reden des Wirths nur durch ein dumpfes

Knurren, ähnlich dem eines Hundes, der einen Knochen zwischen den Zähnen hält und Jemanden herankommen sieht.

Entweder hatten wir schneller gegessen als unser Nachbar, oder unser Appetit war geringer: genug, wir wurden vor ihm fertig. Sofort aß er langsamer und fast bedächtig, antwortete dem Wirth ausführlicher und ließ sich von ihm verschiedene Schnäpse einschänken, hörte aber nicht eher auf, bis auch der letzte Teller blank war, so daß ihm Jener mit einer Art von verlegenem Erstaunen zusah.

Friedrich Franz leuchtete uns nach unserm Zimmer hinauf, an dessen Thüre ich vergebens nach einem Schloß suchte.

— Das Zimmer läßt sich nicht verschließen?! sprach ich zu dem alten Knaben.

— Ist auch hier zu Lande nicht Mode, entgegnete er. Stellen Sie nur Ihre Stiefel heraus. Gute Nacht!

Das große Gemach mit seinen altmodischen vielen Möbeln glich mehr einem Privat- als Fremdenzimmer. Auch mochte es der Wirth noch kürzlich benutzt haben. In einer Ecke stand ein Tischchen mit vielen langen und kurzen Tabackspfeifen. Dort lagen mehre Bibeln, Postillen und andre Bücher, auch mancherlei Raritäten und Ziergeräthe. Angenehmer waren uns ein paar Pantoffeln, die jeder von uns vor seinem Bette fand; ein Requisit, dessen kein Gasthof entbehren sollte, wenngleich man es nur noch hin und wieder in kleinen Städten antrifft.

— He, sagte mein Verleger, als wir Beide im Bette

lagen, bis jetzt hätten wir noch wenig Stoff für unsre Skizzen.

— O, antwortete ich, Das giebt schon mehre Bogen.

Erstaunt aber wortlos blickte er mich an, die Augen fielen ihm zu und er selber in einen tiefen Schlaf.

Ich ließ die Erlebnisse des Tages die Revue passiren, legte das Portemonnaie, worin sich meine Habe befand, nicht ohne Sorge unter das Kopfkissen, und überließ mich endlich gleichfalls der Ruhe. Aber diese sollte nicht ungestört bleiben.

Ein paar Stunden mochte ich geschlafen haben, da erweckte mich ein krampfhaftes Geschrei. Es kam aus dem Nebengemach, das nur eine dünne Wand von dem unsrigen trennte, und dicht neben dieser Wand stand mein Bett. Ein kleines Kind weinte und schrie mit einer Erbitterung und Consequenz, als wolle es die ganze Stadt aus dem Schlafe oder sich selber zu Tode schreien. Aber Niemand außer mir schien es zu hören, Niemand bei ihm zu sein, der es beruhigen wollte, und so schrie es tapfer fort. In solchem Kindesgeschrei liegt noch die rohe thierische Natur, die einem dunkeln Bedürfniß instinctiv Luft macht, und doch schon der menschliche Geist, die ganze unentwickelte Sprache, welche noch vergebens nach Worten ringt. Das bewiesen die zuerst anscheinend einförmigen, bei weiterm Horchen aber in der That sehr mannigfaltigen Töne, wie sie bald zur schwindelnden Höhe hinaufklommen bald in gähnende Tiefe hinabstürzten, und aus welchen man eine

ganze Armee von Regungen und Gefühlen heraushören konnte: Zorn und Furcht, Schmerz und Ungeduld, Hunger und Durst, Klagen und Bitten, Grollen und Schelten.

Allmälig wurde ich's müde, der einzige Zuhörer zu sein, und sann auf einen Genossen. Mein Verleger schlief und schnarchte den Schlaf des Gerechten; aber Nichts empört die Seele mehr, als einen glücklichen Schläfer neben sich zu sehen, wenn man selber nicht schlafen kann. Also langte ich nach dem Bette meines Kameraden, das zu Häupten des meinigen stand und zog ihn bei den Füßen.

— He! schrie er. Wo brennt's.

— Hören Sie das Kindergeschrei? fragte ich.

— Ja, entgegnete er, sich ermunternd; jetzt höre ich's.

Wir einigten uns in der Vermuthung, daß das schreiende Kind den Wirthsleuten gehöre, deren Schlafgemach sich nebenan befinde, donnerten gegen die Wand und geboten Ruhe. Doch Niemand antwortete uns, nur das Kind fuhr fort zu schreien, womöglich noch gellender als vorher, und so wälzten wir uns verzweifelnd von einer Seite zur andern, alle fünf Minuten aus einem fieberhaften Halbschlummer emporgeschreckt, bis der Schlaf endlich sein Recht behauptete und uns mit starken Armen umfing.

Aber noch im schweren Traum verfolgte mich das Geschrei und ängstigte mich, indem es verschiedene Mißgestalt annahm, bald als Kobold auf meiner Brust tanzte und mir die Kehle zuschnürte, bald als Dieb, Räuber und Mörder mich überfiel und nach meinem Portemonnaie suchte. Mit

lautem Schrei fuhr ich empor und lauschte wild umher. Das Kind schrie nicht mehr, aber vom Flure her vernahm ich leise vorsichtige Tritte, die näher und näher kamen. Dann tappte es an der Thüre, diese öffnete sich geräuschlos und herein schlich eine dunkle Gestalt, die sich auf den Fußspitzen meinem Bette näherte. Mein Traum war schauerliche Wahrheit geworden, ich zitterte wie im Fieber, aber es war nicht das Zittern der Furcht, sondern des Muthes. Hochaufgerichtet schickte ich mich an, den nächtlichen Gast zu empfangen. Jetzt stand er, den Athem anhaltend, vor mir und jetzt beugte er sich zu mir hinab. Da ergriff ich ihn mit gewaltiger Faust, schüttelte ihn, und schrie:

— Ha, Schurke, jetzt fasse ich Dich! Wer bist Du? Was willst Du?

— Gott steh mir in Gnaden bei! sagte Friedrich Franz, denn er war es. Was soll ich groß wollen? Ihre Stiefel. Warum haben Sie sie nicht vor die Thür gestellt?

Beschämt ließ ich ihn los und sank auf das Kissen zurück. Von meinen lauten Worten erweckt, begann nebenan wieder das Geschrei.

— Hören Sie nur! sprach ich. Gehört das Kind Ihrem Herrn?

— Ne, entgegnete er, wir haben solch kleine Kinder nicht mehr. Das ist dem Preußischen Herrn Hauptmann seins.

— Ist denn Niemand bei ihm?

— Ja wohl, die andern Kinderchen und auch die Amme. Aber die hört nichts, die schläft wie ein Todter.

Nun, Gott stärke sie, und schenke auch uns noch einige Stunden Schlaf.

Dieser Wunsch ging in Erfüllung, erst spät erwachten wir, als Frau Sonne trotz der herabgelassenen Vorhänge schon hell und strahlend im Zimmer stand und uns schelmisch anlachte.

Wieder ging es im Nebenzimmer sehr laut her, aber diesmal nicht Weinen und Schreien, sondern Lachen und Scherzen. Wir unterschieden eine sonore Männerstimme, deren Inhaber mit den Kleinen tändelte und spielte, mit ihnen plauderte und sie küßte. Ja, solch Preußischer Hauptmann verliert in seinem Kinderzimmer alles Kriegerische und Schreckhafte, und unterscheidet sich dort in Nichts von einem bürgerlichen Gatten und Vater. Eins der Kleinen ließ er auf dem Knie spazieren reiten, dem Andern pfiff er ein Liedchen und mit dem Dritten tänzelte er durch das Zimmer. Dazwischen die Frau Hauptmännin, welche ihre muntern Reden zwischen Mann und Kinder theilte. Ein gemüthliches anmuthiges Bild, wenn auch nur mit den Ohren genossen, um dessentwillen wir den nächtlichen Skandal gern verziehen.

Im Begriff die Treppe hinunterzusteigen, wurden unsre Schritte unwillkürlich durch eine Scene gehemmt, die sich zu unsern Füßen unten auf dem Hausflur entwickelte.

Hier stand Friedrich Franz und vor ihm mit einer Armensündermiene ein Jüngling, welchen wir wegen seiner Preußischen Militärmütze für einen Recruten nahmen, der

sich zu seinem Regimente begeben wolle. Er stand marschfertig da, einen derben Stock in der Hand und einen grauen Leinenranzen über den Rücken geschnallt.

— Hoho, Bruder! sprach Friedrich Franz, der ihn am Rockkragen hielt, Du wolltest also mit Polnischem Abschiede davongehen und die Zeche sollten wir in den Schornstein schreiben. Aber so dumm sind wir nicht, ich merkte das schon gestern. Und wenn Du wirklich ausgerissen wärst, weißt Du nicht, daß wir hier 'n Telegraphen haben; der holt Dich ein, und wenn Du mit Siebenmeilenstiefeln läufst, zehnmal, ehe Du nach Ratzeburg kommst. Ei, wenn ich Dich jetzt zu dem Herrn Hauptmann bringe, der bei uns im Hause wohnt?!

Der Andere wimmerte um Erbarmen.

— Pah, sagte Friedrich Franz, bezahle. Es ist 'ne Kleinigkeit: — 26 Schillinge. Oder meinst Du, weil Lauenburg jetzt zu Preußen gehört, daß Du hier Alles umsonst krigst?

Jener zog ein Beutelchen hervor und kehrte es um. Es waren nur wenige kleine Silberstücke.

— Langt nicht, redete Friedrich Franz, sie zählend. Ist das Alles?

— Alles!

— Wirklich?

— Gewiß und wahrhaftig.

— Dann behalt's und laufe. Ich will schon mit dem Herrn reden. — He, rief er dem Menschen nach, der sich

dankend entfernen wollte; griff in die Westentasche und drückte ihm eine Münze in die Hand. Nimm, Du wirst's unterwegs noch brauchen.

Erst jetzt bemerkte er uns.

— Ist 'n Rheinländer, meinte er, 'n strammer Kerl, aber er muß uns nicht für dumm halten.

Er folgte uns in das Gastzimmer und erzählte dem Wirth flüsternd den Vorfall, worauf dieser seine Zufriedenheit durch Nicken und einige abgebrochene Worte ausdrückte. Ueberhaupt schien Friedrich Franz im Hause eine ansehnliche Rolle zu spielen und seinen Herrn fast zu bevormunden.

So eben kam für den Letztern ein Brief, den er erbrach und überflog.

— Von wem? fragte der Hausknecht, ihm über die Schulter und in den Brief sehend.

— Von dem Reisenden! entgegnete der Wirth weiter lesend.

— Zeigen Sie doch 'mal! sagte der Andre und riß seinem Herrn den Brief aus der Hand, in dessen Inhalt er sich vertiefte. Dann blickten sich beide an.

— Der Kerl schickt kein Geld! sprach der Wirth etwas zaghaft.

— Es ist 'n Schweinhund! erklärte Friedrich Franz. Und Sie — —. Hier sah er seinen Herrn geringschätzig an. Ich hab's Ihnen gleich gesagt; warum gaben Sie ihm den Koffer 'raus?

Sichtlich unzufrieden verließ er das Zimmer.

Heute erwies sich der Wirth weit freundlicher und gesprächiger, gab bereitwilligst Auskunft über Stadt und Umgegend, und was das Beste war, er machte eine billige Rechnung. Um dieser Rechnung willen vergaben wir ihm Alles, was wir in seinem Hause genossen und nicht genossen, und schieden wie gute Freunde.

Bevor wir die Stadt verließen, setzten wir über die Elbe, um jene vom jenseitigen Ufer in Augenschein zu nehmen. Ein paar regelmäßig hin- und hergehende Ruderboote vermitteln den Verkehr zwischen den beiden Grenzlanden, der ziemlich lebhaft ist, denn die auf Hannöverscher Seite liegenden Aemter Neuhaus und Artlenburg gehörten bis 1816 gleichfalls zu Lauenburg.

Die Elbe bildet auf etwa 3 Meilen Länge die südliche Grenze des Herzogthums, dessen Uferwände bis 140 Fuß ansteigen und steil abfallen; während das Hannöversche Ufer, wie erwähnt, sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebt und weitgestreckte Marschen bildet. Der Strom ist hier durchschnittlich 100 Ruthen breit und von sehr wechselnder Tiefe; das Fahrwasser sehr mangelhaft, weil seine Unterhaltung noch immer vernachlässigt wird. Eine andre Erschwerung der Schifffahrt ist der Elbzoll, der während des letzten Jahres etwa 60,000 Thlr. eintrug. Ein Theil desselben soll zur Verbesserung der Wasserstraße verwendet werden; jedoch liefern, wie früher gesagt, die gesammten Zölle nach Abzug der großen Verwaltungsunkosten fast gar

keinen Ueberschuß, daher für jenen Zweck nur wenig geschieht. Der Nullpunct des Elbpegels bei der Stadt liegt 13½ Fuß über dem Nullpunct des Hamburger Niederhafen-Pegels. Im Frühjahr und Herbst schwillt der Fluß hoch an und entwickelt einen bedrohlichen Eisgang, welchem die am Lauenburgischen Ufer aufgestellten mächtigen Eisböcke nur unvollkommenen Widerstand zu leisten vermögen. Wasserfluthen und Eisschollen dringen gegen die Mauern und bis in die Gassen der Unterstadt, und ihr verwüstender Weg läßt sich zu allen Jahreszeiten erkennen. Die Elbe ist fischreich, besonders an Lachsen, Neunaugen, Schnepeln, Aalen, Hechten, Sandarten, Karpfen, Quappen und Weißfischen; doch scheint der Fischfang mehr auf Hannöverscher Seite, in hiesiger Stadt fast gar nicht betrieben zu werden.

Letztere gewährt vom jenseitigen Ufer gesehen einen ebenso reizenden wie großartigen Anblick. Terrassenförmig und in schlängelnden Linien, wie die unregelmäßigen Abhänge der Uferhöhen es eben fordern, baut sie sich auf; an und auf vier nebeneinander sich erhebenden Höhenvorsprüngen, jeder von dichtem Laub eingerahmt und von hohen schlanken Bäumen gekrönt; auf dem Gipfel der Platte das alterthümliche Amthaus und der runde Burgthurm; rechts und links von diesen und gleichfalls auf vorspringenden Platten mehre schmucke Landhäuser, die weiß herniederleuchten; zu Füßen endlich das alte Kirchlein und das Häusergewirr der Unterstadt mit mehren Fabrikschornsteinen.

Lauenburg ist unter den drei Städten des Landes die südlichste und liegt am Einfluß des Stecknitzcanals in die Elbe, unmittelbar an der Hannöverschen Grenze; aber auch die Mecklenburgische Grenze, welche streckenweise durch die Delve gebildet wird, ist gegen Osten hin nur $^1/_8$ Meile entfernt.

Die eigentliche Stadt ist sehr klein und auf den engen Raum zwischen der Höhe, auf welcher das alte Schloß stand, und der in die Elbe mündenden Stecknitz beschränkt; sie zählt etwa 1500 Einwohner in 300 Familien und 170 Häusern. Dagegen enthalten die drei Vorstädte Oberbrücke, Hohleweg und Unterberg fast 3500 Bewohner in 800 Familien und 350 Häusern. Rechnet man die Vorstädte hinzu, zumal sie ihrer äußern Erscheinung nach mit der Unterstadt zusammenfließen, so hat man gegen 5000 Bewohner in 1100 Familien und 520 Häusern.

In diesem Falle ist Lauenburg die größte Stadt des Herzogthums, jedenfalls aber ist sie in Bezug auf Handel, Schifffahrt und Industrie die wichtigste. Es befinden sich hier mehre Commissions- und Speditionsgeschäfte und ansehnliche Kaufläden aller Art. Die Flußschifffahrt wird von etwa 100 Elb- und 20 Stecknitzkähnen betrieben. Von den wenigen Fabriken, welche das Land aufzuweisen hat, finden sich die meisten und bedeutendsten am hiesigen Orte, z. B. eine Leuchtgas-, Zündwaaren-, Licht- und Seifen-, mehre Cigarren- und Tabacksfabriken, sowie Ziegeleien und Kalkbrennereien.

Ein eigentliches Gebiet hat die Stadt selbst nicht; dagegen besitzen die Vorstädte ein Areal von über 2000 Morgen. Letztere bilden eine eigne Commune unter einem Amtsbürgermeister; die bisherige meierrechtliche Qualität der Bewohner ist im Jahre 1841 aufgehoben, dagegen stehen sie noch unter Jurisdiction des ländlichen Amts Lauenburg.

Verwaltung und Justiz sind für die untere Instanz im ganzen Lande noch ungeschieden. Beide werden in den Städten durch die Magistrate, in den königlichen Landdistricten durch besondere Beamte, und in den adligen Gütern durch die Gutsbesitzer ausgeübt.

An der Spitze der Magistrate steht ein landesherrlicher Beamter, der zugleich Polizeiherr ist und im städtischen Gerichte den Vorsitz führt. Die übrigen Mitglieder werden von der Bürgerschaft erwählt, von der Regierung bestätigt. Dem Magistrat zur Seite steht ein Bürgerausschuß, die sogenannten Achtmänner, welche mit jenem die Communeangelegenheiten verwalten. Groß und mannigfaltig ist die Zahl der städtischen Aemter: Stadtcommissarius und Stadthauptmann, Bürgermeister und Senatoren, Camerarius und Syndikus, Assessoren, Actuare und Secretaire, Gerichtsdiener und Polizeidiener, Armenvogt und Gefangenwärter, Nachtwächter und Pfänder, Holzwärter und Bierträger. Ferner Feuerherren und Feuergreven, Commandeure der Wachtmannschaft und Commandeure der Rettungsmannschaft,

Spritzen-Inspectoren, Rohrführer und Bindemeister; wozu noch Kirchenjuraten, Hospitalvorsteher und verschiedene Deputationen und Commissionen treten.

Die königlichen Landdistricte sind in 4 Aemter getheilt:

Im Nordwesten	Steinhorst	mit	2 □M.	und	6000	Einw.,
im Nordosten	Ratzeburg	mit	$4\frac{1}{2}$	„ und	9500	„ ,
im Südosten	Lauenburg	mit	$2\frac{1}{2}$	„ und	6500	„ ,
im Südwest.	Schwarzenbeck	mit	$3\frac{1}{2}$	„ und	6000	Einw.

In jedem Amte fungiren ein landesherrlicher erster und zweiter Beamter, welche alle administrativen und richterlichen Amtssachen in erster Instanz entscheiden. Auch liegt ihnen die Verwaltung der Domainen und die Aufsicht über die meierrechtlichen Verhältnisse ob. Das übrige Personal besteht aus Auditoren, Amtspförtnern, Stockmeistern, Executoren ꝛc. Den Aemtern untergeordnet fungiren in den Amtsdistricten die Amtsvögte. An der Spitze der Landcommunen stehen die Bauernvögte.

Die 22 adligen Güter bilden geschlossene Districte rücksichtlich der Justiz und Administration. Der Gutsbesitzer repräsentirt dieselben als Commune der Regierung gegenüber, leitet das Hebungswesen und übt die Polizei. Die Gerichtsbarkeit wird durch einen von ihm erwählten rechtsgelehrten Gerichtshalter besorgt. Solcher giebt es gegenwärtig vier, die in den verschiedenen Städten wohnen, und von denen jeder als Justitiarius mehrer Güter fungirt.

Im Sachsenwald.

Wenn ich vorhin auch dem Fahren mit der Eisenbahn eine Standrede gehalten, so bin ich doch weit entfernt, es für die vorzüglichste Art des Reisens zu halten. Im Gegentheil ist es die oberflächlichste und unvortheilhafteste; und wer, wie es von Tausenden geschieht, nur mit dem Dampfwagen und gewissermaßen nur von einem Hôtel zum andern reis't — der kann kaum inne werden, daß er reis't, kann nicht für einen Reisenden, sondern nur für ein lebendes Paquet gelten, das unaufhörlich ein- und ausgeladen wird. Selbst der Reisende zu Wagen und Der zu Pferde bleibt mehr oder weniger der Sklave seines Beförderungsmittels, das ihm Weg und Stunde vorschreibt, ihn oft schmählich im Stich läßt, ja die Rolle vertauscht und ihm im figürlichen und buchstäblichen Sinne zur Last wird. Der König unter den Reisenden, der wahre Freiherr ist erst der Fußgänger. In der unbeschränktesten Weise commandirt er Ort und Zeit, wandert in die Kreuz und Quer, rastet, wo es ihm

beliebt und so lange es ihm gefällt; erst von ihm kann man sagen, daß die ganze Welt ihm offen stehe; und soweit er sie durchmißt, wird sie auch sein Eigenthum. Wer nun aber ein Land und seine Bewohner kennen lernen und gar beide schildern will, muß es wenigstens theilweise zu Fuß durchstreifen, denn seine Eigenthümlichkeiten und Geheimnisse liegen nicht an der Heerstraße, sondern weitab und versteckt in stillen Dörfern und kleinen Hütten, in engen Thälern und dichten Wäldern. Solch Wandern bedarf endlich keiner Vorbereitung, nicht einmal eines Reiseplans. Dieser kann erst an Ort und Stelle entworfen werden, und erfährt auch noch hier im Laufe jedes Tages eine vielmalige Abänderung. Je weniger man von einem Lande, das man bereisen will, gehört und gelesen hat, desto unbefangener und tiefer wird man jeden Eindruck aufnehmen, desto mehr Ursache hat man, mit den Eingebornen zu schwatzen und bei ihnen Erkundigungen einzuziehen: obgleich auch hier noch das Gerathewohl und ein gewisser Instinct der beste Wegweiser bleiben.

Nach dieser Einleitung wird es Niemanden befremden, daß wir uns plötzlich zu einer Fußreise quer durch das Ländchen entschlossen. Es war ein frischer und doch milder Vormittag, die Sonne schien lau und freundlich, und am Himmel zogen die vielgestaltigen farbenglitzernden Wolken langsam dahin. Noch winkte aus Gärten, Hecken und Rainen manch bunte Blume, und die Vögel zwitscherten noch so laut und in so muntern Chören, als ob wir uns

erst im Frühling befänden. Doch ein Blick auf die weiten kahlen Stoppelfelder, wo Pferde, Rinder und Schafe weideten, ließ diese Täuschung nicht aufkommen; schon wurden die letzten Früchte des Jahres, Kartoffeln, Kohl und Rüben, dem Mutterschooße entnommen, und der breite Pflug durchwühlte die Brachäcker und warf die braunen Erdschollen zu beiden Seiten, daß ihr Dampf wie Opferrauch gen Himmel stieg. Das Auge erlabt sich an der weiten Fernsicht, die fast unbegrenzt erscheint, denn der den Horizont einschließende blaue Duft wogt und wallt wie ein halbdurchsichtiger Schleier und gaukelt uns immer neue Perspectiven vor.

Wir wandern am hohen Ufer der Elbe entlang und erreichen nach einer kleinen Stunde das Dorf Schnakenbeck. Hier befindet sich eine kleine Capelle, in welcher der Prediger aus dem Hannöverschen Artlenburg drei bis vier Mal jährlich eine Nachmittagspredigt hält und die Sacra administrirt. Dafür hat er außer den Stolgebühren den Nießbrauch einiger zur Capelle gehörigen Acker- und Wiesenstücke, die ihm von der Dorfschaft bestellt und geerntet werden. Der im Dorfe wohnende Schulmeister dagegen steht wieder unter dem Pfarrer des Lauenburgischen Kirchdorfs Lütau. Die Bauern von Schnakenbeck und einiger andern am Elbufer belegenen Dörfer haben ihre Wiesen theilweise jenseits des Flusses auf Hannöverschem Gebiete. Denkt man außerdem an die zahlreichen fremdländischen Landeinschnitte und Enclaven, die sich im Herzogthum befinden, so hat man einen Begriff von der Zerstückelung

und dem Durcheinander des Ländchens, das hierin dem Gesammtvaterlande nicht nachsteht.

Die Feldmark des Dorfs ist von ansehnlichen Laub- und Nadelwaldungen umgeben, wo sich tiefdunkle Kiefern mit lichtern Streifen Tannen- und Fichtengebüsches paaren, und dort wieder die weißen Stämme der Birken, die noch vollgrünen Laubmassen der Weißbuchen, hie und da ein purpurrother Vogelkirschenbusch hervorschimmern und hindurchleuchten. Von diesen Hölzungen heißt die in südöstlicher Richtung belegene Glüsing, deshalb nennenswerth, weil hier seit alter Zeit am Dienstag nach Johannis ein von der ganzen Umgegend besuchter Jahrmarkt unter Spiel und Tanz abgehalten wird. Ebenso alt ist das Wirthshaus, welches sich unmittelbar am Elbufer erhebt und Sandkrug heißt. Hier befindet sich eine Fähre nach Artlenburg, ein in früherer Zeit sehr besuchter Elbübergang an der alten Landstraße zwischen Lübeck und Mecklenburg nach Lauenburg; sowie die Ueberbleibsel einer alten Befestigung, die mit mehren andern längs dem nördlichen Elbufer von Karl dem Großen zum Schutze gegen die Wenden angelegt sein soll.

Ohne Aufenthalt ziehen wir weiter nach Grünhof, wo die Straße das Elbufer verläßt und sich nördlich mehr in das Land hinein wendet. Wie im östlichen Holstein und Schleswig, sind auch in Lauenburg die Acker- und Weidestücke, Koppeln genannt, von lebenden Hecken oder Knicks eingefriedigt, welche nicht selten ein hohes und dichtes Gestrüpp bilden, und von Zeit zu Zeit gekürzt und gelichtet

werden müssen, damit sie nicht zu üppig wuchern und dem Boden den Sonnenschein versperren. Diese Knicks geben dem durchweg hügeligen und welligen Terrain ein überaus anmuthiges Ansehen, zumal in der Sommerzeit, wo sie, dicht belaubt und von farbigen Blumen und andern Gewächsen eingefaßt, mit den fruchtschwellenden Koppeln einen riesigen Garten, oder, wie schon gesagt, eine unabsehbare Kette von Gärten bilden. Nimmt man dazu die überall auftauchenden Gehölze und Wälder, Teiche und Landseen, so hat man eine Landschaft, wo sich holde Romantik und gesegnete Fülle zu einem bezaubernden Ganzen einen.

Auf diesen umfriedigten Koppeln und Weiden grasen Pferde und Rinder ohne Aufsicht eines Hirten; und so lange es die Witterung erlaubt, bleiben sie auch über Nacht draußen. Nur die Schafe, welche von einem Weideplatze zum andern ziehen, bedürfen der Führung und Beaufsichtigung. Dort unter der schwarzen Erle sitzt ein Schäfer und schnitzt mit seinem Taschenmesser hölzerne Suppenlöffel. Sein Hund hat eben einen vagabundirenden Hammel herbeigeholt und trabt nun im Bewußtsein der erfüllten Pflicht langsam und würdevoll zu seinem Herrn zurück. Es ist ein altes ruppiges Thier, aber mit klugen Augen und grimmigen Mienen. Wie er uns bemerkt, hebt er die langen Ohren, ringelt den dicken Schweif und kommt vorsichtig näher. Drei Schritte vor uns macht er Halt, knurrt feindselig und wirft auf seinen ruhig fortarbeitenden Herrn einen halben Seitenblick. Auch der Schäfer ist alt und verwittert, aber

unähnlich seinem Hunde, von stumpfem Ausdruck und Wesen; unähnlich seinen Collegen, die meist Tausendkünstler und naturwüchsige Philosophen zu sein pflegen. Auf unsre Fragen, ob er uns Feuer geben könne und ob ihm selber eine Cigarre anstehe, antwortet er kurz: er rauche nicht. Doch wir haben von Herrn Wollheim gelernt, uns durch solche Kürze nicht abschrecken zu lassen, und fragen rüstig weiter.

Ob er verheirathet sei?

— Gewesen! antwortet er. Dreimal, aber alle drei Frauen sind todt.

Ob er Kinder habe?

— Alle gestorben. Dreizehn an der Zahl.

Ob ihm sonst keine Verwandtschaft oder Freundschaft lebe?

Niemand! Er sei ganz allein. Die Bauern, deren Schafe er hüte, lohnen und beköstigen ihn Woche um Woche der Reihe nach.

Alles Das sagt er mit einer Ruhe und Kälte, die etwas Unheimliches hat; aber diese Unempfindlichkeit scheint weniger ein Product der erlittenen Schicksalsschläge zu sein, sondern der natürliche Ausdruck seines Stumpfsinns.

Er ist so alt wie das Jahrhundert — scheint aber weit älter — und hat demnach, wie er selber bemerkt, die Landesherrschaft vielmal wechseln sehen. Wirklich hat das kleine Lauenburg seinen Fürsten und seine Regierungsform seit Anfang dieses Jahrhunderts öfter vertauscht als das seines Wankelmuths wegen berüchtigte Frankreich; oder aber

es ist, besser gesagt, ohne sein Zuthun wie ein willenloses Gut aus einer Hand in die andre gegangen, nicht weniger als 15 mal. 1800 herrschte hier Hannover, 1801 wurde Ratzeburg von den Dänen besetzt, 1803 rückten die Franzosen ein, 1805 die Russen, 1806 die Schweden und Preußen, dann wieder die Franzosen, 1810 wurde Lauenburg dem Französischen Kaiserreiche förmlich einverleibt, 1813 besetzten es die alliirten Truppen, nochmals wurde die Französische Herrschaft unter Mitwirkung der Dänen aufgerichtet, bis Hannover wieder die Regierung übernahm, welches das Herzogthum 1816 an Preußen abtrat, worauf es gleich nachher an Dänemark fiel. Am 23. December 1863 besetzten es die Bundesexecutionstruppen, im November 1864 wurde es an die beiden Deutschen Großmächte abgetreten, worauf es endlich Oesterreich an Preußen überließ. So hat Lauenburg seinen Centralpunkt stets außerhalb des Landes gehabt, bald in Hannover oder in Paris, bald in Kopenhagen oder in Berlin.

Um noch einmal auf unsern Schäfer zu kommen. Allerdings hatte er unter den Menschen keinen Anhang, aber dennoch besaß er einen treuen zuverlässigen Freund — seinen Hund. Er wurde merklich wärmer und gesprächiger, als wir ihn auf dieses Thema brachten.

— Karo, sagte er, hat einen richtigen Menschenverstand, ja er ist klüger und gelehrter als das ganze Dorf zusammen, unsern Schulmeister mitgezählt. Wenn ich wollte, ich dürfte mich um die Schafe gar nicht kümmern, er hütet sie ganz

allein. Nie läßt er Eins auf die Saatfelder treten; ohne daß ich ihm rufe oder pfeife, holt er's zurück. Nur die Hammel beißt er, aber blos in die Hinterbeine, nie Lämmer und trächtige oder säugende Mutterschafe, da thut er man so. Hat er Muße, dann sucht er Pilze, die er auf einen Haufen zusammenträgt, und die ich später für uns brate; aber nie habe ich darunter ein giftiges gefunden, das läßt er stehen oder wirft es bei Seite. Ich kann mit ihm reden, wovon ich will, er versteht Alles und giebt Antwort. Sehen Sie nur, wie er uns anblickt und mit dem Schwanze wedelt, er merkt, daß wir von ihm reden. Ja, es ist ein erstaunlich wunderbares Thier. Aber ich halte ihn auch gut. Nie hat er einen Schlag, nicht einmal ein böses Wort von mir bekommen. Er ißt und trinkt, was ich selber habe, und schläft in meinem Bette, wo er auf meinen Füßen liegt und sie warm hält. Wenn ich ihn nur nicht überlebe, er ist schon 15 Jahre alt.

Am Nachmittage erreichen wir das Kirchdorf Worth, wo wir eine Raststunde zu machen beschließen und uns nach dem Kruge wenden. Er unterscheidet sich nicht von einem gewöhnlichen Niedersächsischen Bauerhause, und wird gleich diesem der ganzen Länge nach von einem Flure durchzogen, der fast die halbe Breite des Gebäudes einnimmt. Allerhand Haus- und Wirthschaftsgeräthe stehen und liegen darin umher; am hintern Ende befindet sich die Küche und ein großer Heerd, auf welchem eine Magd ein starkes Rauchfeuer unterhält. Auch die Krugstube ist von ansehnlicher

Größe, da sie zuweilen zur Abhaltung eines ländlichen Tanzfestes dienen muß. Jetzt ist sie von mehren langen rothangestrichenen Tischen und Bänken erfüllt, und an der Wand steht auf einem hölzernen gebrechlichen Untersatze ein großer alterthümlicher Eisenofen. Kachelöfen kommen in den Herzogthümern nur wenig vor. Eine ebenso große und alterthümliche Wanduhr, die laut tickt, und in der Ecke eine kleine Schänke mit etlichen Gläsern und Flaschen bilden das übrige Mobiliar. Die Stube ist leer, bis aus dem Nebengemach ein altes lahmes Mütterchen hereinhumpelt, das stumm unser Begehr abwartet.

— Ein paar Gläser Bier.

Sie humpelt zum Zimmer hinaus und kehrt mit einer mäßigen Steinkruke zurück, aus der sie ein paar winzige Gläschen füllt, die nur ein Schlückchen enthalten, und die wir drei-, viermal ohne sonderlichen Erfolg leeren.

Doch habe ich diese Nößelchen, aus denen bei uns der gemeine Mann Branntwein zu trinken pflegt, auch in Schleswig-Holsteinischen Landschänken gefunden, dazu ein schales saures Halbbier, während das uns hier gereichte zwar leicht, aber sonst wohlschmeckend war.

Ob wir nicht gleich eine ganze Kruke haben könnten? — Nein, meint das Mütterchen, das sei nicht Gebrauch, und lasse sich auch gar nicht berechnen.

Nun fragen wir nach einem Mittagsessen. Aber das scheint ein ganz unerhörtes Verlangen. Reisende sind in diesem Ländchen selten, noch seltner an dieser abgelegenen Straße.

— Man pflegt hier nur zu trinken, sagt das Mütterchen, und wer etwas essen will, bringt sich 'was mit. Wir selber essen um eilf Uhr zu Mittag, jetzt ist es um die zweite Stunde. Auch ist uns das Fleisch ausgegangen, weshalb wir so eben ein Schwein schlachten lassen.

Eine hereinkommende junge Frau mit ernsten Mienen, die ich für die eigentliche Wirthin halte, bestätigt Alles, erklärt sich aber auf meine Bitte bereit, uns ein Rührei mit Schinken zu bereiten. Mein Kamerad meint zwar, das werde nicht appetitlich ausfallen, und er davon nicht essen; als es aber hereingebracht wird, ändert er sofort seinen Entschluß und folgt tapfer meinem Beispiel.

Wirklich ist es ein reichliches und einladendes Essen, wenngleich es auf altem geschwärztem und theilweise gesprungenem Fayencegeschirr aufgetragen wird. Die Eierspeise wetteifert in goldgelbem Glanze mit den mehligen Kartoffeln und der zierlich geformten Stückbutter, der Schinken in rosiger Zärte und saftiger Frische mit der Fleischwurst, und das mächtige Schwarzbrod ist locker und würzig.

Unter dem Essen suchen wir mit den Frauen ein Gespräch anzuknüpfen, aber man antwortet uns einsilbig und ausweichend, überhört sogar manche Fragen. Jedenfalls betrachtet man uns mit mißtrauischer Verwunderung, scheint uns für Kundschafter zu halten, die das Land und seine Bewohner erforschen wollen; wie es ja auch nicht anders ist. Wir erfahren nur, daß der Krugwirth zugleich der Bauervoigt ist, was hier zu Lande fast immer der Fall zu sein pflegt.

Dann kommt ein dicker fetter Mann mit hochaufgekrämpelten Hemdsärmeln und einer weißen blutbespritzten Schürze in die Stube, und läßt sich auch ein paar Nössel Bier einschänken. Wie wir richtig vermuthen, ist es der Schlächter, der so eben das Schwein der Wirthsleute vom Leben zum Tode gebracht hat. Wir machen ihm ob seiner Beleibtheit unser Compliment.

— Ja, entgegnet er schmunzelnd, dieser Bauch ist mir erst seit etlichen Jahren gewachsen, seitdem ich die Fleischerei treibe. Bis dahin war ich Weber, und schlank und dünn wie eine leere Garnspule. Nun aber esse ich täglich ein paar Pfund Fleisch, denn ich bekomme von jedem Rind, Schwein oder Schaf, das ich schlachte, außer dem baaren Lohne meinen Antheil. Auch meine Frau und Kinder werden täglich fetter, so daß man sie ohne Butter braten könnte. Nicht wahr, Großmutter? sagt er gegen die Alte gewendet, und schüttelt sich vor Behagen und Lachen.

Wir fragen nach der Zeche.

— Sechszehn Schillinge, antwortet die jüngere Frau. (Achtundvierzig Schillinge machen einen Preußischen Thaler.)

— Für jeden von uns?

— Nein, für Beide.

Wir drücken ihr wegen der mehr als billigen Rechnung unser Erstaunen aus und bieten ihr das Doppelte.

— Nein, nein! spricht sie abwehrend. Dabei komme ich zu meinem Schaden, und profitiren will ich bei dem Essen nichts, da es sonst nicht vorkommt. Sie müssen

nur so vorlieb nehmen, wir sind darauf nicht eingerichtet.

Damit entläßt man uns, ohne wie es doch sonst auf dem platten Lande zu geschehen pflegt, in naiver Neugierde nach dem Woher? und Wohin? zu forschen.

Unser Weg führt uns über die Anhöhe Steinberg, zwischen den Dörfern Hohenhorn und Dassendorf gelegen, die für den höchsten Punkt des Herzogthums gilt; und gleich darauf über die Berlin-Hamburger Chaussee, welche auf Preußische Kosten erbaut, das Ländchen im südlichen Theile von der Stadt Lauenburg ab bis zu den Vierlanden durchzieht. In dem Kirchdorfe Schwarzenbeck, wo sie einen fast rechten Winkel bildet, vereinigt sie sich mit der von Lübeck kommenden über Ratzeburg und Mölln führenden Kunststraße, die bis Mölln parallel mit der Eisenbahn läuft und wie diese von Norden nach Süden streicht. Außerdem existiren noch ein paar Zweigchausseen und einige andre sind projectirt. Das ganze Chausseenetz des Herzogthums hat eine Länge von nur 15—16 Meilen; trotzdem ist auch hier wie beim Zollwesen wieder ein Heer von Beamten angestellt: 1 Director, 1 Inspector, 2 Aufseher und 14 Einnehmer. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen das kleine Chausseenetz einen jährlichen Zuschuß von ca. 8- bis 10,000 Thlrn. nöthig macht. Sollten, wie es beabsichtigt wird, die Chausseegelder gleich dem Landzoll aufgehoben werden, so würde jener Zuschuß sich erheblich verringern.

Dassendorf liegt schon an der Grenze des Sachsenwaldes,

der weit über eine Quadratmeile mißt und noch immer die größte Waldung in den Herzogthümern ist. Einst erfüllte er wol ganz Lauenburg und das östliche Holstein, den größten Theil „des wegen seiner Hölzungen schauerlichen" Nordelbingen.

Wir wollen noch heute Friedrichsruhe erreichen, woselbst sich ein gutes Gasthaus befinden soll, um dort Nachtlager zu halten. Ein junger Bauer zeigt uns einen „Richtweg" durch den Wald, indem er uns einzuprägen sucht, daß wir uns verschiedenemale „rechts" und „links" und „geradezu" halten mögen. Diese Anweisungen sausen an meinen Ohren vorüber, aber mein Verleger versichert, Alles wohl verstanden und behalten zu haben; er wolle uns schon führen und ich möge nur seinem „Ortssinn" vertrauen, der ihn noch nie im Stich gelassen.

So beschreiten wir den herrlichen Wald, der zu drei Vierteln Laubholz-Hochwald, zum übrigen Theile Nadelholz-Hochwald und Mittel- und Niederwald ist. Ein feierliches Gefühl, mit geheimnißvollen Schauern vermischt, bemächtigt sich des Herzens, wenn man aus dem lauten grellen Tag in die stille grüne Dämmerung des Waldes, gleichsam in eine andre Welt tritt. Es ist ein Riesentempel, den die Natur sich selber erbaut, mit hunderttausend mächtigen laubumkränzten Säulen, die wie grüne Oriflammen gen Himmel streben. An dieser grünen Pracht, überwölbt von dem blauen Himmelsdache und durchwirkt von goldnen Sonnenlichten, die sich im dichten Laube oder auf dem weichen

Moosgrunde jagen und haschen, erfrischt sich das Auge, und die Lungen schlürfen mit Wonne die würzige Kühle. Aber jene Ruhe und Stille ist nur scheinbar, löſ't sich gar bald in ein emsiges mannigfaltiges Leben auf. Zunächst das Säuseln, Rauschen und Fallen der Blätter, das einer unaufhörlichen sanften Musik gleicht, begleitet von dem fast unmerklichen Neigen der Baumwipfel, und zuweilen unterbrochen von dem Knarren und Herniederstürzen eines trocknen Zweiges. Dann das Summen, Schwirren und Zirpen zu unsern Füßen. Noch immer tummeln sich Käfer, Kurzflügler und kleine Kerbthiere munter umher, und einzelne Schmetterlinge fächeln um die letzten Blumen und Gewächse des Herbstes. Hier schlüpft eine Eidechse oder Blindschleiche durch das Laub, dort starrt uns eine Kröte wie verzaubert an, oder ein dicker Frosch hüpft über den Weg. Wie wir tiefer in den Wald eindringen, vernehmen wir noch mancherlei andre Töne und Laute. Auf der mächtigen mehre Klafter umspannenden Eiche, die noch im vollen Schmuck ihres dunkelgrünen Laubes erprangt, üben pfeifend und klatschend, knurrend und zischend zwei Eichhörnchen ihre luftigen Kletter- und Springkünste. Von unserm Nahen überrascht, purzeln sie erschreckt über einander und werfen ein Dutzend goldig schimmernder Eicheln auf uns herab. An der Rinde der schlanken aber schon morschen Rothbuche klopft und hämmert in gleichmäßigen Absätzen ein großer Buntspecht. Von der vereinzelten Hainbuche läßt ein alter Heher seinen rauhen kreischenden Warnungsruf erschallen. Plötzlich

rauscht es in der Luft. Ueber den Wald zieht mit mächtigen Flügelschlägen eine Schaar von Reihern, und bald darauf ein Zug von Wildgänsen, welche in der schwindelnden Höhe wie schwarze Punkte erscheinen, und sich nur durch den spitzen Winkel, den sie im Fluge beschreiben, und durch ein unaufhörliches Geschrei verrathen. „Zieh! zieh!" ruft neben uns ein Baumläufer, und „Deck! deck!" ein Kleiber, während dort eine Waldschnepfe mit schwankem Fluge aufstößt, und als wolle sie ihre Schwestern warnen, ein gedämpftes „Pist! pist!", gefolgt von einem unbeschreiblichen Quarren, hören läßt.

Auch der Mensch macht sich in dieser Waldeinsamkeit kund. Aus der Ferne ertönt der Schall einer Holzaxt, muntres Pfeifen und Peitschengeknall läßt auf einen vorüberziehenden Fuhrmann schließen, und endlich fällt sogar ein Schuß, dem ein hundertfaches langgezogenes Echo antwortet. Wie wir um uns blicken, sehen wir auf dem Gestell eine Ricke, die uns neugierig und furchtlos anschaut, uns bis auf etwa hundert Schritte nahe kommen läßt, worauf sie mit einem schlanken Satze in das Dickicht springt und damit unsern Augen entschwindet.

Ein leiser Abendwind hat sich erhoben, schneller ziehen die Wolken, und die untergehende Sonne wirft blutrothe und schwefelgelbe Lichter in den Wald. Die Bäume schwanken und rauschen stärker und das herniederfallende dürre Laub überschüttet uns wie ein Regen. Wir waten durch ein Meer von Blättern, die in allen Farben schimmern

und mit hundert Pünktchen besäet sind. Auch die Baumstämme, Sträucher, Gräser und Moose zeigen diesen Reichthum an Farben und Schattirungen, der nur dem Herbst eigen ist, gleichsam als raffe das dahinschwindende Jahr noch einmal all seine Reize zusammen, um uns zu offenbaren, was wir an ihm verlieren. Wie wechselvoll ist allein das Grün des Waldrasens! Hier schon ein verblichenes Gelb und verwittertes Grau, dort ein sich verfärbendes Roth und Braun, aber an jenem Bächlein noch ein so frisches und saftiges Grün, als ob es die ersten Lenzestage geboren.

Es dunkelt bereits, der Wind erstirbt und mit der Dämmerung zugleich sinkt ein feiner Nebel herab, der uns umspinnt und wie feuchte Schleier sich auf Haar und Wangen legt.

— Nun müßten wir auch bald in Friedrichsruh sein, sprech' ich; die Entfernung soll ja nur eine gute Stunde betragen.

— Allerdings —! antwortet mein Gefährte.

— Wenn wir nur nicht irre gegangen sind.

— Haben Sie keine Sorge und verlassen Sie sich auf meinen Ortssinn.

— Das kann ich nicht mehr, denn wir haben den Weg verloren.

— In der That! sagt mein Verleger und stolpert über eine Baumwurzel. Aber nur getrost, wir finden ihn schon wieder.

Vorsichtig tappen wir weiter, aber trotzdem stoßen wir bald mit dem Kopf an einen Zweig, bald hält ein muthwilliger Strauch uns am Rock fest, oder ein heimtückischer Stubben stellt uns ein Bein und bringt uns zu Fall.

— Hol der Teufel Ihre Führung! ruf ich erbost.

— Ich verzeihe Ihnen, antwortet Herr Lemke, denn ich kann Sie gleich beschämen. Schauen Sie her! Wir sind wieder auf dem Wege, von dem wir uns nur ein wenig links entfernt hatten. Glauben Sie jetzt an meinen Ortssinn?

— Das scheint mir doch nicht der alte Stellweg. Dieser ist schmäler und weit grüner.

— Ach, Sie sind ein ewiger Zweifler! — Nun ja, das Gestell hat sich etwas verengert und mag auch hier weniger befahren sein, aber ich versichere Sie, wir sind auf dem rechten Wege.

— Gott füg' es; sprech ich, und mein Verleger hüllt sich in ein erhabenes Schweigen. Nach einer Weile ruft er triumphirend:

— Wir sind an Ort und Stelle! Sehen Sie dort das freie Feld und die grauen Häusermassen!? — Das muß wol ein ausgedehnter Ort sein, ich sehe nur nirgend Licht. Sollten die Leute hier schon so früh zu Bette gehen?

Wirklich erreichen wir eine große Lichtung, und auch ich erblicke jetzt die Mauern und Dächer eines sich lang hinziehenden Dorfs, das wegen seiner vielen und stattlichen Gebäude einer kleinen Stadt gleicht.

— Oho, mein Ortssinn! jubelt mein Verleger und schreitet rascher.

Aber gleich darauf sinken wir beide bis über die Knöchel in den weichen sumpfigen Boden, aus dem ein dickes schwärzliches Wasser hervorquillt. Wie der unter Wolken begrabene Mond sich ein wenig herausarbeitet, brechen die Häusermassen zusammen und stürzen durcheinander, erheben sich gespenstisch in die Luft und tanzen wie tolle Riesen umher, bis sie einer nach dem andern erschöpft zu Boden sinken, wo sie in einen grauen wallenden dampfenden See zusammenfließen, an dessen Ufern ein paar schwarze Ellern ihre verstümmelten Arme emporheben und etliche schlanke Föhren ihr schirmartiges Geäste hängen lassen, alle laut- und bewegungslos, als seien sie vor Schrecken über den Nacht- und Nebelspuk gebannt und erstarrt.

— Alle guten Geister, ruf' ich, wir sind in ein Torfmoor gerathen!

Diesem Ausruf folgt ein schauerlich dumpfes Lachen. Hu! hu! schallt es aus dem Wald, und nochmals Hu, hu, hu! — noch lauter und stärker, als höhne es uns und unsre Noth; worauf es mit einem Klappen, Klatschen und Kreischen schließt, dessen wildes Gemisch und Durcheinander mir Mark und Bein zerschneidet.

— Was war das? fragt mein Kamerad.

— Ein Uhu, oder richtiger mehre. Aber wo ist jetzt Ihr Ortssinn. Wahrscheinlich um die Ecke gegangen.

— Verbitte mir diese anzüglichen Redensarten, entgegnet

er gereizt. Wenn Ihnen mein Ortssinn lächerlich erscheint, so suchen Sie jetzt den Ihrigen hervor.

— So mache ich den Vorschlag, daß wir das letzte Gestelle wieder zurückgehen und es so lange verfolgen, bis es uns zu einem bewohnten Orte führt.

— Angenommen.

Dieser Vorschlag erwies sich jedoch als nicht ganz zureichend. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde gewandert, begleitet von dem allmälig schwächer werdenden Geschrei des Uhus und noch oft erschreckt von andern Nachtvögeln, die wir aufgescheucht, mündete der Stellweg in einen breitern ein.

— Nun gilt es rechts oder links? fragte ich.

— Nur immer links, es ist ja Alles heute „links" gegangen.

— Nicht doch, nur unsre Waldpartie.

Doch das Schlimmste sollte erst kommen. Der Nebel wurde dichter und dichter und löste sich bald in einen feinen Regen auf, der hartnäckig anhielt und uns bis auf die Haut durchnäßte.

— So recht, jubelte ich. Dergleichen Intermezzos gehören zu einer Reise in fremden Landen. Ein wackres Abenteuer, das auch unsre Leser interessiren wird.

— Ach, meinte er, das hätten Sie auch erfinden können, ohne daß wir es jetzt thatsächlich durchkosten und mit unserm armen Cadaver bezahlen müssen.

— Pfui! entgegnete ich. Was halten Sie von meiner

Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit? Kann man dergleichen überhaupt erfinden?!

— Ich nicht, doch Ihnen hätte ich's allerdings zugetraut. — Aber ich wollte, ich wäre jetzt zu Hause und läge in meinem Bette.

Mit dem stärker fallenden Regen schwand auch meine romantische Stimmung, und auch ich sehnte mich nach einem trocknen Plätzchen. Endlich sahen wir in der Ferne ein Licht blinken und beschleunigten unsre Schritte, aber bald war es verschwunden, bis es wieder auftauchte, nochmals unsichtbar wurde und zum drittenmale erschien, worauf es uns ein freundlicher Leitstern blieb. Schon sahen wir die grauen Umrisse eines einsam liegenden Gehöfts aus der schwarzen Nacht hervortreten, als uns plötzlich ein dumpfes Knurren Halt machen ließ. Im selben Augenblicke legten sich zwei mächtige Tatzen auf meine Brust, und ich blickte in zwei funkelnde Augen und in einen zähnefletschenden Rachen. Es war ein großer wolfsartiger Hund, der mich jagdgerecht „stellte". Wie ich vor Schreck stumm und bewegungslos blieb, ließ er mich fahren und sprang an meinem Gefährten hinauf. Dasselbe Manöver, begleitet von einem dumpfen Knurren, wiederholte sich, sobald Einer von uns einen Schritt vor- rück- oder seitwärts wagte. Sonst blieb er ruhig vor uns stehen und begnügte sich, uns unverwandt anzuschauen. Unsre Lage war eine peinliche, bis wir sie durch einen lauten Hülferuf unterbrachen. Noch war er nicht verhallt, als wir uns von einem ganzen Rudel

großer und kleiner Hunde umgeben sahen. Bracken und Saurüden, Hühner- und Parforcehunde, Doggen und Dächsel umheulten uns und schnappten nach unsern Beinen. Wir empfahlen unsre Waden dem Himmel, als sich die äußere Thüre des gegenüberliegenden Hauses öffnete und auf der Schwelle mehre Gestalten erschienen. Eine von ihnen hielt in der hoch über den Kopf erhobenen Hand eine Schirmlampe, deren Licht auf den Vorplatz des Hauses fiel und zugleich sie selber beleuchtete. Die Trägerin der Lampe war eine mittelgroße runde Frau, ihr zur Seite stand ein schlankes Mädchen und hinter beiden steckte eine Dritte ihr rothes breites Gesicht vor. Ein Anblick, der mich trotz unsrer bänglichen Situation fesselte, eine Scene, wie ein Maler sie nicht besser wünschen könnte, wenn er ein Meister des Helldunkels ist. In den Mienen und weitgeöffneten Augen der beiden ältern Frauen prägten sich scharf Spannung und Erwartung aus. Von dem Antlitz des Mädchens war nur das Profil zu erblicken, und es schien, daß sie weniger hinaussehe als hinaushorche. Sie hatte ihre Hand auf einen vor ihr stehenden Neufundländer gelegt, der es verschmähte, mit seinen Collegen gemeinsame Sache zu machen, und sich begnügte, bald uns, bald seine junge Herrin anzublicken.

— Wer ist da? fragte die Frau mit einer wohltönenden Stimme, die sich glücklich durch das fortdauernde Gekläff der Meute Bahn brach. — Wer ist da!?

— Reisende! Verirrte! schrie ich zurück.

— Nur näher! rief sie. Hunde ruhig! Hunde fort! Aber die Hunde dachten weder daran, ruhig zu bleiben, noch sich fort zu machen; sie fuhren fort, in allen Tonarten zu kläffen und an unsern Kleidern zu schnuppern, bis die derbe Magd mit einem Knüttel unter sie sprang und sie auseinander trieb. Ein halb Dutzend zwängte sich mit uns ins Haus hinein, wo sie sich zu einem neuen Concert vereinigten, und da sie sich gar nicht beruhigen mochten, endlich Einer nach dem Andern exmittirt wurden.

Wir waren in einem Försterhause. Das bewies schon die große Anzahl der Hunde, noch mehr die im Flur hängenden Jagdgewehre, Jagdtaschen und Hirschfänger. Auch das große Zimmer, in das man uns führte, und das eine angenehme Wärme erfüllte, war mit vielen Hirschgeweihen und andern Jagdtrophäen verziert.

Wir entschuldigten den Ueberfall durch die Erzählung unsrer Irrfahrten.

— Ah, lachte die Frau Förster, Sie haben einen vollständigen Halbkreis umschrieben und sind Ihrem Ziele weiter als da Sie heute von Dassendorf ausgegangen. — Aber Sie sind ganz durchnäßt, Sie müssen sich gleich umziehen, sonst könnte es Ihnen schaden. Hedwig, gieb den Herren von des Vaters Kleidern und lasse sie dort in die Kammer treten. Mein Mann ist auch im Walde, doch ich erwarte ihn zum Abendessen.

Dann entschuldigte sie sich mit der Wirthschaft und ging hinaus.

Hedwig brachte jedem von uns einen grünen mit Pelz gefütterten Oberrock und ein paar Schlafschuhe, in die wir mit wohligem Behagen schlüpften. Als wir wieder in das Wohnzimmer traten, fanden wir unsre junge Wirthin mit einem Strickstrumpf beschäftigt. Vor ihr lag der Neufundländer, auf den sie ihr Füßchen gesetzt. Es war eine feine Mädchengestalt, auf der lachenden Grenze zwischen Kind und Jungfrau stehend, mit edlen, für ihr Alter schon zu ernsten Zügen. Lange Wimpern beschatteten die großen schwarzglänzenden Augen, und um das kleine frische Mündchen spielte ein Zug von Wehmuth und Resignation.

— Die Herren rauchen ohne Zweifel? fragte sie mit milder Freundlichkeit.

Wir bejahten.

— Cigarren kann ich Ihnen nicht anbieten, die hat Vater in seinem Verwahrsam, aber wenn Ihnen eine Pfeife gefällig ist, so will ich sie stopfen.

Sie holte zwei lange Rauchinstrumente herbei und begann die großen Meerschaumköpfe zu füllen, wobei sie sich sehr geschickt eines Pfeifenstopfers bediente.

Ich wollte ihr wehren, aber sie erwiederte einfach:

— Das thue ich stets für Vater, und er meint, die Pfeife schmecke ihm dann besser. Nun will ich Ihnen auch Feuer geben.

Ehe ich's verhindern konnte, war sie mit reizender Unbefangenheit vor mir niedergekniet und hielt einen brennenden Fidibus an die Pfeife.

Dabei bemerkte ich, wie sie die Flamme mit der Hand umspannte und mit dieser nach dem Pfeifenkopfe tastete.

Großer Gott, dieses holde Engelsantlitz war trotz seiner großen glänzenden Augen — blind, stockblind!

Vor Schreck über diese Entdeckung vergaß ich die Pfeife in den Mund zu stecken. Sie bemerkte es.

— Sie rauchen ja nicht, sagte sie lächelnd; rauchen Sie doch!

Und dann leistete sie meinem Kameraden denselben Dienst.

Im Uebrigen bewegte sie sich mit einer Sicherheit, ja mit einer Grazie, die an ihr Gebrechen fast nicht glauben ließ. Sultan, der große schwarze Neufundländer, mit langer dichter zottiger seidenweicher Behaarung, ging ihr stets zur Seite und zwar ein wenig voraus, so daß er ihr gewissermaßen als Führer diente. Sobald sie sich aber setzte, legte er sich wie ein ritterlicher Wächter zu ihren Füßen nieder.

Ich fragte, ob sie Geschwister habe.

— Noch vier; ich bin das älteste Kind.

Bald darauf kamen zwei kleine Knaben und zwei etwas größere Mädchen ins Zimmer, die uns ganz zutraulich ihr Händchen und das Mäulchen zum Kusse boten.

— Nun, fragte Hedwig; wollt Ihr zu Bette gehen?

— Nein, antwortete der älteste Knabe, der etwa acht Jahre zählen mochte und ein dunkler Krauskopf war; nein, erst sollst Du uns wie an jedem Abend ein Märchen erzählen.

— Ja, lächelte Hedwig zu uns gewendet, das ist ihr

Recht. Leider bin ich mit meinem Vorrath längst zu Ende, und muß immer wieder von vorne anfangen. Aber das schadet nichts, sie lassen sich die Geschichten gern zum zehntenmal erzählen. — Wohlan, setzt Euch zu mir.

Alle, auch Hedwig, setzten sich auf Fußbänkchen und schlossen so einen Kreis, in dessen Mitte sich der kluge Neufundländer niederlegte, denn auch er gehörte zur Gesellschaft.

— Welches Märchen wollt Ihr heute hören? fragte Hedwig.

— Das vom goldnen Klingelklangel, antwortete ein Mädchen mit veilchenblauen Augen und dicken blonden Zöpfen.

— Ja, riefen die Kinder im Chor, erzähle uns vom goldnen Klingelklangel.

— Es war einmal ein König — — hob Hedwig an.

— Alle Märchen fangen so an, warf der jüngste Knabe dazwischen.

— Nicht alle, erwiederte altklug die blonde Bertha; blos die, wo ein König vorkommt.

— Der König hatte drei Töchter — fuhr Hedwig fort.

— Waren sie größer als wir beide? fragte das andre Mädchen, auf sich und ihr Schwesterchen deutend.

— Weit größer, Hermine, so groß wie ich.

— Und gar kein kleines Mädchen? fragte im bedauerlichen Ton die Andre.

— Nein, entgegnete Hedwig; alle Drei waren schon erwachsen. Doch hört weiter: — Der König wollte in

ein andres Land reisen, und da er Abschied nahm, fragte er seine Töchter, was er ihnen denn mitbringen solle.

— Eine Büchse! rief der kleine Hubert.

— Eine Büchse?! lachte der ältre Max. Was soll ein Mädchen mit einer Büchse!

— Eine Puppe! sagte die kleine Hermine und klatschte vergnügt in die Hände.

— O, erwiederte Bertha, große Mädchen spielen nicht mehr mit Puppen! Nicht wahr, Hedwig?

— Nein, sagte diese. — Doch wo war ich stehen geblieben?

— Der König fragte seine Töchter, was er ihnen mitbringen solle, wiederholte Bertha.

— Richtig! — Die älteste Tochter sagte: ein goldnes Spinnrad; die zweite wollte eine goldne Haspel haben; die dritte aber bat um einen goldnen Klingelklangel.

— Die Könige haben Alles von Gold! bemerkte halblaut Hubert.

— Was ist das, ein Klingelklangel? fragte Bertha.

— Das wußte der König auch nicht. Er kaufte die goldne Spindel und die goldne Haspel, aber den Klingelklangel konnte er nirgends finden, soviel er auch suchte. Da ward der König traurig, denn er liebte die jüngste Tochter sehr, und er setzte sich betrübt auf einen Stein am Wege.

— Er weinte! sagte Hermine.

— Nein, entgegnete der älteste Bruder; Männer weinen nicht. Hast Du unsern Vater je weinen sehn?

— Wie er nun so traurig dasaß, fuhr die Erzählerin fort, stand plötzlich ein altes graues Männlein vor ihm und fragte ihn: Warum bist Du so einsam und traurig? — Ach, sprach der König, ich weiß nicht, wo ich einen goldnen Klingelklangel bekommen kann. Da antwortete das Männlein: Das will ich Dir wol sagen. Die goldnen Klingelklangel wachsen auf dem höchsten stärksten Baum im Walde — —

— Auf einer Eiche, bemerkte Hubert.

— Und ein großer Bär bewacht sie. Aber wenn Du dem Bären etwas versprichst, so giebt er Dir Einen. Da ward der König froh, ging in den Wald, fand den hohen Baum und den großen Bären davor. Was willst Du hier? brummte ihn der Bär an. Der König antwortete: Ich bitte Dich um einen goldnen Klingelklangel für meine jüngste Tochter. Sprach der Bär: Ich will Dir morgen Einen in Dein Schloß bringen, wenn Du versprichst, mir das zu geben, was mir dort zuerst entgegenkommt. Der König versprach es. — Am andern Morgen trabte der Bär mit dem goldnen Klingelklangel nach dem Schlosse, und als er in das Thor trat, kam ihm gerade die jüngste Königstochter entgegen, dieselbe, welche den Klingelklangel haben wollte.

— Ah! machten bedauernd die Kinder.

— Da wollte sie der Bär gleich mitnehmen; aber der erschreckte König sprach: Geh nur nach Hause, sie soll bald nachkommen. Dann ließ er die Tochter des Schafhirten

holen, ihr schöne kostbare Kleider anthun und schickte sie in den Wald zum Bären. Der Bär sprach zu dem Mädchen: Kraue mich! und er legte ihr seinen dicken Kopf in den Schooß. Dann fragte er sie: Was thun Dein Vater und Deine Mutter jetzt wol? — Die hüten die Schafe und scheeren sie, antwortete das Mädchen. Da ward der große Bär schrecklich böse und brummte: Du bist die rechte nicht. Setz Dich auf meinen Schwanz — —

— Hulteripulter, Hulteripulter durchs ganze Land! fiel der kleine Hubert ein.

— Richtig! sagte Hedwig. So rumpelte der Bär mit der Tochter des Schafhirten nach dem Schlosse zurück. Der König bat ihn um Entschuldigung und versprach, daß er ihm seine jüngste Tochter gleich nachschicken werde. Aber er that's auch diesmal nicht, sondern er ließ die Tochter des Schweinehirten kommen und sie noch weit schöner und prächtiger ankleiden, worauf er sie in den Wald sandte. Der Bär sprach auch zu ihr: Komm her und kraue mich! und als sie es that, fragte er: Was thun Dein Vater und Deine Mutter wol, wenn sie zu Hause sind? — Die treiben die Schweine in den Stall und füttern sie, antwortete das Mädchen. Da merkte der Bär, daß er wieder betrogen war, und wurde noch wüthender. Setz dich auf meinen Schwanz! brummte er. — Nun Hubert? machte die Erzählerin, sich gegen den kleinen Burschen wendend.

— Hulteripulter, Hulteripulter durchs ganze Land! sagte dieser schnell und stolz.

— Ganz richtig! So kam er mit der Tochter des Schweinehirten auf das Schloß gerannt. Jetzt mußte ihm der König die Prinzessin geben und er nahm sie gleich mit. Wie sie in den Wald kamen, sprach der Bär auch zu ihr: Komm her und kraue mich! Die Königstochter gehorchte, und der Bär fragte weiter: Was thun Dein Vater und Deine Mutter jetzt wol? Die sitzen bei Tafel und trinken den rothen Wein, antwortete sie. Da sagte der Bär: Du bist die rechte! und sie mußte nun bei ihm bleiben, viele Tage und Wochen, und da sie immer artig und freundlich war, hielt er sie lieb und gut. Eines Tages aber sprach er zu ihr: Wollen wir 'mal Deine Eltern besuchen? — Ach ja, antwortete sie, das möchte ich gern! — Denn mußt Du mir aber versprechen, daß ich bei Tische neben Dir sitze und Du mir von Deiném Teller zu essen und aus Deinem Becher zu trinken giebst. Und nach Tische sollst Du mit mir tanzen und mich vor allen Leuten küssen. Die Königstochter versprach Alles, und der Bär nahm sie auf seinen Schwanz und trabte mit ihr nach dem Schlosse. Als man nun dort zur Tafel ging, setzte sich der Bär neben die Prinzessin und aß von ihrem Teller und trank aus ihrem Becher. Da lachten die andern Gäste. Und nach Tische tanzte die Königstochter mit dem Bären, und die Leute lachten noch mehr. Aber die Prinzessin achtete nicht darauf und küßte den Bären. Und als sie das gethan, stand plötzlich ein junger schöner Prinz vor ihr, und sie ward seine liebe Frau.

— Ist das Märchen jetzt aus? fragte der kleine Hubert.

— Natürlich! meinte Max. Was soll jetzt noch kommen?

— Aber was ward mit den beiden andern Schwestern? fragte Hermine.

— Nun, die heiratheten später auch jede einen Prinzen, antwortete die Erzählerin.

— Hedwig, sagte die Kleine, Du bist auch schon groß, wird Dich nicht auch bald ein Prinz holen?

— Närrchen, entgegnete erröthend das Mädchen, ich bin ja keine Königstochter.

— Aber Du bist auch schön und sehr klug und sehr gut, plapperte die Kleine; worauf das hübsche Mädchen noch stärker erröthete und ihr mit einem Kusse den Mund schloß.

— Kommt, sagte sie, ich will Euch jetzt zu Bette bringen.

— Ach nein, baten die Kinder, erzähle uns noch ein Märchen!

— Heute weiß ich keins mehr, und es ist schon spät, Ihr müßt zu Bette!

Die Kleinen folgten, wenn auch ungern, sagten uns in derselben traulichen Weise Gute Nacht, und entfernten sich mit Hedwig, während der treue Neufundländer den Zug schloß.

Draußen schlugen die Hunde an, aber diesmal hell und munter, als ob sie ihren Herrn begrüßten, und wirklich trat der Förster in die Stube, in Gesellschaft eines Collegen, den er im Walde getroffen. Er hatte den „Dohnensteig

begangen", der zum „Anfallen" der Strich- und Zugvögel angelegt wird, und zog nun die Beute, ein Dutzend buntfarbiger Krammetsvögel aus der Jagdtasche, die er den Frauen zum Rupfen übergab. Dabei beklagte er sich über die listigen diebischen Schwarzdrosseln, die ihm täglich eine große Anzahl von Dohnen „ausbeeren", ohne sich selber je zu fangen.

Nachdem er uns bewillkommnet und mit uns einige Reden gewechselt, begann er mit seinem Amtsgenossen eine eifrige Unterhaltung über Forst und Jagd, wobei die Weidmannsausdrücke wie Hagelschossen fielen. Jäger sind wie Seefahrer und Bergleute in Tracht, Wesen und Sprache ein eignes Völkchen, das auch außerhalb ihres Elements wie Pech und Schwefel zusammenhält und auf den Laien stets mit einer gewissen Geringschätzung blickt. Es macht ihnen offenbares Vergnügen, wenn jener ihre Unterhaltung nicht versteht. Die Weidmannssprache ist nun dem Uneingeweihten um so unverständlicher, als sie aus keinem Bedürfniß hervorgegangen, sondern ganz willkürlich gebildet worden, nur um den Jägerstand auch in seiner Sprechweise zu isoliren; deshalb veränderte man gemeingültige Namen und taufte jedem bekannte Dinge und Handlungen beliebig um. Doch läßt sich nicht leugnen, daß in der Weidmannssprache viel Poesie und Decenz steckt, z. B. wird der Schwanz des Hasen die „Blume", die Gedärme der Jagdthiere das „Gescheide", die Excremente des Federwildes sein „Gestüber" genannt; der Hatzhund sieht nicht das Wild,

sondern er „äugt" es, ein Wild ist „angeschweißt", wenn es vom Schuß getroffen worden, und wenn der Hirsch mit dem Hinterlaufe über die Fährte des Vorderlaufs getreten, so hat er sich „übereilt".

Unser Förster erzählte, er habe vorgestern einen Sechser angesprochen, und bald darauf einen Trupp verhört, bei dem sich mehre Spießer und Gabler und auch ein ungerader Zehner befunden, der gescherzt, während die andern geäst. Diesen habe er mit seinem Zwilling auf den Absehen genommen und auf das Blatt getroffen, worauf der Zehner im Feuer zusammengebrochen, aber bald wieder auf die Läufe gekommen und flüchtig geworden. Nun habe er den Anschuß verbrochen, und mit der Diana am Riemen dem Wilde nachgehängt, die jedoch nicht die Fährte fortbringen können, weshalb er mehre Male vorschlagen müssen, und den Hund endlich verloren suchen lassen, bis dieser das kranke Thier, welches sich in einem Dickicht niedergethan, aufthat und verbellte. Der Zehner habe die Hündin geforkelt, worauf der Jäger sich gegen den Wind angeschlichen, jenem eine Kugel hinter die Leuchte gegeben und ihn dann auf der rechten Seite abgefangen. Nachdem er das Wild aufgebrochen, habe er's verreisert, aber am nächsten Morgen leider angeschnitten gefunden. Das Geräusch würden wir heute zu Abend essen. — Erst sehr spät begriff ich, daß es sich hier um die Pürschjagd eines Hirsches handelte.

Der Gast berichtete von einem Goldmarder, den er auf einem hohlen Baume festgemacht, davor ein Gespenst errichtet und ihn ausgeräuchert, bis er abgebaumt und dabei von dem scharfen Hunde des Jägers gepackt worden sei, der sich aber so verbissen, daß er abgebrochen werden müssen.

In dieser Weise ging es weiter. Beide waren im Erzählen ihrer Jagderlebnisse und Jagdabenteuer unerschöpflich, und Jeder wußte von seinen Gewehren und Hunden wunderbare Eigenschaften und Thaten zum Besten zu geben. Soviel „Jägerlatein“ auch hiebei unterlief; der Eine hörte dem Andern aufmerksam, ohne Widerspruch und mit der ernsthaftesten Miene zu, denn irgend etwas der Art laut zu bezweifeln, ist durchaus unweidmännisch; Jeder setzte dem Wunderbaren aber gleich darauf noch etwas viel Unwahrscheinlicheres entgegen.

So unterhielten sie einander prächtig, waren vergnügt und guter Dinge.

Dann kam das „Geräusch“ auf den Tisch, welches in Herz, Lunge und Leber des erlegten Hirsches bestand, wie ein Ragout zubereitet war und ganz vortrefflich schmeckte.

Am andern Morgen gab uns unser Wirth noch eine weite Strecke durch den Wald das Geleite, indem er dabei sein Revier abging. Auch Hedwig begleitete uns, und ihr zur Seite ging wieder der treue Neufundländer. Kam uns Jemand entgegen, so lief er ein paar Schritte vorauf und blieb dann stehen, als wolle er den Ankom-

menden und seine Absicht erforschen. In dieser Weise, sagte mir das Mädchen, nämlich nur in Gesellschaft des Hundes, mache sie oft weite Spaziergänge durch den Wald, wo sie jeden Weg und Steg kenne.

Ob sie sich denn nicht fürchte? fragte ich.

— Wovor fürchten? antwortete sie. Wer sollte einem blinden Mädchen etwas zu Leide thun? Die Leute der ganzen Umgegend kennen mich und haben mich gern, und im Nothfall würde mich Sultan schützen und vertheidigen.

Dann erzählte sie, daß sie nicht blind geboren, sondern erst im sechsten Jahre erblindet. Die Erlebnisse und Erinnerungen jener sehenden Tage hätten sich ihrem Gedächtnisse fest eingeprägt, so daß sie von allen sie umgebenden Dingen eine Vorstellnng habe. Ihr Vater habe mehre Aerzte zu Rathe gezogen, aber an Heilung sei nicht zu denken.

— Trotzdem scheinen Sie sich zufrieden, ja glücklich zu fühlen?

— Glücklich nun wol nicht, aber zufrieden, weil ergeben und gefaßt. Wirklich entbehre ich nicht so viel. Was Sie sehen, das höre, fühle und athme ich. Ich höre den Frühling und die andern Jahreszeiten, fühle Farben und Gestalten, athme Morgen und Abend, Tag und Nacht.

— Sie täuschen sich indeß zuweilen?

— Selten. Vielleicht seltner als der Sehende. Ich erkenne Menschen und Thiere an der Stimme und am Gange. Aus dem Tone eines Fremden und aus seinen

Bewegungen mache ich mir ein Bild von seinem Innern und Aeußern. Was ich nicht wahrzunehmen vermag, das kann ich mir in Gedanken vorstellen, mit meiner Phantasie ausmalen. Wenn ich irgend etwas erzählen oder vorlesen höre, so steht es gleich lebendig vor meiner Seele, und bald darauf sehe ich es in meinen Träumen. Sie werden lächeln, aber ich besitze die Gabe, zu träumen, was ich will, und ich habe nur schöne angenehme Träume, weshalb ich auch gern und viel schlafe. Im Traume wandle ich durch die schönsten Gärten und Wälder, durch große Städte und glänzende Schlösser, ergötze mich an romantischen Landschaften und streife durch ferne wunderbare Länder.

— Sie sehnen sich also in die Ferne, in die große Welt?

— Nein, gewiß nicht! Ich war Einmal in Hamburg, aber das Gedränge und Geräusch der großen Stadt machte mich krank und taub. Im Gasthof konnte ich die ganze Nacht kein Auge zumachen, und athmete auf, als ich wieder zu Hause war. Nein, nirgend gefällt es mir so gut wie in meinem Walde, und ich möchte immer bei den Meinigen bleiben.

Sie sprach das Alles mit natürlicher edler Einfachheit, und doch wieder mit einer reizenden unschuldigen Schwärmerei, so daß sie bei Jedermann Liebe und Bewunderung gewinnen mußte. Und zwar die reinste Liebe und Bewunderung, durch die gleichzeitige Trauer und Wehmuth um ihr Unglück aller sinnlichen Färbung entäußert. Sie war

zu zart und rein, als daß man ihrer begehren sollen, überhaupt zu schön und zu gut für diese Welt.

Jetzt verließ sie uns, und der Förster führte uns nach dem Schwarzwildpark. Nachdem das Schwarzwild im vorigen Jahrhundert auf Befehl des Grafen Lippe ausgerottet, hat der König von Dänemark zu Anfang der vierziger Jahre diesen Park anlegen lassen, und ihn unter die Aufsicht eines Jägers gestellt, der daneben seine Dienstwohnung hat. Die wilden Schweine sind bekanntlich für die Land- und Forstwirthschaft sehr nachtheilig, daher sie heute nur noch in großen tiefen Waldungen und in besondern Saugärten gehalten werden. Der hiesige mag etwa 100 Morgen und ebenso viele Schweine enthalten. Das Terrain ist feucht und niedrig, von mehren kleinen Brüchen und fließenden Wassern, aber auch von einigen trocknen Hügeln durchzogen. Das Holz besteht vorwiegend in masttragenden Eichen nnd Buchen, daneben auch in einigen Laub- und Nadeldickichten. Die alten Keiler oder Hauptschweine haben ein gefährliches Aussehn, besonders wenn sie mit ihrem Rüssel oder Gebrech die Erde in langen graden tiefen Furchen aufwühlen, oder gar ihre Hauzähne, Gewehre oder Gewerf genannt, an den obern stumpfen Zähnen, die da Haderer heißen, mit hellem weithinschallendem Klange wetzen. An diesem Gewerf, das oft drei bis vier Zoll über das Gebreche hervorragt und von weißglänzender Farbe ist, kann man sie schon von Weitem erkennen; ebenso an dem Pinsel, einem Büschel steifer Borsten, der die

Oeffnung am Bauche umkleidet, wo die Brunftruthe hervorkommt. Mit dem spitzen scharfen Gewerf schlägt der Keiler von oben nach unten sehr gefährliche Wunden, die wie mit einem Messer geschnitten erscheinen. In der Brunft- oder Rauschzeit darf man sich ihm nicht gut nähern, aber auch auf der Jagd kehrt er sich oft gegen Schützen und Hunde. Geräth er in Wuth, so wetzt er fortwährend das Gewerf, bis ihm ein weißer Schaum vor dem Gebrech steht. Die weiblichen Schweine oder Bachen haben statt der Hauer viel kleinere Zähne oder Haken, mit denen sie nur beißen können. Die Farbe der Hauptschweine und starken Bachen ist durchschnittlich schmutzig schwarzgrau, selten schwarz oder weiß oder gefleckt. Sie suhlen sich zu jeder Jahreszeit gern in schlammigen Pfützen, vorzüglich bei warmer Witterung und in der Brunft, auch wenn sie angeschossen sind. Nach der Suhlung reiben sie sich zuweilen an Bäumen, die man Mahlbäume nennt, und wenn dieses Nadelholzbäume sind, so erhalten sie einen vollständigen Harzpanzer, welchen Schrote nicht mehr zu durchbringen vermögen, in weiter Entfernung selbst Büchsenkugeln nicht, weshalb solche Harnisch- oder Panzerschweine hinter das Gehör oder in die Dünnungen geschossen werden. Die noch nicht einjährigen Frischlinge sind von Farbe schwarz gelb und braun, der Länge nach gestreift; späterhin verlieren sich diese Streifen, und gegen den Herbst erscheinen die Frischlinge schon schmutziggrau mit Braun unterlaufen.

Ihr Treiben und Spielen unter einander und mit der Mutter bietet einen höchst ergötzlichen Anblick.

Der starke Keiler oder das Hauptschwein lebt einsiedlerisch und steckt gern in den an der Mittagsseite gelegenen jungen Nadelholzdickichten, wo er sich ein Lager wühlt und es mit Moos und Reisern ausfüttert. Die Bachen dagegen thun sich unter einander in Rotten oder mit den Frischlingen und jüngern Keilern zu Rudeln zusammen und machen sich einen gemeinsamen Kessel. Nur in der Brunft, die von Mitte November bis in den Januar währt, treten die starken Keiler zu den Bachen und schlagen die geringen Keiler vom Rudel ab; später kehren sie wieder in ihre Einsamkeit zurück. Nach 4 Monaten sondern sich die beschlagenen Bachen gleichfalls vom Rudel ab und jede wählt sich eine recht heimliche ruhige Dickung, um zu frischen. Zu diesem Zwecke brechen sie eine Vertiefung in den Boden, und halten sich, wenn sie nicht gestört werden, mit ihren Frischlingen mehre Tage darin auf. Eine drei- und mehrjährige Bache bringt gewöhnlich 8 bis 10 Frischlinge, eine geringere oder jüngere 4—6, die im zweiten Jahr überlaufene Frischlinge oder Ueberläufer, später Keiler und Bachen heißen. Ein vierjähriger Keiler heißt ein angehender Keiler, später ein Hauptschwein; eine vierjährige Bache wird eine starke genannt.

Die Nahrung der wilden Sauen besteht nach Verschiedenheit der Jahreszeit in Kräutern, Wurzeln, Schwämmen, Würmern, Schnecken und andern kleinen Thieren, die sie

erhaschen und bezwingen können. Besonders lieben sie die Saudistel, den jungen Klee, die Kümmel- und Farnkraut-Wurzel — der sie oft so tief nachgraben, daß man die Sau kaum sieht — die Trüffeln, Eicheln, Bucheln, Nüsse, die Wald- und Hainbeeren, Kartoffeln, Rüben und alle Getreidearten. Auch Mäuse, junge Vögel und die erst gesetzten Hasen und Wildkälber gehen sie an, und verschmähen selbst das Aas nicht. Am feistesten werden sie, wenn die Buchel- und Eichelmast gut gerathen ist, oder viele Kastanien gewachsen sind.

Die im Saugarten gehaltenen Schweine, welche im Park nur wenig Gewürm oder Erstmast und auch Eckerig nur in beschränktem Maße finden, müssen täglich aus der Hand gefüttert und gut genährt werden, namentlich mit Erbsen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Eicheln, wildem Obst 2c., und es muß damit wo möglich täglich abgewechselt, bei Frost aber nur Getreide gegeben werden.

Den Bestand bilden etwa 5 — 8 zwei-, drei- und vierjährige Bachen und 1 Hauptschwein; außerdem wenigstens 4 angehende Schweine, 8 dreijährige Keiler, 12 zweijährige Keiler, 16 — 20 überlaufene Frischlinge und 20 — 30 Frischlinge. So können jährlich gegen 30 Stück abgeschossen werden, nämlich 4 angehende Schweine, 4 dreijährige Keiler, 4 zweijährige Keiler, 6 — 10 überlaufene Frischlinge und ebenso viele Frischlinge.

Der Saupark, von einem hohen Zaun eingeschlossen, ist durch einen Querzaun in zwei Theile geschieden und mit

einigen Thoren versehen, welche bis zum September offen bleiben. Dann werden diejenigen Schweine, die man im November oder December erlegen will, abgesondert und feist gefüttert. Die Jagd geschieht mit Hatzhunden, und damit das Vergnügen größer ist, nicht im Park, sondern außerhalb desselben. Zu diesem Behufe sind im Zaun Fallthüren angebracht, durch welche man die Schweine nach Belieben ins Freie läßt.

Dieses stark gekünstelte Vergnügen macht einen jährlichen Zuschuß von über 1000 Thlr. nöthig, und jedes erlegte Schwein kostet etwa 50 Thlr., d. h. fünfmal so viel als es werth ist.

An sonstigem jagdbarem Hochwild ist der Sachsenwald gerade nicht reich, doch vermehrt sich mit der fortschreitenden Forstcultur auch der Wildstand. Rehe sind ziemlich selten, etwas häufiger soll das Edelwild vorkommen. Dagegen sind kleinere Waldthiere in Menge vorhanden, und auch der Insectensammler wie der Botaniker finden hier eine ergiebige Ausbeute.

Früher hatte der Wald viel von Wilddieben zu leiden. Der berüchtigtste unter ihnen heißt Eidig, und sein Andenken lebt noch in Jedermanns Gedächtniß. Ein überaus verwegner Bursche, pürschte und knallte er nach Herzenslust in der Forst umher, und die herrlichsten Thiere fielen ihm zur Beute. Vergebens spürten ihm die Schutzbeamten Tag und Nacht nach, er entwischte ihnen unter den Händen und keine Kugel wollte ihn treffen. Seine Büchse dagegen er-

wies sich sichrer; er verwundete mehre Förster und schoß Einen nieder. Die Regierung erklärte ihn für vogelfrei und setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf, gleichviel ob man ihn lebend oder todt einbrächte. Aber alle diese Maßnahmen blieben wirkungslos, er fuhr fort, unter den Augen seiner Feinde zu jagen, und verhöhnte sie in Wort und That. Die Regierung wußte zuletzt keinen andern Ausweg, als mit dem Wilderer zu unterhandeln. In einer Nacht hatte der alte Oberförster mit ihm eine Zusammenkunft im tiefen Walde und bot ihm eine namhafte Summe, wenn er das Land verlassen wolle. Eidig ging darauf ein und wanderte nach Amerika aus, aber dort ereilte ihn die Nemesis: gerade dort wurde er auf der Jagd erschossen, der er nach wie vor nachhing. — Man sollte nicht glauben, daß diese romantische Räubergeschichte im 19. Jahrhundert und im nördlichen Deutschland gespielt hat.

Köstliche schattige Fußwege, reich an malerischen Partien und Perspectiven, durchziehen den Wald nach allen Richtungen. Viele von ihnen verbinden das Kirchdorf Brunstorf mit mehren im Sachsenwalde belegenen Ortschaften, die dort eingepfarrt sind. Indem wir nach des Försters Weisung einen dieser Fußwege verfolgen, kommen wir nach der sogenannten Kupferkathe, wo sich früher eine Kupfermühle befand. Jetzt ist es eine kleine Landstelle, aber überaus reizend gelegen, an einem romantischen Weiher und an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, die mitten durch den Sachsenwald führt. Fast parallel mit der Eisenbahn aber in mäan-

drischen Krümmungen läuft das Flüßchen Au, das bei Schwarzenbeck entspringt und seit unvordenklichen Zeiten allerlei Mühlen treibt, die nebst mehren Villen und Gehöften ihre Ufer schmücken. Die Au ist jedoch etwas wasserarm, obwol sie links und rechts eine Reihe von silberhellen Bächen und Bächlein aufnimmt, die alle auf b e ck endigen — Beck bedeutet im nördlichen Deutschland überhaupt einen Bach. In der nächsten Umgebung der Kupferkathe stößt man auf alte aus großen Steinmassen zusammengefügte Grabhügel und Riesenbetten, an welchen der Sachsenwald reich ist. Weiter aufwärts liegt ein ähnlicher etwas größerer Weiher, Stangenteich genannt, woselbst sich früher eine zweite Kupfermühle, die Stangenmühle befunden hat. Eine dritte soll eine halbe Stunde westlicher gelegen haben.

Gegen Mittag langten wir endlich auf der Eisenbahnstation Friedrichsruh an. Gerade traf ein Zug ein, aber keiner der Fahrgäste stieg aus, und so traten nur wir in den Wartesaal. Ein frisches rothwangiges Mädchen saß hinter dem Schänktisch und kredenzte uns den braunen Labetrank, unsre Reden hurtig und munter beantwortend. Wir gedachten, es uns hier wohl sein zu lassen, als sie sich nach einer Weile erhob und der Thür zuging.

— Meine Herren, sagte sie etwas zögernd, ich muß jetzt zuschließen.

— Unsertwegen geniren Sie sich nicht.

— Sie müssen doch erst hinausgegangen sein! meinte sie verlegen.

— Wie, Sie wollen uns wirklich exmittiren?

— Ja, ich muß nach Hause.

— Sie wohnen also nicht hier?

— Nein, ich komme nur her, wenn die Züge eintreffen, und gehe wieder fort, sobald sie abgefahren sind.

— Dürfen wir Sie vielleicht begleiten?

— Wenn es Ihnen gefällt! antwortete sie lachend, trippelt voraus und wir ihr nach.

— Wo wohnen Sie denn?

— Ganz nahebei im Gasthause.

Dieses, Landhaus geheißen, ist ein geräumiger Krug. Die Schöne führt uns in ein kleines saubres Zimmer, in welchem sich ein andres junges etwas bleiches Mädchen befindet. Beide fungiren hier, wie sie uns erzählen, als „Koch-Mamsell"; die Rosige ist eine Lübeckerin, die Bleiche eine Hamburgerin.

— So haben Sie hier viele Gäste?

— Sehr viele, namentlich im Sommer Lustreisende. Aber auch während des Winters halten die Bewohner der Umgegend hier ihre Bälle und Ressourcen. Auch werden dann allwöchentlich in der Forst große Jagden vorgenommen und bei uns mit einem Mahle beschlossen.

— Vortrefflich! Besorgen Sie auch für uns ein Mittagessen.

Nach einer Weile meldet uns die Kochmamsell, daß aufgetragen sei, aber nicht hier, sondern drüben in dem vor-

nehm aussehenden Logirhause, das den stolzen Namen Frascati führt und gleichfalls ihrem Herrn gehört.

Jetzt macht es einen ungemüthlichen Eindruck. Die Fensterläden sind geschlossen, in den Zimmern Tische und Stühle umgekehrt und die Kellner entlassen. Eine junge elegant gekleidete Dame empfängt uns und geleitet uns nach einem kleinen noch wohnlich erhaltenen und wohldurchwärmten Eckgemach. Auf dem Tische steht bereits die Suppenterrine, aus der sie selber die Teller füllt und dann neben uns Platz nimmt. Sie ist die Nichte des Wirths und hat während der Saison in Frascati die Oberleitung. Trotzdem gedenkt sie noch nach Hamburg zu gehen, um dort die höhere Küche zu studiren; was sie aber meines Erachtens und nach dem jetzt an die Reihe kommenden Rehziemer zu urtheilen durchaus nicht mehr nöthig hat. Wie zierlich sie tranchirt, und wie graciös sie vorlegt! Man kann ihr nichts abschlagen. Ich habe über sie die beiden Kochmamsells vollständig vergessen, stoße mit ihr auf Frascati und seine Oberpriesterin an, und sie thut mir ein wenig nippend und huldvoll lächelnd Bescheid. Mein Entzücken ist jedoch nicht so groß, als daß ich die zum Dessert aufgetragene Rechnung nicht etwas hoch finden sollte, fühlt mich sogar derart ab, daß ich meinen Kameraden zum Aufbruch mahne.

In der That haben wir noch vieles zu durchwandern und viel zu sehen. Friedrichsruhe selbst ist ein Waldparadies und als solches neben dem benachbarten Holsteinischen Reinbeck, das ebenso herrlich gelegen und gleichsam den Schlüssel

zum Sachsenwalde bildet, weit und breit berühmt. An Sommertagen kommen ganze Züge mit Gästen von dem nur ein paar Meilen entfernten Hamburg, und viele Hamburger besitzen an beiden Orten schöne Landhäuser oder aber sie genießen hier eine Villeggiatur.

Wir folgen zunächst der stark bergan steigenden Eisenbahn und erreichen dann auf einem Waldpfade, der sich über Thal und Hügel hinschlängelt, nach wenigen Minuten die sogenannte Tuchfabrik, welche gleich Friedrichsruhe ein Erbzinsgut ist und an der Mündung der Ochsenbeck in die Au liegt. All das Romantische, was solch einsame Fabrikanlagen mitten im Walde zeigen, hat auch sie. Schon in der Ferne hört man das Brausen der Wasserräder, das Stampfen der Walken und Pochen der Hämmer, Alles geheimnißvoll lockend durcheinander, bis man plötzlich aus dem Walde tritt und nun eine kleine Idylle schaut. Obgleich die bei Weitem bedeutendste Fabrik des Herzogthums, ist sie doch nur von kleinem Umfange; mag vielleicht 50 Arbeiter beschäftigen und jährlich 20,000 Ellen Tuch bereiten, das meist im Lande bleibt. Lauenburg ist vorzugsweise ein ackerbauendes Land, und die bisherigen Zollverhältnisse sind dem Handel und der Industrie nicht förderlich sondern hemmend. Schon seit Jahrhunderten bestand hier eine Papiermühle, die 1758 in eine Eisengießerei verwandelt wurde, wo man hauptsächlich Anker verfertigte; bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die gegenwärtige Tuchfabrik eingerichtet wurde.

Ein andrer Industriezweig, der im Sachsenwalde cultivirt wird, ist das Schneiden von Spänen aus Buchenholz für Buchbinder, Papparbeiter und Zuckerraffinerien; womit sich in den umliegenden Ortschaften viele kleine Leute beschäftigen.

Von der Tuchfabrik führt ein schöner stiller Weg nach dem am jenseitigen Ufer des Flüßchens Bille belegenen Landgut Mühlenbeck, das wieder eine andre Romantik und ganz besondre Reize aufzuweisen hat. Eine unmittelbar dabei gelegene Papiermühle belebt noch den herrlichen Punkt. Einst gehörte das Gütchen dem Altonaer Jacobsen, als Verfasser eines Seerechts bekannt; später ging es in den Besitz des Herrn von Uslar über, welcher seiner Zeit ein geachteter naturwissenschaftlicher und landwirthschaftlicher Schriftsteller war. Für einen solchen ist es übrigens wie geschaffen.

Andre Fuß- und Fahrwege durchschneiden den nördlichen Theil des Sachsenwaldes und laufen meist nach dem ehemaligen Mönchskloster, jetzigen Kirchdorf Kuddewörde, bis wohin jener sich erstreckt. Auf der Mitte der Straße zwischen Schwarzenbeck und Kuddewörde breitet sich das Gehege Oedendorf aus, dessen Name auf ehemaligen Anbau im Walde schließen läßt.

Dann kommen wir zur Aumühle, wo die Au sich in die Bille ergießt. Nachdem die Eisenbahn letztere an sieben Stellen durchschnitten, wirft sie sich in das Authal und läuft nun, wie erwähnt, mitten durch den Sachsenwald. Die

hier befindliche Kornmühle ist uralt, hat einen Zwangsdistrict von ungefähr 3000 Mahlgästen und wird gleich der nebenan liegenden Brauerei vom Landesherrn verpachtet. Ferner hat man ein Forsthaus, ein gutes Wirthshaus, mehre Villen und Hütten, die alle wie hingezaubert erscheinen; und doch ist die reizende Lage des Orts nur der Anfang einer fortlaufenden Reihe der schönsten Wald- und Thalansichten, wobei die Bille eine Hauptrolle spielt.

Diese hat ihren Ursprung bei Wentorf im Amte Steinhorst, vereinigt sich bei dem Holsteinischen Dorfe Trittau mit der Schönbeck, die bei dem Dorfe Schönberg entspringt, und fließt dann längs dem Sachsenwalde, wo sie auf mehre Meilen die westliche Landesgrenze bildet, nach Reinbeck und Bergedorf, von hier aus vermittelst des Schleusengrabens durch die Curslacker Schleuse in die Dove Elbe geleitet. Sie ist nur für kleine Boote fahrbar; die beiden benachbarten Hansestädte müssen sie nach dem Vergleich von 1410 aufräumen lassen, haben aber dafür das Recht, auf ihr Brennholz aus dem Sachsenwalde nach Hamburg zu verfahren. Für den Verkehr und die Industrie des Landes von keiner besondern Bedeutung, verleiht sie ihren Geländen einen so hohen landschaftlichen Reiz, daß der fremde Wanderer nothwendig in Erstaunen und Entzücken gerathen muß. Ihr Lauf besteht aus unaufhörlichen Krümmungen und Windungen, mit welchen sie theils die Hänge der Hügelungen durchbricht und pittoreske Felsenstürze schafft; theils, wo die eigene Kraft die Terrainhindernisse nicht bewältigen kann,

die zahlreichen Thalsenkungen bald gegen Westen bald gegen Osten benutzt, um so jenen anmuthigen Schlangenlauf bis in das Elbthal zu vollführen. Bald umgeht sie einen Hügel, bald erklimmt sie ihn und tanzt mit muntern Sprüngen und lustigem Gemurmel über Stock und Stein in das Thal hinab. Bald scheint sie sich in der Tiefe zu verlieren, bald verschwindet sie auf der Höhe oder im Gebüsch, bis sie plötzlich wieder hervorbricht; wie ein neckisches Mädchen, das mit dem bezaubert ihr folgenden Wanderer ein loses Spiel treibt, sich von ihm suchen und haschen läßt. So entfaltet sie eine Fülle von naturschönen Landschaften und wechselvollen Perspectiven, die das umherirrende Auge blenden und das Herz trunken machen.

Andrerseits weiß sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Auf ihrem über 5 Meilen langen Wege hat die Bille zu einer Zeit, wo sie weit größere Wassermassen fortwälzte und der Sachsenwald noch das ganze Abwässerungsgebiet bedeckte, nur an wenigen Stellen Sandmassen aufgehäuft, vielmehr in den weitesten Strecken der Thalwindungen kalk- und thonreiche Schichten abgelagert, so daß die Wiesen der Gründe an Reichhaltigkeit und Güte des Futterwerths mit denen der benachbarten Elbmarschen wetteifern können.

Drüben auf Holsteinischem Gebiet zeigt sich das kleine niedliche Kanzleigut Silk, einst Wohnsitz der bekannten Französischen Schriftstellerin Gräfin von Genlis, später dem Grafen von Alten auf Gottern gehörig.

Indem wir die Eisenbahn überschreiten, gelangen wir an die Häusergruppe Billenkamp, die gleichfalls aus einer Anzahl von Hütten, Gehöften und Landhäusern besteht, welche längs dem Ufer der Bille umhergestreut sind und einzeln aus dem Laubholz hervorlauschen. Sie ziehen sich eigentlich bis zu den Gebäuden der Aumühle und den Häusern von Friedrichsruh hin und bilden mit diesen und der Tuchfabrik eine combinirte Dorfschaft, die unter einem gemeinsamen Bauervoigt steht.

Etwas südlicher und wie im Walde begraben liegt das uralte Dorf Wohltorf; noch weiter abwärts und fast an der Berliner Chaussee das ansehnliche Dorf Wentorf, und kurz vor ihm an der östlichen Seite des Weges nach Reinbeck der Sachsenberg, eine Anhöhe, von welcher man eine romantische Aussicht nach der Holsteinischen Seite genießt.

Die Berliner Chaussee macht eigentlich die südliche Grenze des Sachsenwaldes, jedoch schließt sich unmittelbar daran eine Nadelholzwaldung, das Rothenhäuser Revier, welches sich nach dem Dorfe Escheburg an der alten Landstraße zwischen der Stadt Lauenburg und dem vierländischen Bergedorf hinzieht, und wegen seiner hügeligen und romantischen Holzpartien und seiner schönen Aussichten auf die fernsten Elbufer viel besucht wird.

Uns lag es zu weit ab und wir hatten des Schönen auch genug genossen, darum kehrten wir auf einem Waldpfade nach Friedrichsruh zurück und erstiegen dort noch den Schneckenberg. Es ist dies ein künstlich aufgetragener Hügel,

der gegenüber von Frascati sich erhebt, und zu dem man auf einem an den Wänden herumlaufenden Schneckengange hinansteigt. Dieser ist zu beiden Seiten von kleinem Gesträuch und andern Anpflanzungen eingefaßt, so daß der Hügel von unten gesehen mit einer lebenden Guirlande umwunden erscheint. Jetzt freilich hatten Regen und Wind, vielleicht auch Muthwille das Gesträuch losgerissen und durcheinander geworfen, den Pfad verwüstet, so daß wir in gerader Linie von Absatz zu Absatz hinaufkletterten. Oben sieht man über die Wipfel der höchsten Bäume hinweg, zwischen denen die weißen Mauern und rothen Dächer der benachbarten Häusergruppen heraufschimmern, und bei hellem Wetter überfliegt der Blick den ganzen Sachsenwald und die angrenzenden Holsteinischen und Lauenburgischen Landschaften, ein ebenso weites wie buntes Rundgemälde.

Der Sachsenwald war ehemals in acht sogenannte Huden getheilt, die von Bauervögten beaufsichtigt wurden. An den Folgen dieser unverantwortlichen Beaufsichtigung und durch eine Menge den Bewohnern verschwenderisch eingeräumter Freiheiten leidet er noch heute. Es soll Waldblößen geben, die an 200 Morgen groß sind, und mitten im Walde befinden sich noch drei Torfmoore. Die umwohnenden Ortschaften haben freie Holzlese und für ihr Vieh ein bestimmtes Weideareal, das mit ausgelegten Scho-

nungsflächen wechselt. Auch ist an mehre Private und Communen ein bestimmtes Deputat von Brenn- und Bauholz zu liefern.

Der Boden ist besonders im Osten äußerst kaltgründig, schwer durchlässig und bei ebener Lage mit geringem Gefälle nur umständlich und mangelhaft zu entwässern; woraus kalte Nebel und späte Nachtfröste mit ihren schädlichen Einwirkungen auf die Vegetation entspringen. An vielen Stellen findet sich eine harte, von den Wurzeln schwer zu durchdringende Unterlage, daher der Baumwuchs oft plötzlich stockt und die Bäume sich, wie auf Gebirgen früh mit langem schimmelgrauem Moose beziehen. Schädlich wirkte auch im Rothenhäuser Revier ein bedenklicher Waldbrand, der 1832 ausbrach. Den Waldbestand machen vornehmlich Buchen aus, nächstdem Eichen, wogegen Ellern, Birken, Weiden, Ahorn und Eschen selten vorkommen. Mit Nadelholz sind außer dem Rothenhäuser Revier die Gehege Barkahlen und Vierthäge im nördlichen Theile bepflanzt; endlich in jüngerer Zeit mehre kleinere Blößen.

Das Beste am Sachsenwald ist seine Größe; wie erwähnt, weit über Eine Quadratmeile, so daß er die kleinere Hälfte des Amts Schwarzenbeck einnimmt. Dadurch ist der Wuchs der Zuschläge sehr geschützt und die Cultivirung der Waldblößen erleichtert. Im engern Sinne zerfällt er in vier Reviere: das Aumühler im Westen, das Rothenbecker im Norden, das Schwarzenbecker im Osten und das Brunstorfer im Süden; von welchen das Aumühler

das größte ist, und hier ist auch, namentlich nach der Bille hin, die Waldung am besten. Im weitern Sinne gehören aber noch zwei andre Reviere zum Sachsenwalde: das Mühlenrader schließt sich an ihn im Norden, das Rothenhäuser im Süden. Jedem Reviere steht ein Förster vor, zusammen also sechs, denen fünf Holzvögte und Reviergehülfen untergeordnet sind. Die Reviere zerfallen wieder in Gehege, deren es wol hundert giebt. Einige führen noch merkwürdige Namen, wie Steinerlohe, Hofriede, Marxsumpf, Sigrimsberg, Bißthal. Der Reinertrag, den der Forst abwirft, mag jährlich 30,000 Thlr. betragen.

In historischer Hinsicht verdienen noch zwei Vorkommnisse angeführt zu werden. In Reinbeck befand sich ehemals ein Kloster, und dieses erwarb im 14. Jahrhundert acht um den Wald gelegene Dörfer. Ueber diese erhob sich nach der Reformation zwischen den Herzogen von Sachsen und denen von Holstein ein kleiner Prozeß, der etwa 135 Jahre dauerte, während welcher Zeit die dortigen Bewohner nicht wußten, ob sie Holsteiner oder Lauenburger wären. Endlich schloß man einen Vergleich, und die Dörfer sind bei Lauenburg geblieben. — Gleichzeitig aber ward ein Prozeß von ähnlicher Dauer über den Sachsenwald selbst geführt, auf dessen südliche Hälfte die Städte Hamburg und Lübeck Anspruch erhoben. Sie verklagten die Herzoge 1549 beim Reichskammergericht und erhielten schon nach 121 Jahren ein obsiegendes Urtel, das übrigens nichts genützt hätte ohne den Vergleich, den beide Parteien nachher abschlossen.

Das Forstwesen im Herzogthum Lauenburg überhaupt anlangend, so war dasselbe noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Art Communismus zwischen Fiscus und Eingesessenen. Die Nutzung alles Hartholzes, der Eichen und Buchen auch auf dem bäuerlichen Grundbesitze, war ein Regal; dagegen genossen die Bauern außer freier Hut und Weide in den landesherrlichen Holzungen verschiedene andere Mitnutzungsrechte. Mit der Verkoppelung oder Separation der meisten Dorfschafts-Feldmarken entlastete die Landesherrschaft auf dem Wege gütlicher Auseinandersetzung auch ihre Forste von diesen Nutzungsrechten, in den Aemtern Ratzeburg und Steinhorst ganz, in den Aemtern Schwarzenbeck und Lauenburg zum wesentlichsten Theile; indem sie einer jeden Hufenstelle ein Forstgrundstück, sogenannte Buschkoppel, als Pertinenz abtrat; zur haushälterischen nachhaltigen Benutzung, aber nicht zur freien anderweitigen Disposition. Diese Buschkoppeln sollen wehrhaft eingefriedigt und weidefrei gehalten werden. Ihre Behandlung steht unter Controle der Amts- und Forstbehörden, doch sind im Laufe der Zeit viele devastirt. Die Gutsbesitzer genießen im Wesentlichen unbeschränktes Nutzungsrecht über ihre Forste; wollen sie aber ein außergewöhnliches Quantum Holz veräußern oder ein Holzareal in Ackerland umwandeln, so haben sie die Erlaubniß der Landesregierung einzuholen. Dasselbe gilt auch von den Forsten der Städte Ratzeburg und Mölln. Letztere hat gegen 5000 Morgen Wald; im Uebrigen ist die Größe des Privatbesitzes nicht bekannt.

Die landesherrlichen Forste umfassen ein Areal von circa . . . . 53,000 Calenberger Morgen, wovon 20,853 auf die geographische Quadratmeile gehen. Hievon sind:

Laubholz-Hochwald	gegen	32,000	Mrg.
Nadelholz-Hochwald	„	12,000	„
Mittel- u. Niederw.	„	6,000	„
und der Rest . . .	„	3,000	„
Einfriedigungen, Wege und Gewässer.			

Dazu treten noch gegen . . . . 1,700 Morgen Dienstländereien der Forstbeamten, so daß das

Gesammtareal gegen . . . . 54,700 Cal. Morgen, oder etwa $2^3/_4$ □Meilen, mithin, wie schon früher gesagt, den fünften Theil der Amtsländereien einnimmt. Dasselbe Verhältniß wird auch in Betreff der adligen Güter und fremdherrlichen Enclaven bestehen; dort fungiren 21, hier 8 Forstbeamte.

Die landesherrlichen Forste zerfallen in 16 Reviere, deren jedes von einem Förster verwaltet wird. Dazu kommen noch 19 Gehülfen und 2 Oberförster, so daß die Zahl der Forstschutzbeamten 37 beträgt: wieder eine erstaunlich große Menge!

Die Reviere sind von ungleicher Größe:

1 . . . bis 1000 Morgen,

2	von	1000	bis	2000	Morgen,
7	„	2000	„	3000	„
2	„	3000	„	4000	„
4	über	. . .		4000	„

Da in Preußen die Normalgröße eines Forstreviers 12,000 Morgen beträgt, so sind die Lauenburgischen Förster gerade nicht überbürdet. Indeß gegen 1700 Morgen Dienstländereien erfordern auch ihre Arbeit und Aufsicht; und 4 Förster haben je 100 bis 160 Morgen, also recht ansehnliche Grundstücke, von denen allein es sich schon leben ließe.

Der physische Waldzustand bietet mancherlei Abwechselungen, welche theils in der verschiedenen Bodenbeschaffenheit begründet, theils durch die Behandlung des Waldreichthums in früherer Zeit entstanden sind; namentlich hat die Forst bei Ablösung der vorhin gedachten Servituten schwere Opfer bringen und während der zehnjährigen Französischen Occupation viel leiden müssen. Im nördlichen Theil des Herzogthums herrscht ein mehr oder minder schwerer fetter humusreicher Lehmboden vor, welcher besonders der Eiche und Buche entspricht; im südlichen Theil hat man einen durchgängig guten Mittelboden, der aber kaltgründig und weniger productiv ist. Der aufgeschwemmte Boden in der Gegend der Elbe charakterisirt sich durch den Wechsel sehr verschiedener Formationen auf geringen Flächenräumen. Es kommen dort auch große Flugsandstrecken vor, welche theils durch mäßige Nadelholzbestände geschützt, theils noch dem

Einfluß des Windes preisgegeben sind. Die Lage der Hölzungen ist im Ganzem zerstreut, oft isolirt und deshalb nachtheiligen klimatischen Einwirkungen ausgesetzt, namentlich dem hier zu Lande vorherrschenden Nord- und Südwestwind, welcher zur Aequinoctialzeit oft sehr heftig wird.

Den vorherrschenden Bestand der Forste bilden Buchen- und Eichen-Hochwald. Beide Holzarten kommen meistens miteinander vermengt vor. Eingesprengt in den Buchen-Hochwald ist häufig die Hain- und Weißbuche; als Lückenbüßer auf Culturflächen wie auch in Mittel- und Niederwald kommen der Ahorn, die Zäh- und Faulesche, die gemeine und weiße Eller, endlich die Birke vor. Die Anzucht der Rüster und Ulme ist noch sehr unbedeutend. Der Nadelholzanbau beschränkt sich bis jetzt auf die gemeine Kiefer und Fichte, meist in reinen Beständen, die sich auf größern Haide- oder andern Culturflächen finden. Eingesprengt in Laub- und Nadelholzbeständen kommt auch die Lärche vor.

Das Hauptaugenmerk ist auf den Laubholz-Hochwaldbetrieb gerichtet, während Mittel- und Niederwald nur da fortbestehen, wo die Bodenbeschaffenheit es gebietet oder weiches Brennmaterial nöthig wird. Nadelholz wird erst seit 1747 angezogen, früher in sehr geringem Umfange, weil es seiner magern Beschaffenheit halber keinen Absatz hatte. Die Umtriebszeit ist für Eichen auf 150—200 Jahre, für Buchen auf 120 Jahre, für Nadelholz auf 80—100 Jahre und für Schlagholz auf 20—25 Jahre festgestellt. Im

Ganzen hat die forstmäßige Cultur dieser Wälder in den letzten Jahrzehnten entschiedene Fortschritte gemacht. Aeltere verkommene Bestände sind gründlich regulirt, und neue Anpflanzungen manchen Plätzen abgewonnen, die früher als unzugänglich oder unbrauchbar galten. Auch hier hat die geordnete Abwässerung eine große Rolle übernommen, und namentlich ihr ist die gesteigerte Ausfuhr von Nutz- und Brennholz zu danken. Jedenfalls muß die Forstcultur mit der gehobenen Landwirthschaft gleichen Schritt zu halten suchen.

Gegen Arme und Unbemittelte übt die Forstverwaltung eine humane Praxis. An erstere werden wol jährlich für 1200 Thlr. Brennholz unentgeltlich, nur gegen Erlegung des Hauerlohns, abgegeben. Außerdem ist ihnen das Roden von Stubben oder Wurzelholz, bis zu zwei Faden jährlich für jeden Hausstand, überlassen und an zwei Tagen in jeder Woche freie Holzlese gestattet. Unbemittelte Insten und Tagelöhner erhalten pro Mann ein Fuder Poll oder Abfallbusch jährlich gegen Erlegung der geringen Taxe; diejenigen aber, welche als Holzhauer arbeiten, und solcher werden in jedem Winter wol 600 beschäftigt, ganz unentgeltlich. Dazu kommen noch die Holzdeputate an pensionirte Wittwen.

Die Forsten und Moore werfen eine Nettointrade von jährlich 100,000 Thlr. ab. Nebenbei gesagt bildet diese einzig und allein den Ueberschuß, welchen die Staatscasse erzielt. Alle übrigen Einnahmen werden durch die Ver-

waltungskosten absorbirt, von dem Heer der Beamten aller Grade und Sorten verschlungen: eine Thatsache, welche das Mißverhältniß der Kleinstaaterei schlagend darthut. *)

Jene 100,000 Thlr. Ueberschuß ergeben für den Morgen Forstgrund einen Reinertrag von durchschnittlich 2 Thlr. Eingehendere Resultate lassen sich aus der sehr mangelhaften Rechnungsführung nicht gewinnen. „In Lauenburg", sagt das „Vaterländische Archiv" (Band 3, Heft 3), dem ich die meisten dieser Zahlen und Thatsachen entnommen; „in Lauenburg ist die Forstverwaltung nicht im Stande, die Frage zu beantworten, welche Betriebsart die wirthschaftlich und pecuniär vortheilhaftere ist."

Während der Dänischen Herrschaft stand das hiesige Forstwesen unter dem für Holstein und Lauenburg gemeinsamen Ministerium, jedoch nicht direct, sondern zunächst unter der Provinzialregierung in Ratzeburg. Die 16 Försterreviere sind in zwei Forstinspectionen eingetheilt, eine für die beiden nördlichen Aemter Steinhorst und Ratzeburg, und die andere für die beiden südlichen Aemter Schwarzenbeck und Lauenburg, deren jede von einem Oberförster verwaltet wird. Beide Oberförster waren einem mit dem Herzogthum Holstein gemeinsamen Forst- und Jägermeister, als dem Chef des sogenannten Forst- und Jagdamts sub-

---

*) Nach andern mir gemachten Angaben sollen die an die Dänische Gesammtstaats-Kasse in der letzten Zeit abgeführten Ueberschüsse 2—300,000 Thlr. jährlich betragen haben.

ordinirt, welcher bezüglich des Herzogthums Lauenburg unter der Provinzialregierung desselben stand. Die Forstverwaltung wird für jedes Amt getrennt unter collegialischer Zusammenwirkung des Amtmanns mit dem betreffenden Inspections-Oberförster geführt.

Mölln.

In Friedrichsruh bestiegen wir wieder die Eisenbahn und fuhren zunächst nach Schwarzenbeck.

Im Coupé saßen uns zwei Mädchen gegenüber. Die jüngste und hübscheste, den Jahren nach noch ein halbes Kind .aber von schwellenden Formen und frühreifer Entwickelung, schien uns mit ängstlichem Mißtrauen zu betrachten, sie beantwortete meine Anrede mit halben Worten und scheuen Blicken. Auf ihrem Schooße hielt sie eine große Schachtel, die ihr offenbar lästig war, weshalb ich mich erbot, dieselbe neben mich auf einen freien Platz zu setzen; aber sie lehnte es kurz ab.

— Wenn Sie 's nicht besser haben wollen! sagte ich empfindlich.

Ihre Nachbarin, die das scheue Wesen der Gefährtin schon lange lächelnd beobachtet hatte, nahm jetzt das Wort:

— Aber, Malchen, sagte sie, warum willst Du von dem freundlichen Anerbieten nicht Gebrauch machen? — So gieb doch dem Herrn die Schachtel.

Malchen that's widerstrebend.

— Meine Freundinn ist noch sehr befangen, fuhr die Andre gegen mich gewendet fort; sie war noch nie von Hause.

— Sie aber schon, mein Fräulein?

— Gewiß, antwortete sie ganz stolz; ich bin seit Einem Jahre in einem Hôtel zu Altona, wo ich die Küche lerne. Malchen soll jetzt auch dort eintreten.

Nach und nach wurde Malchen zutraulicher und plauderte und erzählte mit ihrer Gefährtin um die Wette.

Beide waren die Töchter von Lauenburgischen Bauern; und fast alle größern wie kleinern Besitzer in den Herzogthümern geben ihre Töchter nach der Einsegnung in die Küche eines Hamburger oder Altonaer Gasthofs, um sie dort ihre Erziehung vollenden zu lassen. Wie mir scheint, ist dies die beste Weise, um ein Mädchen für ihren Beruf als Hausfrau vorzubereiten; jedenfalls eine bessere, als wenn man sie in ein Pensionat thut, wo sie ein paar französische Brocken und ein wenig auf dem Clavier hämmern lernen, wovon sie später doch nur selten oder gar nicht Gebrauch machen. Dank jener Usance wird in den Familien der Herzogthümer auch so vortrefflich gegessen.

Im Kruge zu Schwarzenbeck, wo wir übernachteten, fanden wir schon großstädtisches Raffinement in Gestalt eines Kellners und Billards. Ersterer spazierte auf Schlafschuhen, die Hände in den Hosentaschen und eine Cigarre im Munde umher. Gegen uns erwies er sich, wahr-

scheinlich in der Hoffnung auf ein Trinkgeld, artig und aufmerksam, wogegen er die anwesenden Bauern mit vornehmer Herablassung behandelte oder sie über Welt und Politik belehrte.

— Herr Louis, rief ihm einer derselben zu; bringen Sie uns ein paar Schnäpse.

— Voilà! sagte Louis und stellte sie mit einer eleganten Handbewegung vor den Besteller hin.

— Herr Louis, fuhr der Bauer fort; soll mich wundern, was mit Schleswig-Holstein werden wird.

— Das will ich Ihnen sagen, sprach der Kellner, indem er an der Halsbinde zog und sich auf die Spitzen seiner Schuhe erhob.

Gespannt blickten die beiden Bauern zu ihm auf.

— Nehmen wir an, fuhr er fort, und deutete auf die noch unberührten Gläschen; diese beiden Schnäpse hier wären der eine Schleswig, der andre Holstein.

Die Bauern nickten.

— Stellen Sie sich vor, ich sei Bismarck. — Können Sie sich das vorstellen?

— Warum nicht! lachten die Bauern.

— Nun geben Sie Acht. Ich ergreife Schleswig und gieße es hinunter. — Haben Sie gesehen?

Ueber das Gesicht der Bauern flog ein Schatten.

— Schleswig schmeckt mir, aber es schmeckt nach Mehr. Auf Einem Beine kann man nicht stehen, darum nehme ich Holstein und schicke es seinem Bruder Schleswig nach.

— So! — Was sagen Sie jetzt? schloß er, indem er den Bauern die geleerten Gläser unter die Nase hielt.

— Nichts! antwortete Der, welcher den Branntwein bestellt hatte, indem er sich ruhig erhob. Aber wenn Sie die Schnäpse getrunken haben, denn bezahlen Sie sie auch.

Und er ging grinsend zur Thüre hinaus.

Louis blickte ihm nach und sein Gesicht verlängerte sich, als ob er die Nutzanwendung des von ihm in Scene gesetzten Gleichnisses erst jetzt selber begreife.

Schwarzenbeck ist ein großes ausgedehntes Dorf von fast 1000 Einwohnern, am östlichen Rande des Sachsenwaldes, an der Chaussee nach Lauenburg und Mölln, und an der Hamburg-Berliner Eisenbahn, die hier einen Bahnhof hat. Hier befinden sich das Amthaus und eine Domaine, Kirche und Apotheke, zwei Aerzte, ein Förster und der Oberförster für die südliche Inspection; endlich eine Industrieschule, in welcher sämmtliche 12- bis 14jährige Mädchen des Kirchspiels während des Winters wöchentlich an vier Nachmittagen unentgeltlich im Spinnen und Nähen unterrichtet werden.

Sie ist das Werk des ehemaligen Amtmanns Compe, der sie wider den Willen und die Anstrengungen der Gemeinde in's Leben gerufen, welche, obgleich die nöthigen Fonds aus der Staatskasse hergegeben werden, darum einen Prozeß durch sechs Jahre und alle Instanzen führte.

Compe, der das Amt Schwarzenbeck von 1793 bis 1827 verwaltete, spielt in der neuern Geschichte des Länd-

chens eine so segensreiche Rolle, daß ich hier seiner kurz gedenken will. Er war es, der die Verkoppelungen der Feldmarken, die Aufhebung der Hofdienste und Forstservituten durchführte. Ueber das Resultat äußerte er sich im Jahre 1812, am Schlusse eines an die damalige Französische Behörde erstatteten Berichts mit folgenden schönen Worten:

„Eine Regierung, die ihr Glück darin sucht, wohlhabende Unterthanen zu haben, wie bei der hiesigen (Hannöverschen) der Fall war, kann kein Geld besser verwenden, als wenn sie es anlegt, die Verkoppelungen zu befördern. Das Herzogthum Lauenburg giebt hiervon den besten Beweis: vor 50 Jahren war der größte Theil des Landes noch eine Wüstenei, die Bauern waren arm, und das Land erzeugte nicht so viel Korn als es gebrauchte. Durch die Verkoppelungen sind die Haiden und Moore verschwunden, es wird Korn ausgeführt, der Viehstapel ist verbessert und vermehrt und der Bauer ist so wohlhabend geworden, daß er die zehn schweren Kriegsjahre hat aushalten können, und sich auch noch halten würde, wenn die jetzigen Abgaben nicht so hart wären, und wenn er die Handelssperre nicht so tief fühlte."

Während der Französischen Occupation entfaltete Compe eine ebenso vielseitige wie glückliche Thätigkeit. Bekannt mit den Hülfsquellen des Landes, stets am Fleck, um durch kluges Nachgeben und erleichternde Auswege größere Unbill abzuwenden, das streng Geforderte auf das Mindeste herabzudingen, auf das Gelindeste zu vertheilen und auf das

Schnellste herbeizuschaffen — förderte er das Interesse der Provinz, wandte er in zuversichtlicher Hoffnung auf bessere Zeiten den Schaden der Landesherrschaft möglichst ab.

Während das Kurfürstenthum Hannover dem Königreich Westphalen überwiesen ward, bildete das Herzogthum Lauenburg einen abgesonderten Verwaltungsbezirk unter einem kaiserlichen Intendanten, der es unmittelbar unter der höchsten Behörde und gewissermaßen unumschränkt als Krondomaine administrirte. Der Intendant d'Aubignose war ein kluger wohlwollender Mann; er wohnte auf der alten Lauenburg, wo Heinrich der Löwe gesessen, freute sich der schönen Aussicht, nahm das Interesse des kaiserlichen Fiscus eifrig wahr, und ließ die Civil- und Justizverfassung des Landes im alten Gange. D'Aubignose fühlte sich wie ein kleiner König unter dem guthmüthigen Völkchen, aber sein Kopf rastete so wenig wie der seines Herrn. Er war es, der die Einverleibung der Hansestädte und die Bildung des „Departements der Elbmündungen" vorschlug und durchsetzte; zunächst allerdings aus gekränkter Eitelkeit und persönlicher Rachsucht. Als nämlich 1807 Hieronymus die übrigen Hannöverschen Lande überkam, glaubte er mit Recht, auch auf das kleine Lauenburg Anspruch machen zu können, und wirklich waren die Verhandlungen deshalb schon eingeleitet. Aber der junge übermüthige Fürst hatte die Ungeschicklichkeit, den Intendanten geringschätzig zu behandeln, und dieser entwarf einen meisterhaften Bericht, worin er die Wichtigkeit des kleinen Herzogthums hervorhob, das, mit den Spitzen

an die Gebiete von Hamburg und Lübeck grenzend, durch Vereinigung mit beiden Städten die Nord- und Ostsee berühren würde. Der Bericht ward von dem einflußreichen Daru, damaligem Minister der Krondomainen, dem Kaiser vorgelegt, und die hier gemachten Vorschläge von diesem zum Beschluß erhoben.

D'Aubignosc wußte Compe zu schätzen, obgleich dieser seine Gesinnung keineswegs verbarg. Er hatte ihn als Mitglied der Regierungs-Commission für Lauenburg ernannt, und Nichts geschah ohne seinen Rath. Aber mit der Einverleibung in das große Reich, zu Anfang des Jahres 1811 endete plötzlich dieser leidliche Zustand. D'Aubignosc ward zu einem hohen Amte nach Hamburg abgerufen, an die Stelle der provisorischen Verwaltung in alten Gleisen trat die Verfassung des Französischen Reichs mit ihren knappen Formen und ihren Verwickelungen; Heuschrecken gleich zogen über das Land die Zollbeamten, die Steuer-Einnehmer und die Erheber der Registrirungs- und Regie-Gebühren; den Gerichten, der Verwaltung ward ihr Mittelpunkt in Hamburg angewiesen, die Bezirke auseinandergerissen, neue geschaffen: Lauenburg hörte auf, ein geschlossenes Land zu sein, das Amt Schwarzenbeck ward ein Canton im Arrondissement Lübeck. Unsrem Compe, als dem einzigen Notabeln, trug man die Stelle des Maire an, viele seiner Landsleute baten ihn, sie anzunehmen; aber Compe wußte, der Französische Maire in den neuen Ländern sei nicht viel mehr als die unmittelbare Handhabe der Unterdrückung, und lehnte

ab. Dagegen nahm er das Amt eines Friedensrichters an. So ward denn ein ehrlicher Bauervoigt „Herr Maire", ihm zur Seite stand ein andrer Bauer als maire adjoint, und die Bauervoigte der kleinen Ortschaften und andre Landleute bildeten die municipalité. Einer der Municipalräthe war der frühere Aufwärter des Amtmanns. Aber auch die übrigen mögen sich merkwürdig genug mit ihrer vornehmen Titulatur ausgenommen haben, schon ihre Namen standen dazu in einem wunderlichen Verhältniß; so bestand die municipalité du canton Schwartzenbeck aus Friedrich Quack, Klaus Pehmöller, Jobst Bohnsack u. A.

Die Ereignisse des Jahres 1813 und der darauf eintretende Umschwung riefen Compe wieder in sein altes Amt. Daneben ward er zum Kriegscommissär ernannt und mit der Verpflegung der alliirten Truppen beauftragt, später nach Hamburg geschickt, um daselbst das Liquidations-Geschäft mit der Russischen Armee abzuwickeln, und 1818 fungirte er als Commissarius bei der Auseinandersetzung zwischen den Kronen Hannover und Dänemark über die Abtretung Lauenburg's: — Alles Geschäfte, die er zum Vortheil seiner Auftraggeber und des Vaterlandes zu Ende brachte. Aber auch in seiner Stellung als Amtmann wußte er die Interessen der Landesherrschaft mit dem Wohl der Eingesessenen zu vereinen, und so ward ihm von jener Seite Ehre und Anerkennung, von dieser Liebe und Dankbarkeit zu theil. In ihm vereint sich das Musterbild eines Beamten mit dem des Bürgers und Patrioten.

Am andern Tage setzten wir unsere Reise fort und trafen im Eisenbahnwagen mit einem jungen lustigen Geschäftsreisenden zusammen, der, wie wir, nach Mölln wollte.

— Wenn Sie nicht besondere Ansprüche machen, sagte er, so kehren Sie mit mir in der „Stadt Hamburg“ bei Vater Heuer ein. Es soll Ihnen schon gefallen.

Selbstverständlich nahmen wir den Vorschlag an und als wir auf dem Bahnhofe ausstiegen, traten uns zwei Männer dienstfertig entgegen, beide mit einer weißen Schürze angethan.

— Aha, rief unser Begleiter, Einem derselben sein Gepäck übergebend. Da ist der alte Friedrich. Guten Abend, Friedrich! Wie geht es Ihnen? Was macht „Stadt Hamburg“? Wie befindet sich Herr Heuer? Alles wohlauf? Wir finden doch Platz bei Ihnen?

— Alle Drei Herren? fragte der Hausknecht.

— Natürlich! entgegnete der Reisende, und wir gingen.

Nach einer Weile kam uns Friedrich fast außer Athem nachgelaufen, und hinter ihm der andre Schürzenträger.

— Nehmen Sie's nicht für ungütig, sagte Jener, aber Alles in Ordnung und Rechtlichkeit. Hier ist der Hausknecht aus „Stadt Lüneburg“ und der meint, die andern beiden Herren wollten nach seinem Gasthause, und ich hätte sie ihm weggefangen. Bitte, sprechen Sie sich nun deutlich aus. Wollen Sie in „Stadt Lüneburg“ logiren — gut; wollen Sie zu uns kommen — auch gut; aber ich will Keinem zu- oder abreden.

— Nein, ehrlicher Friedrich, wir gehen Alle mit Ihnen.

— Da hörst Du's! sagte er triumphirend zu dem Andern und folgte uns; aber halblaut murmelte er: — Drei auf einmal ist doch curios.

Als wir in den Hausflur der „Stadt Hamburg" traten, hatten wir zur rechten Hand einen Bäckerladen, zur linken die Thüre des Gastzimmers, die der Reisende öffnete.

Auf einem Sopha saß ein ältlicher Herr, die Mütze auf dem Kopf und eine lange Tabackspfeife in der Hand; neben ihm eine sanft blickende Frau.

— Guten Abend, Herr Heuer! schrie der Reisende und schüttelte ihm kräftig die Hand. Guten Abend, Madame! Nun, da bin ich wieder, und freue mich, Sie wohl zu sehen. Was macht Ihr Töchterchen? Wird immer größer und hübscher, nicht wahr? Was meinen Sie, wenn ich Ihr Schwiegersohn würde und Ihnen Wirthschaft und Bäckerei abnähme? He?!

Madame Heuer lachte und ihr Gemahl schmunzelte, während er seine Mütze abnahm und die Pfeife bei Seite stellte.

Ich bat ihn, sich nicht zu incommodiren, und er sah mich unsicher an.

— Sie müssen lauter sprechen, sagte der Reisende, er ist schwerhörig. — Und dann schrie er mit einem Aufwand von Stimme, als ob er ein Regiment commandire: — Der Herr bittet Sie, Ihre Pfeife wieder zu nehmen!

— Ah so! machte Herr Heuer, lächelte vergnügt und that wie ihm geheißen.

— Sehen Sie, sagte der Reisende stolz, wir Beide verstehen uns. — Aber jetzt, beste Madame, besorgen Sie uns ein Abendbrod. Wir haben einen Löwenappetit und Sie eine vortreffliche Speisekammer. — Wie?

Und er lachte, daß die Fensterscheiben klirrten.

Auch Herr Heuer lachte, obgleich er wahrscheinlich nichts verstanden hatte, und die Frau ging hinaus.

— Mit einem Tauben zu verkehren, hat auch seine angenehme Seite, sagte der Reisende, auf den Gastwirth deutend. Wir können einander die tiefsten Geheimnisse mittheilen: er wird nichts verrathen. Ich kann ihm die gröbsten Injurien an den Kopf werfen: er lächelt wie ein Engel. Außerdem ist er der beste Mensch in ganz Mölln und der billigste Gastwirth von der Welt. — Nicht wahr, Herr Heuer? schrie er. — Bitte, geben Sie uns ein paar Gläser Bier.

— Gern! sagte der Gastwirth, rannte nach der Schänke und präsentirte uns eine Kiste mit Cigarren.

Dergleichen ergötzliche Mißverständnisse fielen noch mehre vor.

— Faule Zeiten! rief der Reisende.

— Nein, entgegnete Herr Heuer und schüttelte den Kopf, ich reite nicht mehr, 's fällt mir schon zu schwer.

— Ich meine, die Geschäfte gehen schlecht! schrie der Reisende und wurde vor Anstrengung blauroth.

— Schlecht gerade nicht, aber noch 'n Bischen frisch,

sagte Herr Heuer nach dem Bier sehend, ich hab's erst vorgestern abziehen lassen.

Dann rief uns Madame zum Abendessen.

— Nun sollen Sie eine Freude erleben, sagte der Reisende; ein Mahl, auf das ich mich schon seit vier Wochen gefreut habe.

Wirklich hatte er nicht zu viel gesagt: — Carbonade mit Bratkartoffeln, zwei gewärmte Fleischspeisen und mehre Compots, eine kalte Mehlspeise und zum Dessert: Schinken, Wurst, Käse, Butter, Aepfel und Wallnüsse.

Nachdem wir abgegessen, kehrten wir in das Gastzimmer zurück, in das bald darauf ein altes Männchen mit altfränkischer Höflichkeit trat. Ebenso höflich eilten ihm Herr und Madame Heuer entgegen und halfen ihm aus dem Pelz.

— Guten Abend, Herr Senator! grüßten sie ehrerbietig.

Der Herr Senator dankte mit vielen Verbeugungen, fragte nach dem Befinden und gab über sein und seiner Familie Ergehen Auskunft. Dann nahm er in einem eigends für ihn hingestellten Armstuhl Platz, setzte sich ein schwarzes Sammetkäppchen auf, zündete eine lange Pfeife an und ließ sich gleichfalls ein Glas Bier geben, an welchem er den ganzen Abend über schlürfte.

— Ich bin in der Dämmerung auf dem Anstand gewesen, erzählte er, wo ich auch glücklich ein Häschen attrapiret. — Die Stadt besitzt nämlich einen großen Wald,

fuhr er gegen uns gewendet fort, und die Bürger haben das Recht der Jagd darin. Wer einen Hasen schießt, darf ihn behalten; schießt er aber zwei oder mehr, muß er die übrigen abliefern, die dann zum Nutzen der Kämmereikasse verkauft werden. Erlegt er ein größeres Wild, kann er's für die Taxe acquiriren.

Der Senator hatte früher ein Kaufgeschäft betrieben, nachdem er ein erkleckliches Sümmchen gespart, es seinem Sohne abgetreten und genoß jetzt mit seiner Gattin in Ruhe und Behaglichkeit des Alters. Der König von Preußen, mit dem er bei dessen Anwesenheit in Mölln dinirt, hatte auf ihn einen günstigen Eindruck gemacht.

— Ich glaube, wir sind mit ihm gut berathen, sagte er. Kammerherren und Kammerjunker, wie unter der Dänischen Herrschaft, krigen wir freilich nicht mehr — —

— Aber dafür Orden! warf mein Verleger ein.

— Wovon wir auch schon Beweise haben! nickte der Alte.

Mit dem Schlage Neun erhob er sich. — Seit Kindesbeinen sei er nie später zu Bett gegangen, und Sommers und Winters stets um fünf Uhr aufgestanden. Dafür fühle er sich auch trotz seiner siebenzig und etlichen Jahren gesund und munter, und dasselbe könne er von seinem Frauchen sagen.

Im Nebenzimmer saß das Töchterchen unserer Wirthsleute, ein frisches heranwachsendes Mädchen, an ihrem Nähzeug und plauderte mit fünf oder sechs jungen Männern aus der Stadt, die dort ihr Bier tranken.

— An einem Schwiegersohne wird es dem Vater nicht

fehlen, bemerkte der Reisende; das Mädchen ist hübsch und als einziges Kind bekommt sie dereinst Gasthof und Bäckerei. — Fräulein, rief er ihr dann zu, lassen Sie sich von den jungen Herren nicht den Kopf verdrehen, warten Sie hübsch auf mich.

— O, meinte sie lächelnd und erröthend, ich habe noch Zeit.

Auch wir suchten unser Lager und schliefen wie die Murmelthiere bis tief in den Tag hinein. In der Gaststube erwartete uns schon der Kaffee, in einer riesigen Kanne dampfend, und eine Fülle von Backwaaren aus der Fabrik unsres Wirths. Herr Heuer spazierte seine Pfeife rauchend im Zimmer auf und ab und schien sich unsres Appetits still zu freuen.

Ich trat an's Fenster und erblickte schrägüber die „Stadt Lüneburg". Unter dem Thorweg stand ein junger Mann und neben ihm ein hübsches Mädchen. Sie schienen von der „Stadt Hamburg" zu sprechen und warfen verstohlene Blicke herüber.

— Das ist der neue Wirth, sagte Herr Heuer, der hinter meinen Rücken getreten, wo er sich verbarg. Ein geborner Lübecker, der vor wenigen Monaten „Stadt Lüneburg" ankaufte. Aber er wird schwerlich fortkommen, trotz der strammen Schänkmamsell, die die Stadtleute anziehen soll. Es ist wenig Verkehr, und er hat keine Bäckerei. Von der Gastwirthschaft allein könnte ich auch nicht leben, die ist Nebensache, und ich halte sie mehr zu meinem Plaisir.

— Ganz richtig! sprach der eben hereingekommene Reisende. Was er bei der Bäckerei verdient, setzt er bei der Gastwirthschaft zu; wovon Sie sich überzeugen werden, wenn er Ihnen die Rechnung macht.

Wir gingen nun, um die Stadt anzusehen, durch die Große oder Lange Straße, welche die Hauptgasse ist, und uns nach einer Anhöhe führte, auf der das Rathhaus und die Kirche liegen. Diese ist von dem kleinen Kirchhofe umgeben, der eine steil abfallende Platte bildet und nach allen Seiten hin eine liebliche Aussicht bietet. Zu unsern Füßen hatten wir kleine bemooste Häuser, in deren Fenster und Zimmer wir blickten, und ringsum die übrige Stadt, welche in einer rechts und links von blauen Seen und bewaldeten Hügeln eingeschlossenen Vertiefung liegt, während sie im Norden und Süden meilenweite von der Stecknitz und dem Stecknitz-Canal durchschnittene Niederungen begrenzen. Die Stecknitz fließt an der Stadt vorbei, und diese selber baut sich am westlichen Ufer des Möllner See's, augenscheinlich auf einer ursprünglichen Halbinsel auf. Sie hat zwei Thore, im Süden das Steinthor, vor welchem die Vorstadt und der Bahnhof liegen; im Norden das Gültzower oder Wasserthor. Seit 1834 ist sie statt der frühern hölzernen durch eine massive Brücke und einen Erddamm mit dem nördlichen Ufer des See's verbunden.

Die dem St. Nicolaus geweihte Stadtkirche wird schon 1236 erwähnt. In der großen Feuersbrunst von 1391, wo nur zehn Häuser den Flammen entgingen, blieb sie

wahrscheinlich verschont; nicht aber in der noch schrecklichern von 1408, welche die ganze Stadt bis auf fünf Häuser verzehrte. Wie eine Inschrift bekundet, ward sie 1471 wieder aufgebaut, jedoch mit Benutzung der alten Grundmauern, die der Gluth widerstanden. Zu dieser Muthmaßung führt die Bauart der Kirche, welche einen edlen romanischen Stil zeigt, durch spätere Anbauten aber an Ansehen verloren hat. Das Aeußere ist ein schmuckloser Backsteinbau, der Thurm von schwerfälliger viereckiger Gestalt, er überragt die Kirche ungefähr mit einem Drittel seiner Höhe, und schließt mit einem steilen Dache, das ein schlankes Spitzthürmchen trägt.

Das ehemalige Portal unter dem Thurm ist durch Strebepfeiler verbaut und enthält in einem hölzernen Verschlage den angeblichen Grabstein des weltbekannten Schalks Till Eulenspiegel.

Der herbeigerufene Küster öffnete die beiden Flügelthüren und ließ uns den aufrecht stehenden Stein sehen. Er ist ohne den Sockel 7¾ Fuß hoch, mit bunten jetzt ziemlich verblichenen Farben angepinselt und zeigt in groben Umrissen das Bild eines Mannes in Lebensgröße, der wie ein Ritter anzusehen ist. Auf dem Kopfe trägt er einen Hut mit drei kleinen Hahnenfedern und in den beiden erhobenen Händen in der rechten eine Eule, in der linken einen Spiegel. Sein Wamms ist mit Schellen besetzt, die Stellung der Arme und Beine steif, das Gesicht

ausdruckslos. Unter diesem Bildniß ist eine halbverwischte Inschrift von 10 Zeilen eingegraben:

Anno 1350 iß düsse Steen upgehaven,
Tylle Eulenspiegel ligt hirunder begraven.
Market wol und denket dran,
Wat ik gwest si up Erden,
All de hir voräver gan
Moten mi glick werden.

In Antwort auf diese Mahnung haben hundert andre Eulenspiegel ihre Namen auf Stein und Wände geschmiert. — Außerdem zeigt man noch einen alten Panzer aus Eisendrath, einen verrosteten Degen, einen ledernen Geldbeutel und einen hölzernen Becher, die sich ehemals im Besitz Eulenspiegels befunden haben sollen, aber gleich dem Steine ohne Frage einer weit spätern Zeit angehören. Der Becher ist sehr lang und enge; Till ließ ihn sich, wie die Historie erzählt, anfertigen, weil ihm die Mutter gerathen, die Nase nicht zu tief in das Glas zu stecken.

Das Merkwürdigste an diesem Stein ist, daß man ihn gleich einem abgetragenen Rocke gewandt, seine Rückseite zur Vorderseite gemacht hat. Jene enthält nämlich oben ein Kreuz in erhabener Arbeit und darüber eine Nische mit einer biblischen Darstellung; mithin darf man auf einen alten, wahrscheinlich aus der katholischen Zeit herstammenden Grabstein schließen, der später gewandt und zum Epitaph für den Schalksnarren geworden ist. Daß dieser Stein

aber nicht der ursprüngliche, sondern verschiedenemale erneuert, geht aus den Berichten mehrer Chronisten und Reisenden hervor, von welchen jeder das Grabmal anders schildert. Schon 1710 fand der gelehrte Frankfurter Zacharias Conrad von Uffenbach den Grabstein an der Kirchenwand lehnen und von einem hölzernen Häuschen umschlossen, um ihn so gegen Witterung und Muthwillen zu schützen. Ehemals soll er auf dem Grabe selber gestanden haben, das man etwas seitwärts der Kirche zeigt, und von einem hölzernen Stacket umschlossen gewesen sein, welches man aber gleichfalls häufig erneuern müssen, weil Fremde und Wallfahrer daraus Späne als probates Mittel gegen Zahnweh geschnitten. Später wurde es Sitte, daß jeder reisende Handwerksbursche in den Stamm einer auf dem Grabe sich erhebenden Linde einen Nagel einschlug, so daß jener endlich ganz mit Eisen bedeckt gewesen. 1810 wurde der Baum von Holländischen Soldaten umgehauen.

Wie im Alterthum sieben Städte um die Ehre stritten, Homer geboren zu haben, so rühmen sich in Deutschland wol ein Dutzend Orte, daß in ihnen Till Eulenspiegel entweder geboren oder gestorben sei, namentlich zeigt man sein Grabmal auch zu Damme, Lüneburg und Wismar. Jedenfalls hat Mölln hierauf die meisten und besten Ansprüche, wie ihn denn auch das Volksbuch hier erkranken und sterben läßt. Auf dem Sterbebette verrichtete er noch ein paar seiner unfläthigsten und abgefeimtesten Streiche, namentlich die mit dem Apotheker, der Be-

guine und dem Pfaffen, und noch im Sarge bereitete er den Leichenträgern mancherlei Noth und Verdruß.

Früher zählte es der Magistrat von Mölln zu den Vorzügen seiner Stadt, daß diese Eulenspiegels Sterbeort sei; und als im Jahre 1503 der Cardinal Raymond Mölln passirte, sollen die Bürger damit umgegangen sein, „den alten Herrn", wie sie schon damals unsern Till nannten, kanonisiren zu lassen. Allmälig ist ihnen aber die Celebrität zu einer Last geworden und lassen sie sich gegenwärtig über „den alten Herrn" nur ungern aus. Dieses mißtrauische Schweigen soll durch die Neckereien der Nachbarn, besonders der Ratzeburger entstanden sein. Doch behaupten die Möllner jetzt, nachdem ein Brückenbau zu Ratzeburg unter gar drolligen Umständen mißrathen, daß Eulenspiegel nach dieser Stadt gezogen sei und man sich dort über ihn Nachricht zu erholen habe. Uebrigens finden sich nirgends Belege, welche Mölln's Bürger als einen Gegenstand des Scherzes ihren Zeitgenossen darstellten, und selbst in demjenigen, was das Volksbuch berichtet, ist nicht mehr Spott gegen sie herauszulesen, als von andern dort genannten Städten und Personen.

Faust und Eulenspiegel, der Magier und der Schalksnarr, sind die beiden sagenhaften Helden des Mittelalters, sie finden sich bei fast allen Europäischen Nationen, wie sie denn wirklich einen kosmopolitischen Charakter, die beiden Pole des Menschenwesens zeigen; aber ihre eigentliche Heimath ist doch Deutschland, und sie sind die originellen Typen

des Deutschen Nationalcharakters oder, noch besser, dieser erweist sich als die räthselhafte Mischung beider.

Wir traten nun in die Kirche selber. Sie macht einen eigenthümlichen Eindruck, denn sie besteht aus einem Langschiffe mit halbkreisförmigem Chorabschlusse, einem niedrigen nördlichen und einem weit höhern und geräumigern südlichen Halbschiffe. Letzteres gehört in seiner jetzigen Gestalt jedenfalls nicht zu dem ursprünglichen Plan und ist, vielleicht bei der Wiederherstellung des Hauses, um der zahlreichern Gemeinde zu entsprechen, vergrößert worden. Bei diesem Umbau ist die Südmauer des Langschiffs, um es mit dem nun beinahe gleich hohen südlichen Seitenschiffe zu verbinden, von zwei hohen Bögen durchbrochen worden. Ueber denselben bemerkt man die Spuren von zugemauerten Fenstern, welche mit den an der Nordseite des Langschiffs noch vorhandenen correspondirten, an der Südseite desselben das Seitenschiff überragten und die Voraussetzung unterstützen, daß ursprünglich beide Seitenschiffe an Höhe und Umfang einander gleich waren.

An erwähnenswerthen Kunstwerken enthält die Kirche etliche Broncegüsse, einige Schnitzwerke und zwei Abendmahlskelche. Zu den erstern gehört ein Taufbrunnen und ein siebenarmiger Leuchter. Jener ist über 3 Fuß hoch und besteht aus einem pokalförmigen Körper, welcher von drei knieenden Engeln getragen wird. In halberhabener Arbeit sind an der Außenfläche acht von gewundenen Säulen getragene flache Bögen angebracht, welche ebenso viele Felder

bilden, von denen sieben durch biblische Figuren, das achte durch ein Mühlrad, das Wappen der Stadt, ausgefüllt werden. Der Leuchter ist dem aus Jerusalem entführten Tempelleuchter, auf einem Relief des Titusbogens in Rom dargestellt, offenbar nachgebildet, gegen 6 Fuß hoch und wird von drei sphynxartigen Löwen getragen. Der Sage nach haben ihn vor Jahrhunderten Schiffer in der Stecknitz gefunden, und noch heute gehört er, wie eine neuere Inschrift besagt, zum Amte der Stecknitzfahrer. Unter den Schnitzwerken fällt ein kolossales Crucifix auf, das auf einem das Langschiff kurz vor dem Chorabschnitt quer überspannenden Balken befestigt ist; und ein hölzerner Leuchter, welcher an dem Gewölbe des südlichen Seitenschiffs hängt. Dieser besteht aus einem baldachinartigen Bau, über dem in der Diagonale ein zweiter gothisch durchbrochener sich erhebt, dessen Spitze die Gestalt des Auferstandnen trägt. Die volle Höhe des Ganzen erreicht wol 10 Fuß. An jeden der vier Pfeiler, welche den Baldachin tragen, lehnt sich eine kleine gewundene Säule, deren jede früher eine Figur trug; jetzt sind nur noch drei vorhanden. Ueber dem Baldachin sieht man in halber Lebensgröße die knieende Gestalt der Jungfrau Maria, hinter ihr den Engel der Verkündigung. Außerdem sind noch eine Menge verschiedener Figuren und Gruppen, meist vergoldet und bemalt, in der Sakristei aufgestellt, die aus dem benachbarten, im 16. Jahrhundert zerstörten Kloster Marienwold herrühren.

Das neben der Kirche gelegene Rathhaus befand sich

gerade in Reparatur. Am östlichen Giebel sieht man eine in schwarzglasurte Ziegel gegrabene und mit denselben gebrannte Inschrift, welche das Alter des Gebäudes auf 1373 zurückführt. Der Stil ist der Germanische. Den Haupteingang ziert eine gewölbte Laube. Ursprünglich war es nur einstöckig, von einer gewölbten Thorfahrt der Tiefe nach durchschnitten, an den Seiten gegen Ost und West mit Treppengiebeln versehen. Etwas später ward an die nördliche Façade ein Flügel gebaut und die gedachte Laube dem Haupteingang hinzugefügt. Der westliche Giebel ist durch ein Nebengebäude theilweise verdeckt. Ganz frei aber und wohlerhalten stellt sich der östliche der Kirche zugewandte Giebel dar, und erfreut nicht minder durch seine kräftige geschmackvoll verzierte Gestalt, wie durch seine bei so hohem Alter fast ans Wunderbare grenzende bauliche Erhaltung. Ein glänzendes Zeugniß von der Solidität, mit der unsre Vorfahren bauten.

Der Küster — er heißt Kähler, und ich empfehle ihn allen meinen Nachfolgern — ist ein wohlunterrichteter äußerst williger Mensch. Man konnte es ihm ansehen, daß er aus dem Herumführen, Zeigen und Erklären kein bloßes Geschäft machte und das zu erwartende Trinkgeld nicht seine einzige Sorge war: unsre Theilnahme und Wißbegierde thaten ihm wohl und er war stolz, uns über Alles eingehende Auskunft geben zu können. Während er uns zum Abschiede die umliegenden Gehölze, Gewässer und Anbauten nannte, erwachte in mir der Wunsch, auch jene unter seiner Füh-

rung zu durchstreifen. Er erklärte sich sogleich bereit, uns zu begleiten, und bat nur, ein wenig zu verziehen, bis er in sein nahes Häuschen gegangen, um sich dort umzukleiden. Bald kehrte er zurück und trug jetzt statt des schäbigen schwarzen Röckchens einen langen warmen Paletot. Auf meine Frage nach seinen Verhältnissen erzählte er, daß schon sein Vater hier Küster gewesen, daß er diesen schon bei Lebzeiten vertreten und nach dessen Tode die Gemeinde das Aemtchen auf ihn übertragen habe. — So conservativ ist hier Alles, und dergleichen Vererbungen von Aemtern auf Vater und Sohn und Kindeskinder kommen gar nicht selten vor. — Außer dem Küsterdienste habe der Vater ihm auch ein Häuschen hinterlassen, in welchem er mit seiner alten Mutter lebe und wirthschafte. Von dieser Mutter sprach er mit Stolz und Zärtlichkeit. Sie sei schon eine Achtzigerin, aber noch eine sehr kluge geschickte und rüstige Frau; sie mache von Zeit zu Zeit noch meilenweite Reisen, gegenwärtig sei sie auf Besuch in Hamburg, weshalb er sich etwas vereinsamt fühle.

— Sie sind also noch unverheirathet?

— Ja! Die Einkünfte langen nicht, um eine Frau zu ernähren. Und warum sollte ich heirathen? Ich habe ja meine Mutter.

— Wenn aber Die sterben sollte?

— Dann bin ich wol zu alt, um noch zu heirathen. Ich bin schon in den Vierzigen.

Auch Möllns Umgegend hat mannigfaltige und wieder

ganz eigenthümliche Schönheiten; silberne Seen und laubholzgekrönte Hügelketten umschlingen die Stadt gleich einem Kranze. Der Möllner See hängt durch eine Au mit dem Mitten-See und dieser wieder mit dem Hege-See zusammen. Nördlich der Stadt liegt das Wirthshaus Doctorhof, südlich derselben auf einem Berge der Schützenhof, woselbst wir einkehrten.

Es ist ein freistehendes Gebäude, Eigenthum der hiesigen Schützengilde und an einen Oekonom verpachtet. Außer der Privatwohnung des letztern enthält es eine Anzahl von Gesellschaftsräumen und einen großen Tanzsaal. Hinter dem Hause befinden sich auf einem weiten Plan die Schießstände, und hier werden auch die Vieh- und Pferdemärkte sowie alljährlich eine Thierschau abgehalten.

Die Möllner Schützengilde ist über 400 Jahre alt. 1858 wurde ihr vom Magistrat ein silberner Vogel, in alten Urkunden „Goie" genannt, mit 71 silbernen und vergoldeten Schilden, Denkmünzen und Emblemen überreicht, die von dem jedesmaligen Schützenkönig geschenkt worden sind. Das älteste Schild stammt aus dem Jahre 1518, die älteste Denkmünze aus dem Jahre 1231. Bis zum Jahre 1802 ist das Vogelschießen alljährlich abgehalten, während der Franzosen-Herrschaft wurde es jedoch ausgesetzt, und erst 1814 wieder aufgenommen, wo gleich nach Pfingsten die Schützen in drei Colonnen, als Cavallerie, Artillerie und Jäger auszogen. 1827 wurden die Uniformen abgeschafft, und seitdem marschiren sämmtliche

Mitglieder in zwei Compagnien mit Waffen aber in bürgerlicher Kleidung aus. Nur ein wirklicher Gilde- oder Vollbürger kann Schützenkönig werden und dieser hat, seltsamerweise, für seinen Vorgänger ein silbernes Schild an einer silbernen Kette zu liefern. Den Vorstand der Schützengilde bilden 2 Patrone, 1 Oberstlieutenant, 1 Adjutant, 2 Capitaine, mehre Lieutenants, Fähndrichs und Schaffer. Die Patrone sind Senatoren, alle übrigen ehrsame Schlächter, Glaser, Gewürzer und Handschuhmacher.

In dem Oekonom begrüßte der Küster einen Duzbruder und rühmte ihn als einen strebsamen fleißigen Menschen, der sich von einem Bedienten durch eigne Kraft zu diesem Posten heraufgearbeitet. Wirklich fanden wir in ihm einen kleinen behenden artigen Mann, nur noch etwas ermattet von der Ehre und Anstrengung, vor einigen Wochen den König von Preußen in diesen Räumen bewirthet zu haben.

Die Stadt hatte Seiner Majestät bei Höchstdero Anwesenheit ein Diner gegeben, und dieses einzige Mahl einen Aufwand von mehren tausend Thalern verursacht, mehre Dutzend Menschen acht Tage vorher uud acht Tage nachher in Bewegung gesetzt. Blos die Decoration des Saales hatte ein paar hundert Thaler gekostet, darunter die neuen Fenstervorhänge und sonstigen Draperien, welche gleich darauf um einen Spottpreis wieder verkauft worden. Der Oekonom war in fünf Nächten nicht aus den Kleidern gekommen, und während dieser Zeit zwischen hier und Hamburg beständig hin- und hergefahren, um dort die Weine, Delica-

tessen, Fleisch- und Gemüsewaaren einzukaufen, das Tafelgeschirr zu besorgen, und eine Armee von Köchen und Aufwärtern zu engagiren. Aus Lübeck hatte man Niemanden bekommen können, weil dort alle dienstbaren Geister bereits für Ratzeburg angeworben, wo Seine Majestät Tags vorher ein Dejeuner anzunehmen geruhet. Vier und zwanzig Stunden vor Beginn der Tafel sei ununterbrochen gekocht und gebraten, gebacken und gesotten worden, unter Leitung eines riesigen Oberkochs, der keinen Bissen gegessen, aber wie ein Eisbär geschwitzt und fortwährend Bairisch getrunken. Als die Herrschaften sich endlich zu Tische gesetzt, habe der imposante Mann wie ein Feldherr den Commandostab ergriffen, die Schaar seiner Untergebenen lautlos, durch bloße Winke hin und her geschnellt, und Alles sei wie am Schnürchen gegangen. Obgleich er, der Oekonom, vor Ermüdung über seine eignen Beine gefallen, so sei er doch auf einen Augenblick in den Saal gehuscht, um des hohen Anblicks zu genießen. Seine Majestät hätten nicht den für Sie bestimmten Platz zu oberst der Tafel und den dort aufgestellten Fauteuil eingenommen, sondern Sich mitten an der Langseite auf einen schlichten Sessel niedergelassen, mit den Umsitzenden ganz leutselig und wie ein andrer Mensch gesprochen, und einen Toast auf Mölln ausgebracht, wofür der Stadthauptmann sich in einer Rede bedanket, dabei aber etwas in's Stocken gerathen. Alle Gäste hätten mit erstaunlicher Ausdauer gegessen und noch rüstiger getrunken, Seine Majestät hinterher Dero allerhöchste Zu-

friedenheit ausgesprochen, desgleichen auch die Excellenz Bismarck, die gleichfalls heiter und gesprächig gewesen. Speisen und Weine wären aber auch wirklich vorzüglich, in weit reicherer Auswahl und das ganze Arrangement weit luxuriöser und geschmackvoller als in Ratzeburg gewesen, wo der menu in deutscher Sprache abgefaßt und die einzelnen Gänge numeriret, was ihm, dem Oekonomen, nicht ganz schicklich erscheine. Undank sei jedoch der Welt Lohn, das habe auch er erfahren müssen. Als er den Vätern der Stadt die Rechnung eingereicht, hätten diese an verschiedenen Positionen gekrittelt und gemäkelt und einen großen Abzug machen wollen, was er sich aber nicht gefallen lassen, denn wenn er für die Last jener Tage nicht ein paar hundert Thaler verdienen solle, so wisse er nicht, wofür er sich gequält habe, zumal solch ein Diner nicht alle Tage vorkomme.

Wir pflichteten ihm aus vollem Herzen bei, und zum Dank dafür ließ er uns den menu sehen, in Gestalt einer elegant gedruckten Karte, auf welcher unter Anderm auch eine tourte à la Lauenbourg zu lesen. Dieser Name dünke ihm ebenso feinsinnig, wie das filet de boeuf à la Gastein, das man zu Ratzeburg aufgetragen. — Ich bat ihn, mir den menu zu verehren, aber er verweigerte es. Er habe nur noch Ein Exemplar, das er zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Tag selber behalten und unter Glas und Rahmen bringen wolle. Statt dessen schenkte er mir ein Fähnchen, dessen Schaft schwarz und weiß gestreift war,

während die papierne Flagge auf beiden Seiten ein Mühlrad, das Wappen von Mölln, und darüber den Preußischen Adler zeigte. Es habe während des Diners auf den Puddings gesteckt und sei seine eigne Erfindung, sagte er stolz.

Dann brachen wir auf, und der Küster führte uns an den südlich der Stadt gelegenen Schmalsee, der sich weiterhin zu dem Lütau-See erweitert und einen überraschend schönen Anblick gewährt. Ganz plötzlich lag er tief zu unsern Füßen, ringsum vom Laubwalde eingeschlossen, und die mächtigen Bäume seiner hohen Ufer spiegelten sich in den stillen klaren Fluthen. Kein Laut drang in diese geheimnißvolle Einsamkeit, und selbst der Wind schien hier zu ruhen und zu träumen. Während wir langsam und in glücklicher Selbstvergessenheit am Ufer hinwandelten, that sich der Waldkessel allmälig auf und ließ einen neuen Busen des See's sehen, der in dieser Weise noch verschiedene Fortsetzungen zeigt, jede von andrer Gestaltung und mit wechselnden Reizen.

Auf dem Rückwege gingen wir über ein hügeliges und wellenförmiges Terrain, wo theilweise Kalklager an die Oberfläche treten und Basalte, verwitterte Muschellager und seltsame Versteinerungen zerstreut den Boden bedecken. Im Uebrigen gleicht es einem Parke mit geschmackvollen Gängen, Alleen, Gebüschen, Rasenstücken und andern Anlagen, welche auf Kosten der Stadt errichtet worden. Einen künstlich zusammengetragenen Hügel, der das Ganze bis zur Stadt und den Seen übersehen ließ, bezeichnete unser Führer als die

Franzosenschanze. Wirklich haben die Franzosen während ihrer Occupation und in Befürchtung eines Angriffs hier fleißig geschanzt, und der Marschall Mortier soll das vielfach coupirte wellenförmige Terrain geradezu für uneinnehmbar und höchst geeignet erklärt haben, dahinter eine große Armee zu behaupten.

Wie stark der Patriotismus im Herzen des Deutschen Volks damals gewesen, davon liefert Lauenburg und Mölln insbesondere ein erwähnenswerthes Beispiel. Die Hannöversche Regierung hatte 1803 beim Anmarsch der Franzosen eine allgemeine Aushebung von Recruten angeordnet. Das Amt Neuhaus berichtete jedoch, daß sämmtliche junge und dienstfähige Leute ins Mecklenburgische übergetreten; ebenso das Amt Steinhorst, daß die Amtseingesessenen von Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Landesherrn gar keinen Begriff hätten, und von 800 Dienstfähigen nur 16 mit Hülfe eines Militair-Commandos aufzutreiben gewesen. Noch widerwilliger benahm sich die Stadt Mölln. Zunächst hielt auch der hiesige Magistrat um ein Militair-Commando an, das beim Aushebungsgeschäft mitwirken solle; aber abgeschlagen wurde. Darauf trafen beim Regimente etliche Personen ein, die sich als Ausländer und Vagabonden erwiesen und von der Stadt Mölln mit Gewalt aufgegriffen waren, daher man sie jener auf ihre Kosten zurückschickte und unter Androhung einer Geldbuße eine neue Aushebung unter den dortigen Bürgersöhnen befahl. Allein bald darauf führte der betreffende Officier bei der Regierung Beschwerde, daß

Mölln wiederum 6 Leute eingeliefert, von denen Einer lahm, die andern fünf beweibt und Ausländer wären. Nochmals rescribirte die Regierung, daß der Magistrat bei neuer Strafe sämmtliche waffenfähige Bürgersöhne loosen lassen solle und für die Desertion der Ausgelooften zu haften habe. In Folge dessen berichtete Magistrat, daß er statt 16 Bürgersöhne 6 ausgehoben, von welchen aber 4 abwesend seien. — Im Uebrigen ist Mölln während der Französischen Occupation durch Contributionen, Armeelieferungen und Einquartierungen stark mitgenommen worden und hat unter der Habgier und dem Uebermuth der Fremdlinge viel leiden müssen.

Der Pinnsee. östlich der Stadt ist gleichfalls durch hohe bewaldete Ufer ausgezeichnet und wetteifert auch in Betreff des Reichthums und der Mannigfaltigkeit seiner sonstigen Schönheiten mit dem Schmalsee.

Von der vor dem Steinthor gelegenen Ziegelei erstreckt sich längs der Stecknitz ein schmaler Streifen Land, auf welchem viele alte Grabhügel liegen. Sie gleichen den Alterthümern im Sachsenwalde und denen im benachbarten Holstein und Mecklenburg, und sind für die älteste Geschichte Lauenburgs bis Ende des 8. Jahrhunderts die einzigen Quellen. Theils sind es Riesenbetten oder Hünengräber aus der Stein-Periode, theils Grabhügel oder Kegelgräber aus der Bronce-Periode. Bekanntlich findet man in jenen außer menschlichen Skeletten und einzelnen Knochen nur sehr roh gearbeitete Geräthschaften von Stein, höchst selten Keile

oder auch Halsringe aus unpolirtem rothen Kupfer. Man schreibt sie einer Urbevölkerung zu, von welcher die Geschichte nichts zu melden weiß. Werkzeuge von anderm Metall oder gar Münzen, die hin und wieder vorkommen, gehören sicherlich einem spätern Geschlecht an. Die Kegelgräber, welche in einem über Steingewölben oder sogenannten Steinkisten errichteten Erdhügel bestehen, enthalten dagegen Brandstellen, Urnen oder Heidentöpfe und Geräthschaften aus einer Metallmischung, die man Bronce zu nennen pflegt, namentlich Schwerter, Dolche, Lanzen, Kopf- Hals- und Armringe, Handberger, Hefteln mit zwei Spiralplatten, Diademe und andre Prachtarbeiten; ferner auch goldne Schmucksachen, aber weder solche von Silber noch steinerne oder eiserne Geräthschaften und Werkzeuge. Als Urheber dieser Art von Grabmälern sieht man unbestritten eine Deutsche Bevölkerung und zwar in hiesigen Gegenden und in den Nachbarländern die alten Sachsen an. Noch häufiger reißt der Pflug die sogenannten Wendenkirchhöfe auf, die unter der bloßen Erdoberfläche Hunderte von Urnen in geringer Entfernung von einander enthalten und sich gewöhnlich am Ende eines Ackerstücks oder am Rande eines Bachs vorfinden. Die Urnen sind in der Regel zwischen drei bis vier kleinen flachen Steinen verpackt und mit solchen zugedeckt, stehen nur 1 bis 2 Fuß unter der Erde, oft in zwei Schichten übereinander. Diese Begräbnißstätten gehören der Eisenperiode an und erstrecken sich in Norddeutschland über Mecklenburg, Lauenburg bis nach Wagrien und

über die Elbe bis in die Altmark, mithin soweit als nach den Zeugnissen gleichzeitiger Geschichtschreiber Wenden gewohnt haben. Die Urnen enthalten die Asche verbrannter Gebeine und allerhand eiserne Geräthschaften, ferner silberne Schmucksachen, wie Hefteln, Spangen, Nadeln und Siegelringe; Silbermünzen aus der Zeit des 7. bis 11. Jahrhunderts, Filigranarbeiten und Glassachen in allen Farben und Formen.

Um die Mittagszeit kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück, wo wir auf dem Hausflur zwei hohe schwarze Kisten erblickten.

— Es sind noch zwei Fremde angekommen, sagte Friedrich, der an uns vorüberging, und seltsam den Kopf schüttelte.

In der Gaststube fanden wir außer Herrn Heuer zwei modisch gekleidete Jünglinge, die auf dem Sopha saßen, Sechsundsechszig spielten und dazu ausgelassen lachten und schwatzten. Sie erzählten uns sofort, daß sie Schulfreunde und nach langer Trenuung sich wunderbarerweise in dieser Stadt, in diesem Gasthofe wiedergefunden hätten. Es waren zwei Probenreiter, die nun in Mölln ihr Glück versuchen wollten. Plötzlich sprangen sie auf, liefen auf den Flur und jeder von ihnen schleppte eine der schwarzen Kisten herein, die er öffnete und zu leeren begann. Der Eine bedeckte den Fußboden mit einer Anzahl von Filzschuhen in allen Größen, der Andere sämmtliche Tische und Stühle mit Mützen der verschiedensten Gattung. Dann betrachteten sie ihre Habe und lachten wieder aus vollem Halse, wäh-

rend Herr Heuer mit seiner langen Pfeife auf- und abwandelnd und dabei sorgsam über die ausgestreuten Schuhe schreitend, ihnen verwundert zuschaute.

— Es ist doch Glück, jauchzte der Eine, daß ich gerade in Schuhen und mein College in Mützen mache, sonst hätte die Concurrenz gar leicht unsre alte Freundschaft stören können; so aber können wir friedlich Eine Straße ziehen und Arm in Arm unsre Kunden aufsuchen.

Dann rief man uns zu Tische, wo auch ein schwindsüchtiger Photograph Platz nahm, der seit sechs Wochen ganz Mölln Gesicht für Gesicht abconterfeite. Wieder gab es eine Reihe von Schüsseln und alle vortrefflich zubereitet. Mein Kamerad und ich ließen uns Bier reichen, aber die beiden Commis schrieen nach Wein und baten den Wirth, ein Glas mitzutrinken, was er jedoch lächelnd ausschlug.

Nach beendigter Mahlzeit forderten wir die Rechnung. Herr Heuer ging hinter seinen Schänktisch, setzte sich auf einen Stuhl, legte die Elbogen auf die Kniee und sein Haupt zwischen beide Hände, in welcher Stellung er mehre Minuten lang stumm und regungslos verharrte. Endlich richtete er sich auf und sprach freundlich:

— 45 Schillinge pro Mann, wenn Sie so gut sein wollen.

— Das ist ja aber erstaunlich billig, sagte ich überrascht. Wie wollen Sie da zu Ihrem Schaden kommen?!

— Ich habe die Bäckerei, entgegnete er mit sanftem

Lächeln. Allerdings, mein Nachbar in „Stadt Lüneburg“ Der kanns nicht.

Damit verabschiedeten wir uns von dem gutmüthigen Manne, von seiner Frau und seinem Töchterchen, und gaben an Friedrich, der sich wieder auf dem Flure beschäftigte, ein kleines Trinkgeld.

— Sind Sie schon lange in diesem Hause? fragte ich den alten Knaben.

— Ueber 30 Jahre.

— So lange als Herr Heuer hier ist?

— Viel länger. Heuer ist schon mein dritter Herr. Der frühere verkaufte und wollte mich gern mithaben, aber ich halte mich an das Haus, nicht an die Wirthe, Die nehme ich blos an.

— Sie gedenken wol den Gasthof einst noch selber zu kaufen?

— Bewahre! entgegnete er. Zum Gastwirth passe ich nicht, bald vielleicht nicht mehr zum Hausknecht; ich werde schon alt und etwas schwach. Mein Wunsch ist, mich nach einigen Jahren in Ruhe zu setzen.

Möge er in Erfüllung gehen, treue redliche Seele!

Mölln oder Möllen, an der Mark der Sachsen gegen die Obotriten und andre Slavenstämme belegen, gilt für die älteste unter den drei Städten, und wird unter dem

Namen Mulne schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts als herrschaftliche Zollstätte genannt, dem Waldemar der Sieger ein dem Lübecker nachgebildetes Stadtrecht verlieh. 1275 war das Möllner Stadtrecht bereits so ausgebildet, daß Herzog Johann von Sachsen dasselbe auch auf sein Städtchen Bergedorf übertrug. 1320 vertheidigten die Möllner ihre Stadt muthig gegen den Grafen Gerhard von Holstein. Bald darauf wußten sie sich ein Privilegium vom Landesherrn zu verschaffen, daß kein Schloß und keine Festung innerhalb der Stadt noch auf den Feldern der Bürger gebaut werden solle. Es kommt ein von dem dortigen Siechenhause verschiedenes Heil. Geist-Hospital schon 1289 urkundlich vor, Kalandsbrüder werden gleichfalls um diese Zeit genannt. Die Herzoge und Herzoginnen residirten dort häufig; die Leiche des im Jahre 1344 zu Lübeck verstorbenen Herzogs Albrecht IV. ward zu Mölln beigesetzt. In allen derzeitigen Nachrichten erkennt man trotz der an der Landstraße von Hamburg nach Lübeck wegelagernden und Mölln also umschwärmenden Raubritter ein aufblühendes Landstädtchen, welches wol nur durch die 1359 erfolgte Verpfändung seitens ihrer stets geldbedürftigen Landesherren an die Stadt Lübeck verhindert ward, sich zu einem selbstständigen Mitglied der deutschen Hanse auszubilden.

Durch eine am Palmsonntage, den 14. April 1359 ausgefertigte Urkunde verpfändeten die Herzoge Albrecht V. und Erich III. die Stadt und Voigtei Mölln an die Herren zu Lübeck für eine Summe von 9737½ Mark Lübischer

Pfennige. Diese Verpfändung hatte zur Folge, daß die Stadt bis 1683, die Voigtei bis 1747 in den Händen der Lübecker blieb, und diese noch heute 2 Kirchdörfer, 11 Dörfer und 3 Pachthöfe im Lauenburgischen besitzen, welche eben die Lübeckschen Enclaven bilden, und einen Flächenraum von 11,361 Tonnen à 240 □Ruthen umfassen, wo 1857 in 341 Häusern mit 303 Wirthschaftsgebäuden 2700 Personen in 536 Familien wohnten.

Unter der Lübeckschen Herrschaft erlitt Mölln die beiden schon erwähnten furchtbaren Feuersbrünste von 1391 und 1408, welche jedesmal fast die ganze Stadt verzehrten.

Während der Verpfändung residirte Lübeckischer Seits in Mölln ein Stadthauptmann, der mit fürstlichen Ehren eingeholt wurde, worüber folgende Privataufzeichnung berichtet:

„1654 den 24. Januar ward Herr Hieronymus von Dorne, Ritter, als Hauptmann nach Mölln gebracht. Der Zug versammelte sich auf dem Heil. Geistkirchhofe und ritt um halber zehn des Morgens in solcher Ordnung durch die Stadt: — Vorauf ein Trompeter, dem zwei polnische Diener folgten; hinter diesen kam Oberstleutenant Raiser mit seinem Streithammer auch auf polnische Manier. Ihm folgte ein Haufe vornehmer Bürger und Gesellen prächtig ausstaffiert, vier und vier im Gliede; diesen vier Trompeter, welche den Möllnischen Marsch bliesen, und drei Kürassiere. Danach ritt der Hauptmann im köstlichen Pelz-

mantel zwischen zwei Rathsherren, welchen Eines Raths Hausdiener in ihrer Tracht folgten. Nun kam Junker Plönnies als Führer mit einer andern Zahl vornehmer Bürger und Gesellen, alle wohlberitten und aufs herrlichste gekleidet und staffiert. Nach einem andern Trompeter ritt nun der Marschalk mit den Reitendienern in guter Rüstung daher und diesen folgten die Karossen mit den Kämmereiherren und den Männern und Frauen von der Freundschaft. Ganz hinten an saß auf einem wunderlich zugerichteten Rößlein der Homester oder die lustige Person mit feuerrother Parüke und in buntem Habit, welcher also den Zug schloß. Hinter dem schrieen die Jungs: Hansnarr, Fü'r in de P'rük, Blaffersnut! Womit sie bis an die Schafbrücke gezogen sind."

1573 ließ Herzog Franz I. durch Vermittelung des Herzogs von Schleswig-Holstein, Adolf I., den Lübeckern den Pfandschilling anbieten und sie zur Herausgabe des verpfändeten Gebiets auffordern, was jedoch jene mit der Behauptung verweigerten, die Stadt und Voigtei Mölln gehöre ihnen eigenthümlich. Wirklich hatte sich eine allgemeine Sage gebildet, die Wiedereinlösung sei unmöglich, weil an folgende Bedingungen gebunden: einen Scheffel voll Lilien-Gulden, drei blaue Windhunde, zwei weiße Falken und einen Hagedornstock ohne Ast. Der Herzog stellte nunmehr die Klage beim Reichskammergericht an, aber das ihm günstige Erkenntniß erfolgte erst nach über hundert Jahren, wonach Lübeck sich endlich zur Herausgabe der

Stadt Mölln bequemte. Die Voigtei behielt es bis zum Jahre 1747, wo man den Streit durch einen Vergleich beendigte, welcher den Lübeckern die erwähnten Enclaven ließ.

Mölln war ursprünglich befestigt, und hat man erst neuerdings die alten Ringmauern abgebrochen. Seiner Bevölkerung nach ist es von den drei Städten die kleinste; die Seelenzahl beträgt etwa 3500 in 700 Familien und 375 Häusern. An Fabrikanlagen sind nur 1 Spritfabrik, 1 Gasfabrik und 1 Eisengießerei vorhanden. Handelsartikel bilden Getreide, Bau- und Brennholz. Unter den 17 Zünften sind Schuster, Bäcker und Krämer am zahlreichsten, die Möllnschen Zwiebacke noch heute renommirt. Zu den wesentlichsten Nahrungszweigen gehört der Landbau, insofern die städtische Feldmark von sehr beträchtlicher Ausdehnung ist. Jeder größere Hausbesitzer hat eine Koppel von durchschnittlich 3 Morgen, jeder kleinere eine solche von 1 $^1/_2$ Morgen, und den zur Miethe wohnenden Bürgern und Tagelöhnern wird gegen ein mäßiges Pachtgeld ein Stück Gartenland abgegeben. Das ganze der Stadt zugehörige Areal umfaßt etwa 12,000 Morgen à 120 □Ruthen, wovon 5000 Morgen Acker- Wiesen- und Gartenland, 5000 Morgen Waldgrund und 2000 Morgen Gewässer, Torfmoore und Wege.

Als Steuer hat die Stadt eine Contribution an den Staat zu entrichten, welche jährlich über die Bewohner

repartirt wird. Alle Communallasten werden aus dem Communalgut bestritten. Die Einkünfte bestehen vornehmlich in Pachtgeldern, im Ertrage der Stadtforsten und administrirten Mühlen. Einzelne Grundstücke sind mit unbedeutenden Kämmereigefällen (Schoß, Zehnten, Kanon) oder auch Renten an die Stadtkirche belastet; eine eigentliche Grundsteuer giebt es nicht.

Am 19. Juni 1750 unter der Regierung König Georg II. erwirkte die Bürgerschaft eine Theilnahme an der Verwaltung durch 8 Repräsentanten, sogenannte Achtmänner, die neben dem Magistrat fungiren. Beide Körperschaften ergänzen sich selbst, doch unterliegen die Neuaufgenommenen einer Bestätigung der Regierung. An der Spitze des Magistrats steht ein gelehrter Bürgermeister, für welchen Posten der Magistrat zwei Juristen präsentirt, oder er schlägt dazu den vom Landesherrn ernannten Stadthauptmann vor, der diesen Titel wol noch aus der Zeit der Lübeckschen Herrschaft führt. Die übrigen Mitglieder sind ein zweiter Bürgermeister, vier Rathsherren und ein Syndikus, der zugleich Stadtsecretair ist. Der Stadthauptmann präsidirt beim Criminalgericht, das aus ihm, zwei Rathsmitgliedern und dem Syndikus als Actuar gebildet wird. Die Civilgerichtsbarkeit übt der Magistrat, und es wird hierbei meist das revidirte Lübsche Statut angewandt, während in Criminalsachen die Carolina das gesetzliche Fundament bildet. Der alten Deutschen Gerichtsverfassung ist es zuzuschreiben, daß in allen drei Städten

neben „Bürgermeister und Rath" noch ein landesfürstlicher Beamter als Vorsitzender in Gerichtssachen fungirt. In ältern Zeiten hieß er herzoglicher Voigt (Advocatus ducis), jetzt aber in Mölln Stadthauptmann, in Ratzeburg Stadtcommissarius und in Lauenburg Gerichtsschulze.

Am Schallsee.

Wieder ergriffen wir den Wanderstab, um diesmal eine Entdeckungsreise nach der Ostgrenze des Landes zu unternehmen. Zunächst machten wir jedoch einen Abstecher nach dem ehemaligen Kloster Marienwold, welches jetzt eine Domaine ist, deren herrliche Lage und Umgebung man uns dringend empfohlen hatte.

Zum Nordthor von Mölln hinausspazierend, nahm uns ein Buchenwald auf, in welchem die majestätische Schönheit des Baumwuchses mit der kühnen Hebung und Senkung des Terrains wetteifert. Eine kleine Stunde mochten wir den schmalen schneckenförmig gewundenen bergauf und bergab führenden Pfad, der einem grünen nun etwas verschossenen Sammetbande glich, verfolgt haben, als er plötzlich aufhörte und uns in einen tiefen Seekessel blicken ließ, ein verzaubertes Waldmärchen vor uns aufthat. Der See schien zu schlummern und die rings herum stehenden alten prächtigen Bäume in verhaltenem Rauschen und leisem Geflüster sei-

nen Schlummer zu überwachen, bis sie, wie von unsrer Ankunft erschreckt, zusammenfuhren, sich schüttelten und in eine halb klagende halb grollende Symphonie ausbrachen, die gleich einem Warnungsrufe ihren Schützling erweckte. Sein glatter Spiegel kräuselte sich, finstre Schatten flogen darüber hin und die erregten Fluthen klatschten gegen die hohen Ufer. Dann aber schob die Sonne den Wolkenschleier zurück und enthüllte in fast senkrechter Höhe ihr strahlendes Antlitz. Der Gesang des Waldes erstarb zu einem sanften Summen und Wispern, über die blauschwarzen Wasser des Sees ergossen sich die goldnen Sonnenlichter, daß er funkelte und glitzerte wie ein einziger Krystall.

Er heißt von dem nahen Dorfe Lankau, und weil er in diesem Walde noch einen kleinern Bruder hat, der Große Lankauer See, umfaßt etwa 135 Morgen, und erringt unter den kleinen Seen des Landes den Preis. Die tiefen Verstürzungen seines Kessels gewähren das Miniaturbild eines Schweizer Seebezirks, und es vereinigen sich hier auf einem kleinen Raum die reichsten landschaftlichen Schätze. An seinem nördlichen Ufer sieht man durch eine schmale Lücke des Waldes die Häuser von Lankau, während auf der entgegengesetzten Seite ein bergan klimmender Pfad nach dem hoch und reizend gelegenen Marienwold führt.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts erbauten hier Schwestern und Brüder vom Orden der heiligen Birgitte ein gemeinsames Kloster und nannten es Marienwold (silva Mariae). Der Convent umfaßte 60 Schwestern, welche in einem ab-

geschlossenen Gebäude, dem eigentlichen Kloster, wohnten, und in der Kirche das obere Chor einnahmen. Von ihnen völlig getrennt, hielten sich in einem besondern Stiftsgebäude 13 Priester, nach der Zahl der Apostel, den Paulus mit eingerechnet, 4 Diakonen, nach der Zahl der großen Kirchenlehrer, und 8 Laienbrüder. So glich das Ganze dem Chor der 13 Apostel und 72 Jünger des Herrn. Den Nonnen stand eine Aebtissin, den Mönchen ein Generalbeichtiger vor. Bei der Vesper erbaten beide Chöre sich wechselweise von einander Vergebung. An einem offnen Grabe ward täglich das de profundis nebst einer Collecte angestimmt; auch stand eine mit etwas Erde beworfene Bahre so, daß sie beim Eingang in die Kirche von Allen gesehen werden konnte. In den Nonnenconvent durfte kein Mann, selbst kein Priester eingehn; sogar weltlichen Frauen war der Eintritt untersagt; ebenso wenig war den Schwestern gestattet, die Klostermauern zu verlassen. Verwandte und Freunde traten an das Fenstergitter; denjenigen aber, welches dieses nicht öffneten, ward höherer Lohn im Himmel verheißen; auch war dergleichen Zwiesprache nur an Sonn- und hohen Festtagen von der None bis zur Vesper gegönnt. Tiefes Schweigen mußte von der Abendmahlzeit bis nach der Morgenmesse beobachtet werden; dann ward nur das Nothwendigste besprochen; ein freieres Gespräch hatte zwischen der Danksagung nach Tische und der Vesper statt. Was man bedurfte, wurde von der Aebtissin erbeten; sonst sollte Niemand eines Hellers Werth besitzen, Gold und Silber nicht

einmal berühren, es sei denn beim Einweben, was aber als eine besondere Vergünstigung galt. Wer einen Besitz verhehlte, ward strenge bestraft. Gab sich die Schuldige nicht selbst in dem an jedem Donnerstag gehaltenen Kapitel an, so saß sie am Boden und bekam Wasser und Brod, durfte auch die Kirche nicht betreten, sondern mußte sich den daraus Zurückkehrenden flehend zu Füßen werfen, bis die Aebtissin sie nach der Freitags-Vesper aufhob, in die Kirche führte und unter brünstigem Gebet absolvirte. Jede Schwester besaß zwei Hemden, einen Rock, eine Kutte und einen Mantel. Dieser durfte keine Falten haben und nur mit einem hölzernen Knopf am Halse befestigt sein. Ein weißleinenes Vortuch bedeckte Stirn, Wangen und Brust, darüber hing bis auf die Schultern ein schwarzleinener Weihel herab, und über ihm lag auf dem Haupt die sogenannte Krone: weißleinene Streifen in Form eines Ringes mit zwei kreuzweis darüber stehenden Spangen, in den Winkeln mit fünf Stücken rothen Tuches, wie mit Blutstropfen, besteckt. Dazu kamen Strümpfe und im Sommer Schuhe, im Winter gefütterte bis zum Knie reichende Stiefel. Das Lager war von Stroh mit Burell gedeckt, und hatte nur unter dem Haupte Kissen und Pfühl. Die Brüder trugen außer zwei Unterkleidern von weißem, einen Rock von grauem Burell, eine Kutte mit Kapuze und einen Mantel. Ein rothes Kreuz war das Abzeichen der Priester, ein weißer Kreis das der Diakonen, während die Laienbrüder ein weißes mit fünf Blutstropfen besetztes Kreuz bezeichnete. Die

Brüder durften die Schwestern nur bei der Communion sehen und in deren Haus nur mit dem Krankensakrament kommen oder wenn Gestorbene zu bestatten waren. Sonst verkehrten beide Theile durch einen in der Scheidewand angebrachten Radschieber, durch welchen jedoch, nach der Aeußerung eines Chronisten, „allenfalls ein Mensch durchgebracht werden konnte". Die Aebtissin war das Haupt des ganzen Convents und sie wählte auch aus den 13 Priestern den Generalbeichtiger.

Trotz des Gelübdes der Armuth erlangte das Kloster bald eine große Wohlhabenheit an liegenden und fahrenden Gütern. Reiche Schenkungen wurden ihm von vielen Seiten gemacht, Andere schätzten sich glücklich, auf seinem geheiligten Boden wohnen oder auch nur dort begraben werden zu können, und erkauften solche Vergünstigungen mit großen Geldsummen; trotzdem mancherlei Gerüchte über das lockere lustige Leben der Klosterleute umhergingen und auch häufige Visitationen und Reformerlasse des Bischofs von Ratzeburg herbeiführten.

Schon lange hatten Klosterleute und Wallfahrer von den Herzogen von Sachsen viel Unbill und Gewaltthat erdulden müssen, indem diese die Lehnshoheit über das Kloster beanspruchten und häufig Abgaben und Lieferungen von ihm erpreßten; da trat die Holsteinische Fehde ein. Herzog Christian nahm am 18. August 1534 sein Hauptquartier zu Marienwold und belagerte Mölln. Schon vorher waren die Conventualen nach Lübeck geflohen, und ihrer beweglichen

Habe hatten sich die Möllner bemächtigt. Darunter 15 Wiegen, wie der Chronist Reimer Cock erzählt, von denen er 9 selbst gesehen haben will. „Wor de kinder her gekamen, mogen se weten", meint er. Ende des Monats verbrannte und zerstörte die Soldateska mit Vorwissen des Herzogs von Sachsen, Magnus I., die Klostergebäude. Sein Sohn und Nachfolger Franz I. bemächtigte sich aller Klostergüter, verkaufte die meisten und ließ sich zu Marienwold ein Wohnhaus erbauen. Den Klosterbauern legte er 3—5mal härtere Schaarwerksdienste auf, und die Forste ließ er jämmerlich verhauen; das Holz, obgleich um einen Spottpreis verkauft, brachte ihm doch über 100,000 Thlr. ein. Die wehrlosen Conventualen saßen zu Lübeck auf einem Hofe in der Wahmstraße, der ihnen von all ihren Gütern als einzige Zuflucht geblieben war. Sie verklagten den Herzog beim Reichskammergericht, doch ist der Prozeß nie entschieden. Das Uebrige that die Reformation und der mit ihr eintretende Umschwung aller Dinge. Die katholischen Mönche verloren sich aus der lutherischen Stadt, die letzte Aebtissin starb 1573. Seitdem ist der Birgittenhof zu Lübeck eine Versorgungsanstalt für Wittwen und Jungfrauen.

Im Sommer 1847 wurde bei Gelegenheit eines Neubaus ein Theil der alten Klostermauern bloßgelegt. Außer einem goldnen Ringe, auf welchem die Passion dargestellt ist, und mehren Steinen mit Inschriften, hat man auch einige Körbe voll Gebeine und Schädel gesammelt; an den

letztern befanden sich noch mit Nadeln befestigte Ueberreste jener von den Nonnen getragenen Kronen.

Die jetzige Domaine Marienwold enthält über 1510 Morgen, vorwiegend guten Roggenboden. Das Pachtgeld betrug für die Pachtperiode $18\frac{44}{65}$ — 2216 Thlr., also etwa 1 Thlr. 14 Sgr. pro Morgen à 120 □Ruthen, die Längenruthe zu 16 Calenberger Fuß gerechnet.

Im Herzogthum Lauenburg finden sich 12 Staats-Domainen oder sogenannte herrschaftliche Vorwerke, die sämmtlich verpachtet sind, mit einem Gesammtareal von reichlich 16,000 Morgen oder $133\frac{1}{3}$ Hufen, also fast 1 Quadratmeile. Im Einzelnen betrachtet sind

4 unter 1000 Morgen,
5 = 2000 = ,
1 = 3000 = ,
1 = 4000 = .

Das gesammte Pachtgeld für diese völlig steuerfreien Domainen beträgt nicht mehr als 40,000 Thlr., wovon aber noch die jährlichen Baukosten mit 20,000 Thlr. abgehen. Es bleibt also der Staatskasse, abgesehen von den Administrationskosten und den sonstigen Emolumenten der Pächter, nur eine Revenue von etwa 1 Thlr. pro Morgen. Unter diesen Verhältnissen konnte der Dänische Minister von Scheele im Reichsrath am 24. Mai 1856 mit vollem

Recht äußern, daß die hiesigen Domainen für die betreffenden Pächter wahre Goldgruben seien und jeder derselben unmittelbar, nachdem er die Pacht angetreten, es in seiner Macht habe, ob er ein Vermögen von 25,000 Thlr. besitzen wolle oder nicht. — Wirklich repräsentiren diese Domainen einen Kapitalwerth von 2 Millionen Thaler, was nur zu 4% gerechnet, einen Zins von 80,000 Thlr. ergeben müßte. Bei einem Verkaufe würden sie aber auch zu den Contributionen und Steuern herangezogen werden und damit die Einnahmen der Staatskasse erheblich vermehren.

Diese Betrachtungen habe ich erst später angestellt, einstweilen setzten wir unsre Wanderung fort, indem wir uns nunmehr westlich wandten und dabei Mölln zur Rechten ließen. So kamen wir zunächst in die zu Mecklenburg-Strelitz gehörige Enclave Horst, welche ein einziges Allodialgut von 74 Last à 6000 □Ruthen bildet, und dann nach Kogel, einem Lauenburgischen Lehngut. Damit hatten wir die Region der Landseen erreicht, welche sich in einer Kette längs der ganzen Ostgrenze hinziehen und das Herzogthum theils von Mecklenburg-Schwerin, theils von dem zu Mecklenburg-Strelitz gehörigen Fürstenthum Ratzeburg scheiden, wobei sie jedoch nur mit einigen kurzen Uferstrecken diesen Nachbarstaaten zueignen. Die südliche Kette der Seen führt

den Gesammtnamen Schallsee, und um ihn herum liegen lauter adlige Güter, wie Kogel, Seedorf, Zecher, Stintenburg, Bernstorf, Thurow, Niendorf; wovon das Eine immer das Andere durch landschaftliche Reize und Romantik übertrifft.

Schon Ptolemäus gedenkt in seiner Erdbeschreibung des Schallsees unter dem Namen Chalusos als der östlichen Grenze des Wohnsitzes der Sachsen, und damals soll er mittels eines Ausflusses, Schale geheißen, sich unmittelbar in die Elbe ergossen haben, während dieser heute noch durch die Sude vermittelt wird. An Ausdehnung wie durch Schönheit seiner Gestaltung wetteifert er mit dem Ratzeburger See, und ist in seinen zahlreichen Verzweigungen noch mannigfacher gegliedert. Der Durchschnitts-Wasserspiegel ruht 60 Fuß über dem der Elbe bei Boizenburg. Die gewundenen westlichen und östlichen Hochufer steigen an einzelnen Geländen über 100 Fuß empor, gegen Süden verflachen sie sich zu einer Hochebene. Alle sind reich bewaldet und mit den Schlössern, Dorfhäusergruppen und Kirchthürmen jener Güter geschmückt. Der See selbst mit seinen zahlreichen Buchten und Abtheilungen, mit den auf ihm schwimmenden Inseln und Werdern gewährt eine Fülle und Mannigfaltigkeit immer neuer Land- und Wasser-Verflechtungen, eine fast überreiche landschaftliche Staffage, die den Beschauer aus Bewunderung und Erstaunen nicht herauskommen lassen. Zwei hervorragende Höhengruppenketten streichen von ihm westwärts durchs Land. Die nörd-

liche zieht sich mit anmuthigen Zweigthälern bis zum Ratzeburger und weiterhin bis zum Behlendorfer See. Die südliche läuft nach Mölln und endigt mit den Kuppen am Lankauer See, wobei sie gleichfalls viele Spaltenthäler durchschneidet, und malerische Terrainwellen aufwirft.

Fast die ganze westliche und nördliche Uferseite des Schallsees wird von den Ländereien der beiden Lehengüter Seedorf und Zecher eingenommen, wie die östliche von denen der beiden Lehengüter Stintenburg und Bernstorf. Jene bilden ein Fideicommiß der Familie von Witzendorff mit Primogenitur-Erbfolge. Das zu ihnen gehörige Kirchdorf Seedorf liegt zwischen drei kleinen Seen, von welchen der Seedorfer Binnensee eine abgeschlossene Selbständigkeit beansprucht, während der Küchen- und Priestersee nur eine Abtheilung und bezüglich eine Bucht des großen Schallsees bilden. Mehre kleine meist unbewohnte Eilande sind Eigenthum des gedachten Stammguts und außerdem beansprucht es die Fischerei auf dem westlichen Theile des Sees, dem sogenannten Butensee; doch sind dieserhalb heftige Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den Fischern von Seedorf und Zecher einerseits und denen von Stintenburg andrerseits vorgefallen. Gleich den übrigen Gewässern des Landes ist auch der Schallsee äußerst fischreich und namentlich seiner Maränen wegen berühmt.

Südlich von Zecher liegt der zu diesem Gute gehörige Meierhof Marienstädt. Hier befand sich ehemals eine Kapelle und in ihrer unmittelbaren Nähe eine wunderthätige

Quelle, zu welcher die Kranken von weit und breit wallfahrten. Nachdem sie vor dem in dem Kirchlein aufgerichteten Marienbild ihre Andacht verrichtet, tranken sie von dem geweihten Wasser oder badeten darin, und wurden alsbald gesund. Aber auf der Burg zu Zecher saß ein Ritter, der mit den Wallfahrern mancherlei Spott und Hohn trieb, und desgleichen that auch sein Voigt. Einst erkrankte das Leibpferd des Ritters und er befahl dem Voigt, es nach der heiligen Quelle zu führen und daselbst zu tränken. Als nun der gottlose Voigt mit dem Pferde an das Wasser kam, stellte sich ihm sein alter frommer Vater entgegen und beschwor ihn, von dem Frevel abzulassen. Doch der ungerathene Sohn stieß ihn unter Flüchen und Scheltworten fort und ließ das Pferd trinken. Da erhob der Alte die Hände gen Himmel und erflehete das göttliche Strafgericht. Und das blieb nicht aus. Von Stund an verlor die Quelle ihre helfende Kraft und war nicht anders wie gewöhnliches Wasser. Der böse Sohn aber hatte keinen gesunden zufriednen Tag mehr, siechte dahin und starb nach kurzer Zeit. Aus seinem Grabe wuchs die gottlose Hand heraus, und so oft man sie auch einscharrte, sie kam immer wieder hervor, bis man sie abhieb und in die Kirche brachte. Wenn nun der Pastor die Kinder in den Geboten unterwies und an das vierte kam, pflegte er ihnen die Hand zu zeigen und zu sprechen: Diese Hand hat sich gegen ihren Vater aufgehoben, darum kann sie in der Erde keine Ruhe finden! —

Von dem Haupthofe Groß-Zecher erstreckt sich eine

Landzunge wol eine Viertelstunde lang in den Schallsee. Sie heißt Buhkoop und endigt mit einem steilen Berg, der mit gewaltigen Felssteinen wie mit einer Mauer eingefaßt ist. Bei ruhigem Wetter sieht man nahe dem Strande eine noch größere Menge von Felsblöcken im Kreise herum liegen, und bei niedrigem Wasser kann man auf dieser Steinmauer spazieren gehen. Sie heißt die Teufelsbrücke und die Umwohner erzählen davon folgende Geschichte:

Damals als das Christenthum in diese Gegend drang, lebte in Dargow, am nördlichen Ufer des Sees, ein heidnischer Fürst, der die Anhänger der neuen Lehre verfolgte und ausplünderte. Namentlich that er so mit den frommen Pilgern, die nach den Kapellen von Klein-Zecher und Marienstädt oder nach dem Mecklenburgischen Kloster Zarrentin zogen. Zwischen seiner Burg und den heiligen Orten lag aber der See, und dieser nöthigte ihn bei seinen Raubzügen zu weiten Umwegen. Darum machte er mit dem Teufel einen Bund und sagte ihm Leib und Seele zu, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnenschrei eine steinerne Brücke über den See bauen wollte. Sobald es nun Abend war, machte sich der Teufel ans Werk. Einen großen ledernen Sack hatte er vor der Brust, damit fuhr er auf dem Felde umher und nahm bald hier bald dort einen Steinblock auf. War der Sack gefüllt, so sprang er mit Einem Satz an den Berg, wo der Bau beginnen sollte und stürzte die Steine hinunter, worauf er eine neue Ladung holte. Schon war's Mitternacht, und eben wollte er den

Sack wiederum leeren, da krähte ein Hahn in dem nahen Seedorf. Wüthend warf er die Steine nicht in den See, sondern an's Ufer, sprang nach Seedorf hinüber, ergriff den Hahn und schmiß ihn gegen einen Steinblock, daß das Blut weit umherspritzte. Man kann den dunkelrothen Fleck noch heute wahrnehmen.

Von Zecher aus ließen wir uns nach dem Campenwerder und dann nach Stintenburg übersetzen; wobei uns der Fährmann jene beiden Sagen und noch manches Andere erzählte. Im Gegensatz zu Schleswig-Holstein ist Lauenburg an Sagen und Märchen nur arm, trotz seines Ueberflusses an stillen Seen und geheimnißvollen Hainen, an Ruinen und Alterthümern sowol aus heidnischer wie katholischer Zeit; welche solche Gebilde sonst unwillkürlich hervorzurufen pflegen. Auch der Aberglaube, der doch immer von dem poetischen Gemüthe und phantasievollen Kopfe eines Volks Zeugniß ablegt, spielt hier eine sehr untergeordnete Rolle: der Lauenburger ist auch in dieser Beziehung eine mißtrauisch-schweigsame, nüchtern-verständige, kühl-besonnene Natur.

Auch unser Fährmann meinte, die sogenannte Teufelsbrücke sei das Werk von Menschenhänden, die Trümmer der ehemaligen Raubburg von Zecher; und darin möchte ihm die Geschichte Recht geben, denn sie berichtet, daß rings um den Schallsee sich während des Mittelalters eine Reihe solcher Diebsnester erhob, namentlich Zecher, Lassahn, Bernstorf und Niendorf, die später von den Hanseaten zerstört wurden.

Nirgends waren die adeligen Straßenräuber zahlreicher, standen ihre Raubburgen dichter als in dem kleinen Lauenburg, wo die Spuren noch heute in allen Gegenden des Landes gewiesen werden. Der Adel, die Enkel der alten Dienstgenossenschaft Heinrich des Löwen, welche unter seinem Banner die Wenden besiegt und sich in wenig ergiebigen Landstrecken niedergelassen, die von Colonisten und Slaven bebaut wurden, war nach dem Aufhören der Kreuzzüge und vorzüglich nach dem Bekehrungskriege in Livland unthätig und verdehnte die Tage in träger Ruhe, bis die Schätze Hamburgs und Lübecks und der zwischen beiden stets wandernde Waarenzug seine Habgier erregte und ihn eine gewaltsame Thätigkeit entwickeln ließ. Daneben plünderten und brandschatzten diese Wegelagerer und Buschklepper die Besitzungen, Ernten und Heerden der geistlichen Stifter und die des wehrlosen Landsmanns. Die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, einem großen erlauchten Hause angehörend, aber nur auf ein kleines Land und geringe Einkünfte angewiesen, verschuldet und machtlos, konnten und wollten dem Raubwesen nicht steuern, begünstigten es vielmehr, ja sie nahmen persönlich daran theil. So Erich I., der gleich dem Prinzen Heinz bei Shakespeare, Frachtwagen und Reisende überfiel. Noch besser Erich III., der auf dem Schlosse Bergedorf, das er den Lübeckern widerrechtlich fortgenommen, sich mit einem Haufen von Raubgesellen umgeben hatte, deren Hauptmann er war. Sie gingen aus dem Schlosse durch einen unterirdischen Gang und durch den dichten

Sachsenwald auf die Landstraßen, lagen dort im Hinterhalt, und führten die gefangenen Kaufleute mit bedeckten Augen in der Nähe umher, als ob sie eine große Strecke zurückzulegen hätten. In verborgenen Schlupfwinkeln wurden die Gefangenen bis auf's Hemde ausgeplündert und dann bei Nacht hinausgestoßen, wo viele in der unwirthlichen Gegend umkamen.

Zu ihrem Schutze errichteten Hamburg und Lübeck im Jahre 1241 das bekannte Bündniß, das man den Anfang der Hanse genannt hat, und in welchem sie sich verpflichteten, auf gemeinschaftliche Kosten die Räuber von der Trave bis zur Elbe zu vertilgen. Zu dem gleichen Zwecke verbanden sie sich später mit den benachbarten Fürsten, aber obwol sie mit deren Hülfe die Raubnester immer wieder zerstörten und die adligen Schnapphähne, ohne Rücksicht auf ihren Stand, zu Dutzenden auf dem Markte zu Lübeck aufknüpfen ließen, so währte dieses Unwesen doch bis ins 15. Jahrhundert fort. Selbst nachdem der allgemeine Landfrieden wiederholt geboten war, kamen noch vereinzelte Ueberfälle vor, wovon der eklatanteste sich im Jahre 1589 ereignete. Zwei Hamburger Kaufleute wurden im Amte Bergedorf, also schon auf Hamburg-Lübeckischem Gebiet, von dem Junker Fritz von Bülow und seinen Gesellen ereilt und nach dem Schlosse Gudow, fünf deutsche Meilen weit geschleppt, wo man sie ihrer Waaren und Gelder beraubte und erst gegen schweres Lösegeld entließ. Und dieser Frevel blieb unbestraft! Der Herzog Franz nahm

die Räuber in Schutz, „weil die Kaufleute ohne Geleit gereiset“, und der bei dem kaiserlichen Kammergerichte zu Speier angestrengte Prozeß wurde nie entschieden.

Campenwerder ist die größte Insel im Schallsee, theilweise mit Nadelholz bepflanzt, und bildet ein zum Hauptgute Stintenburg gehöriges Vorwerk. Jenes liegt auf einem andern weit kleinern Eilande und enthält außer dem stattlichen Schlosse einen schönen Garten und Park. Es hat seinen Namen wol nicht, wie man gewöhnlich behauptet, von den Stinten, einer Fischart, welche freilich auch im Schallsee gefangen wird, vielmehr davon, daß die Stintenburg steinerne Kemnaden (gewölbte Stuben) enthielt, welche in alten Zeiten Stinte hießen. Das aus Steinen massiv erbaute Schloß verfiel im 17. Jahrhundert und es ward statt dessen ein Wohnhaus von Fachwerk erbaut. In diesem betrieb Herzog Christian Louis von Mecklenburg unter Anleitung von Französischen Officieren, mit denen er sich in tiefen Kellern und geheimen Kammern verbarg, Zauberschrift, Geisterbannen und Schatzgräberei; bis er 1662 nach Paris ging, dort zur katholischen Religion übertrat und bald darauf in Holland starb. 1740 wurde der Baron, später Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorff mit den Gütern Stintenburg und Bernstorf belehnt. Die Familie hat ihren Namen indeß von dem Gute Bernstorff in Mecklenburg. Jener große Staatsmann, welchen Friedrich der Große „das Orakel Dänemarks“ nannte und der später durch Struensee gestürzt wurde, war auch ein großer

Gönner und Förderer von Kunst und Wissenschaft. Durch ihn sah sich Klopstock nach Kopenhagen berufen und in die Lage versetzt, seine Messiade „mit guter Muße und ohne Distraction“ zu vollenden. Häufig war er der Gast des Grafen auf der Stintenburg, und nachdem jener gestorben, wohnte er eine Zeitlang im Hause der Wittwe zu Hamburg. Die Stintenburg, welche unstreitig die Perle des Schallsees bildet, hat der Dichter in einer Ode besungen, von der ich die ersten fünf Strophen hierher setzen will:

Insel der froheren Einsamkeit,
Geliebte Gespielin des Wiederhalls
Und des Sees, welcher jetzt breit, dann versteckt,
Wie ein Strom rauscht an des Walds Hügeln umher.

Selber von steigenden Hügeln voll,
Auf denen im Rohr die Moräne weilt,
Sich des Garns Tücke nicht naht und den Wurm
An dem Stahl, leidend mit ihm, ferne beklagt.

Flüchtige Stunden verweilt' ich nur
An deinem melodischen Schilfgeräusch;
Doch verläßt nie dein Phantom meinen Geist,
Wie ein Bild, welches mit Lust Geniushand

Bildete, trotzt der Vergessenheit.
Der Garten des Fürsten verdorrt und wächst
Zu Gesträuch, über des Strauchs Wildniß hebt
Sich der Kunst meisterhaft Werk dauernd empor.

Neben dir schattet des Sachsen Wald,
Sein Schwert war entscheidend, und kurz sein Wort.
Und um dich glänzten nie Schilde Roms,
Sein Despot sendete nie Adler dir zu.

Dem Grafen folgte im Lehnsbesitze sein Neffe Andreas Peter, gleichfalls Dänischer Minister und als solcher nicht minder berühmt. Von seinen liberalen Regierungsprincipien zeugt der schöne im Munde eines Ministers überraschende Ausspruch: „Preßfreiheit ist ein großes Gut, der Segen seines weisen Gebrauchs wiegt den Schaden seines Mißbrauchs bei weitem auf. Sie ist ein unveräußerliches Recht jeder civilisirten Nation, durch dessen Kränkung eine Regierung sich selbst herabsetzt, durch dessen unverletzte Bewahrung sie sich selbst achtet und des vollen Vertrauens des Volkes würdig zeigt.“ — Der gegenwärtige Besitzer der Güter ist Graf Albrecht von Bernstorff, als Preußischer Gesandter in London bekannt. Sie erfüllen außer mehren Inseln und Werdern des Sees die östliche Uferseite desselben bis zur Mecklenburgischen Grenze.

Indem wir die einzelnen Vorwerke und Dörfer durchstreiften und uns der herrlichen stets wechselnden Blicke auf den See erfreuten, kamen wir an einer Hütte vorbei, deren Fenster sich dem lauen Herbstnachmittage erschlossen hatten. Ich sah in das kleine Zimmer, entdeckte aber Niemanden darin, als zwei Kinder, die wachend in Einer Wiege lagen, und zwar so, daß sie einander die Füße zukehrten. Das Eine mochte drei Jahre, das Andre noch nicht Ein Jahr zählen. Sie hatten das Deckbett aus der Wiege geworfen und strampelten mit den nackten Beinen lustig in die Luft und gegen einander, wobei sie vor Freude an ihrem originellen Spiel lallten und jauchzten. Plötzlich bemerkten sie

uns mit ihren blanken Augen und hielten erstaunt inne, das Größere begann furchtsam zu weinen, während das Kleine uns unschuldig anlächelte. Alsbald trippelte ein von Alter und Arbeit gekrümmtes Mütterchen in die Stube und hinter ihr schritt gar ehrbar, einen mit Milch gefüllten Napf tragend, ein kleines etwa fünfjähriges Mädchen. Die Alte brummte über den Muthwillen der spielenden Kinder, und legte das Deckbett über sie, aber im nächsten Augenblick flog es wieder in die Höhe und fiel dann zur Erde nieder. Inzwischen zeigte sich das kleine Mädchen äußerst geschäftig. Sie stellte einen Schemel vor den Kamin und sich darauf, blies das erloschene Feuer mit ihrem Mäulchen an, legte Reisig auf die Kohlen, goß die Milch in einen Kessel und stellte ihn über einen Dreifuß auf das rauchige Feuer; während die Alte halblaut murmelnd und mit sich selber sprechend im Stübchen herumwirthschaftete. Endlich sah sie auf und entdeckte uns. Wir gingen zu ihr hinein und baten sie, uns ein Glas Milch abzulassen.

— Ein Glas habe ich nicht, sagte sie; aber ein Töpfchen oder eine Tasse. Marie, nimm's heraus.

Flugs kletterte die Kleine auf einen hölzernen Stuhl, öffnete einen Wandschrank und langte zwei thönerne Geschirre herunter.

— Ein geschicktes und fleißiges Kind! bemerkte ich gegen das Mütterchen.

— Ja, das ist sie, ich habe sie dazu früh angehalten; und sie ist meine einzige Hülfe in der Wirthschaft.

Als ob Mariechen das noch mehr bewahrheiten wollte, holte sie etliche Kohlköpfe herbei, begann sie abzuspülen und in eine große Schüssel zu schneiden.

— Die Kinder sind wol Ihre Enkel?

— Ja, sie gehören meiner Tochter.

— Ihre Tochter ist also verheirathet?

— Verheirathet noch nicht, aber sie hat einen Bräutigam.

Auf meine weitern Fragen erzählte sie nun, wie dieses Verhältniß schon seit sieben Jahren bestehe. Die beiden Leutchen möchten sich gern heirathen, aber sie fänden keine Stube. Der Vater diene auf dem Hofe als Knecht, die Mutter gegenwärtig als Amme in Hamburg, was sie auch schon bei dem ersten und zweiten Kinde gethan und sich jedesmal ein Sümmchen erspart habe, das sie bei ihrer künftigen Einrichtung brauchen wolle. Wenn das Kind entwöhnt, kehre sie nach Hause zurück und verrichte hier wieder Hofdienste.

— Warum sucht sich der Bräutigam nicht anderswo ein Unterkommen?

— Das hat er oft versucht, aber für einen verheiratheten Knecht findet sich schwer eine Stelle. Er muß warten bis mein Mann stirbt, dann kann er hier einziehen und meine Tochter heirathen. So hat's der Herr bestimmt, und ohne seine Einwilligung oder wenn er nicht anderwärts eine Stube findet, giebt sie der Pastor nicht zusammen.

Während wir noch sprachen, kamen zwei Männer herein, ein Greis mit langem weißem Haar und ein baum-

starker Dreißiger. Ohne Zweifel war es der künftige Schwiegersohn der Alten und der Vater der Kinder. Er ging an die Wiege, nahm das Kleinste auf seinen Arm, trug es in der Stube umher und liebkoste es. Nun kroch auch das Größere aus der Wiege und dem Großvater auf den Schooß, wisperte ihm mancherlei in's Ohr, und die Fremden verstohlen anblickend, barg es seinen kichernden Kopf hinter dem Nacken des Alten, indeß dieser müde und stumpf vor sich hinstarrte. Das Mütterchen fuhr in ihren Geschäften und in ihrem Selbstgespräche fort, und das kleine Mädchen schnitt noch immer emsig Kohl, bis der Vater sie zu sich rief, ihr Haar und Wangen streichelte und eine Semmel gab, die sie, an ihre Arbeit zurückkehrend, mit stillem Glück verzehrte.

Dann begann in der Ferne eine Glocke zu läuten, die Männer erhoben sich langsam, setzten die Kinder ab und schlenderten nach dem Hofe, wo sie ihr auf eine halbe Stunde unterbrochenes Tagewerk vollenden sollten. Auch wir machten uns auf den Weg.

Seitdem die Statistik eine Wissenschaft geworden, hat sie unter Anderm auch nachgewiesen, daß die Zahl der unehelichen Geburten eines Landes keineswegs von der herrschenden Confession abhange, daß Fabrikgegenden nicht mehr uneheliche Kinder erzeugen als ackertreibende, städtische Bevölkerungen nicht mehr als ländliche, Bierländer nicht mehr

als Weinländer; daß der entscheidende Grund einzig und allein in der Gesetzgebung liege. Einen schlagenden Beweis liefert hiefür das kleine Lauenburg mit seinen mittelalterlich feudalen Zuständen. Während in Holstein auf 100 Neugeborne $6\frac{1}{4}$ % uneheliche Geburten kommen, in England $6\frac{1}{2}$ %, in Frankreich $7\frac{1}{4}$ %, in Preußen $7\frac{1}{3}$ %, in Schweden $7\frac{3}{4}$ %, in Belgien $8\frac{1}{2}$ %, in Oesterreich $10\frac{1}{4}$ %, in Würtemberg $11\frac{1}{4}$, in Baiern $19\frac{3}{4}$ % — beträgt der Procentsatz in Lauenburg nicht weniger als 21, ist also wahrscheinlich der höchste in der ganzen civilisirten Welt.

Die Statistik weist es unwiderleglich nach, daß wo der Grundsatz gilt: La recherche de la paternité est interdite, die wenigsten unehelichen Geburten vorkommen. In der Rheinprovinz, in welcher seit sechszig Jahren das Französische Recht normirt, beträgt der Procentsatz nur $3\frac{3}{4}$, im übrigen Preußen dagegen 8. Wo durch freie Industrie die Möglichkeit einer schnellern Selbständigkeit und die Errichtung eines eignen Hausstandes gegeben, die Erwerbung ländlichen Besitzes erleichtert ist, sind die unehelichen Geburten weit seltner; ebenso da, wo Eheschließungen und Ehescheidungen keine unnatürlichen Hindernisse finden. Auch die frühere oder spätere Erlangung der Großjährigkeit ist von Wichtigkeit. In England, Frankreich und der Rheinprovinz tritt selbige mit 21, in Oesterreich, Preußen mit 24, in Lauenburg erst mit 25 Jahren ein. Nicht weniger ungünstig sind hier alle übrigen wirksamen Gesetze. Freizügigkeit, Niederlassung, Erwerbung des Heimathsrechts hän-

gen bei Nichtgrundbesitzern von der polizeilichen Willkür ab. Ohne Consens der Ortsobrigkeit kann keine Trauung vollzogen werden, und jener wird erst ausgestellt, wenn der Bräutigam einen Wohnschein, die Braut die Einwilligung der Eltern beibringt. Der Landerwerb ist bei der im Herzogthum geltenden Meierverfassung und Hufengeschlossenheit sehr beschränkt. In einem Amte, welches bei der Verkoppelung 418 meierpflichtige Stellen zählte, giebt es siebenzig Jahre später 429, und diese neu hinzugekommenen 11 Stellen sind Neuanbauer, die mit Einem Morgen überflüssigem Straßenland, oder Brinkkäthner, welche mit etwas abgelegener Freiweide ausgeworfen sind. Noch härtern Beschränkungen unterliegt der Gewerbebetrieb. In jedem Amtsdorfe dürfen nur 1 Grobschmidt, 1 Zimmermann, 1 Weber, 1 Rademacher, 1 Schuhflicker, 1 Schneider, 1 Höker wohnen; alle Landhandwerker weder Gesellen noch Burschen halten, sich nicht einmal der Hülfe ihrer Frauen und Kinder bedienen. Das Institut unzünftiger Gesellen wird überhaupt nicht geduldet. Der schlimmste Uebelstand für den kleinen Mann ist endlich die Auffindung einer Wohnung; diese vermehren sich nicht, wol aber die Zahl der Häuslinge, so daß der Nothstand mit jedem Jahre bedrohlicher wird.

Kaum hat das geschwängerte Mädchen ihr Wochenbett verlassen, so klagt sie gegen den Schwängerer auf Zahlung der Alimente für ihr Kind, während sie selber als Amme nach Hamburg oder Lübeck geht, wo sie hohen Lohn und

vorzügliche Kost erhält, in Kleidung und Lebensgewohnheiten verwöhnt, für ihre künftige Stellung verdorben wird. An einer Reihe von Beispielen läßt sich nachweisen, wie die unglücklichsten Ehen unter den Häuslingen gerade die sind, wo die Frau früher als Amme in einer großen Stadt diente.

Eine uneheliche Geburt ist in Lauenburg etwas so Gewöhnliches, daß sie schon lange nicht mehr für eine Schande gilt.

Von den 22 adeligen Gütern sind 7 Allodial-, die übrigen Lehngüter, darunter 4 Fideicommisse und 3 Kunkel-Lehngüter, also solche, die auch eine weibliche Erbfolge gestatten. Das größte Gut ist Gudow, im südöstlichen Theile des Herzogthums zwischen der Stecknitz und Mecklenburg sich ausbreitend. Es umfaßt fast 2 □Meilen oder 40,532 Calenberger Morgen, darunter 480 Morgen Seen, 5500 Morgen Hölzungen, 9277 Morgen Moore und Haiden. Die Einwohnerzahl beträgt über 1800 in 290 Familien und 170 Häusern. Seit Jahrhunderten befindet sich das Gut im Besitz der Familie von Bülow, und mit diesem Besitz ist die Würde eines Erblandmarschalls des Herzogthums verbunden. Auf dem Schlosse zu Gudow wird die Bibliothek der Ritter- und Landschaft aufbewahrt. Das nächstgrößte Gut ist Gültzow, gegen 17,000 Morgen

groß, und gehört dem Grafen von Kielmannsegge, früher Landrath, gegenwärtig Präsident der Regierung.

Die rechtliche Stellung der adeligen Gutsbesitzer ist sowol der Landesherrschaft wie ihren Gutsleuten gegenüber eine ganz exclusive, nach beiden Seiten hin durch eine Reihe von Privilegien verbarricadirt. Sie sind für ihre Person von Steuern, Zöllen und Kriegsdiensten befreit, sie haben einen eximirten Gerichtsstand, an der Verwaltung und Gesetzgebung des Landes den Löwenantheil, ihre Güter bleiben von aller Einquartierung verschont, sie haben auf diesen und den dazu gehörigen Höfen und Dörfern allein das Recht der höhern und niedern Jagd, das Patronat über Kirche und Schule, die Vertheilung der Steuern, die Verwaltung der Polizei und Gerichtsbarkeit, von welcher eine Appellation nur in einigen Fällen erlaubt und selbst in diesen erschwert ist: mit Einem Worte, sie stehen über den Gutsinsassen wie kleine fast souveraine Fürsten.

In den adeligen Gutsdistricten finden sich etwa 250 Handwerker und über 600 Stellbesitzer, welche letztere nach Größe ihres Besitzes eine lange absteigende Scala bilden, nämlich Doppel-, Voll-, Dreiviertel-, Zweidrittel-, Halb-, Drittel-, Viertel-, Achtel-, Sechszehntelhufner, Großkäthner, Mittelkäthner, Käthner, Anbauer, Neuanbauer und Brinksitzer.

Dominial- und adelige Bauern, ursprünglich freie Einwanderer aus Westphalen, geriethen erst während der zweiten Hälfte des 16. bis Ende des 17. Jahrhunderts sowol in Bezug auf ihren Grundbesitz und die dem Gutsherrn zu

leistenden Dienste als hinsichtlich ihrer persönlichen Stellung in eine sehr abhängige und beschränkte Lage. Ja es fiel im Jahre 1642 dem Hieronymus von Dorne auf Niendorf ein, seine Gutsleute als Leibeigne anzusehen und eine Leibeigenschaft der Lauenburgischen Bauern zu behaupten. Freilich scheiterte dieser Versuch an dem Widerstande der gesammten Ritter- und Landschaft, indeß trat seitdem das gutsherrliche Interesse entschieden in den Vordergrund und es bildete sich folgende Praxis heraus.

Die Bauern durften, auch wenn ihnen die Bedrückungen des Gutsherrn zu arg wurden, ohne dessen Genehmigung ihr Gehöft nicht verlassen, verkaufen, vertauschen, vererben, beschweren oder verpfänden. Grund und Boden, ja das Wirthschaftsinventarium galten als Eigenthum des Gutsherrn, der Bauer hatte nur den Nießbrauch, wieder ausschließlich der Jagd und der Schafweide, die beide ein Vorrecht des Ersteren bildeten. Dagegen stand es dem Gutsherrn frei, den Bauern auf eine andre Stelle zu versetzen, sein Gehöft völlig einzuziehen, wofür er ihn nach Belieben entschädigte. So sind viele Bauerngehöfte verringert oder gänzlich verschwunden, ohne daß andre an ihre Stelle traten; ganze Dörfer mit den Gutsländereien vereinigt oder zu gutsherrlichen Vorwerken und Holländereien umgewandelt; beides beispielsweise in den Gutsbezirken von Zecher, Seedorf und Niendorf. Dienste beanspruchten die Gutsherren ungemessen; außerdem allerhand Zwangs- und Bannrechte, wie Bier- und Brantweinzwang, Mühlen- und Schmiedezwang, welche

sie theils durch stillschweigende Unterwerfung, theils durch besondere Lehnbriefe als Rechte erwarben. Zu Verheirathungen der Gutsleute oder ihrer Kinder wurde die gutsherrliche Einwilligung mittelst eines Trauscheins nöthig. Zu Alledieseim trat noch eine andre geradezu schreiende Willkür. Die altdeutsche, durch den Sachsenspiegel aufgestellte, von Herzog Johann I. durch Urkunde vom Jahre 1280 feierlichst gewährleistete Regel, „daß kein Gebot noch Beeden (Steuern) noch Recht auf das Landvolk gesetzt werden dürfe, es verwillige denn die Gemeinde darin", kam hinsichtlich des Bauernstandes gleichfalls nicht mehr zur Anwendung. Die Herzoge unterhandelten auf den Landtagen mit der Ritter- und Landschaft wegen der aufzubringenden Steuersumme, wogegen die Amtleute und Rittergutsbesitzer die Untervertheilung ohne jede Controlirung ausführten. Daß dabei arge Mißbräuche oder auch nur Irrungen zu Gunsten oder Ungunsten Einzelner vorkamen, liegt auf der Hand, nicht selten trat aber auch das eigne Interesse der die Steuern Vertheilenden ins Spiel und verursachte dann Gewaltthaten, an welche man nicht glauben könnte, wenn sie nicht thatsächlich beständen und als solche nachgewiesen wären. Sowol die Landesherrschaft als die Gutsbesitzer ließen die von ihnen eingezogenen Bauergrundstücke steuerfrei und vertheilten den hierdurch entstehenden Ausfall auf die übrigen Eingesessenen. Beispiele hiefür liefern mehre landesherrliche Domainen, wie Hollenbeck, Clempau, Fredeburg, ebenso verschiedene gutsherrliche Vorwerke, wie Marienstädt im

Gute Zecher, Hackendorf und Bresahn im Gute Seedorf u. a. m.; welche alle aus ehemaligen Bauergrundstücken entstanden, sich aber heute einer vollkommenen Steuerfreiheit auf Kosten der andern Stellbesitzer erfreuen.

Im Großen und Ganzen haben diese Beschränkungen und Belastungen des Lauenburgischen Bauernstandes noch heute statt, vornämlich in den adeligen Districten. Einige Gutsherren haben zwar im Laufe dieses Jahrhunderts mit den unterhörigen Bauern Recesse abgeschlossen, in welchen die erbmeierrechtliche Qualität der von diesen innehabenden Gehöfte anerkannt, auch die zu leistenden Hand- und Spanndienste geregelt oder gar abgelöst worden; indeß sind die desfallsigen Bestimmungen einerseits an und für sich schwankend und vieldeutig; andrerseits kann die Gültigkeit jener Verträge überhaupt von einem Nachfolger im Lehn oder Fideicommiß leicht angefochten werden, da dieser an solche Bewilligungen seiner Vorgänger rechtlich kaum gebunden ist. Die erwähnten Bann- und Zwangrechte bestehen aber noch bis auf den heutigen Tag*), und ebenso sind die Bauern noch immer zu Jagddiensten und Wildfuhren verpflichtet, da das 1851 in Aussicht gestellte Gesetz über die Ablösung dieser

*) Auch in den Amtsdistricten, wo fast alle Mühlen sich im Besitz der Landesherrschaft befinden und theils verpachtet theils vererbpachtet sind, besteht noch der Mahlzwang, der natürlich vorzugsweise die untern Klassen trifft. 1849 aufgehoben, wurde er 1851 wieder eingeführt! Die Bitten vieler Communen und Gewerbetreibenden haben selbst eine provisorische Ablösung des Mahlzwangs nicht erreichen können.

Dienste sowie ein andres noch nöthigeres über den Ersatz von Wildschäden bisher nicht erschienen sind.

Unter diesen Verhältnissen kann es nicht befremden, daß die Bauern in den adeligen Districten durchschnittlich nicht so wohlhabend sind wie die in den königlichen Aemtern, und daß dort die meisten Armen und unehelichen Geburten vorkommen.

Die Landesvertretung des Herzogthums ist eine ständische und ebenso alt wie die Landeshoheit der Herzoge selbst. Sie verdankt ihre Entstehung nicht der Gnade eines Fürsten, sondern beruht auf einem vertragsmäßigen Rechte.

Rittergutsbesitzer, Städte und Bauern entsenden je 5 Abgeordnete, die aus ihrer Mitte durch Urwahlen hervorgehen. Wahlrecht und Wählbarkeit haben Seitens der Ritterschaft die großjährigen Besitzer der 22 landtagsfähigen Güter; auf dem platten Lande alle Stellbesitzer in den Amts- wie Gutsdistricten, deren Besitz mindestens 12 Calenberger Morgen umfaßt. In den drei Städten wählt die Bürgerschaft je einen Abgeordneten aus dem Magistrate und je einen aus dem eigenen Kreise; in Betreff des letztern ruhet für Eine Wahlperiode abwechselnd das Wahlrecht Einer der Städte. Sämmtliche Wahlen gelten für eine Periode von sechs Jahren. Zu diesen 15 Abgeordneten treten noch 3 weitere Mitglieder: der Erblandmarschall und zwei Landräthe. Jener ist, wie schon gesagt, der jedesmalige Besitzer des Guts Gudow aus der Familie von

Bülow, in welcher diese Würde seit 1470 sich forterbt. Die beiden Landräthe werden von der gesammten Landesvertretung aus ihrem Schooße und zwar unter den 5 Deputirten der Gutsbesitzer auf Lebenszeit erwählt. Sämmtliche 18 Mitglieder bilden die sogenannte Lauenburgische Ritter- und Landschaft; der Erblandmarschall mit den beiden Landräthen aber einen ständigen Ausschuß, das Landraths-Collegium, welches seine eignen Beamten, einen Landsyndikus und einen Landschaftssecretair hat.

Der Landtag wird durch den Landmarschall zusammengerufen, entweder nach Aufforderung der Regierung oder auch nur in Folge eines Beschlusses des Landrathscollegiums; in diesem Falle ist jener von der Convocation vorher Anzeige zu machen. Die Landtage werden öffentlich jetzt zu Ratzeburg abgehalten, und die Regierung entsendet zu denselben einen Commissarius für die ganze Dauer oder für einzelne Vorlagen. Selbiger ist berechtigt nach Belieben das Wort zu nehmen, nicht aber sich an den Abstimmungen zu betheiligen. Den Vorsitz führt der Erblandmarschall. Die Beschlüsse werden durch Stimmenmehrheit gefaßt. Ein Abgeordneter kann sich durch einen andern, auch durch ein Nichtmitglied vertreten lassen.

Den Berathungen und Beschlüssen des Landtags unterliegen die Einführung neuer Steuern und Abgaben, Veränderungen in der Steuer-Erhebung, die Feststellung neuer und die Abänderung oder authentische Interpretation älterer Gesetze; ferner Verpfändung oder Veräußerung von Landes-

theilen, Contrahirung von Staatsschulden; auch wol die Genehmigung von Bündnissen und Staatsverträgen.

Außerdem nimmt die Ritter- und Landschaft auch an der Verwaltung theil, sie verwaltet das Staatsschuldenwesen und hat ihre eigne „Landschaftskasse", die von dem Landschaftssecretair geführt wird. In diese fließen die Stempel- und Erbschafts-, Exemten- und Chaussee-, Landdragoner- und Taubstummen-, Syndikats- und Necessarien-Steuer; und aus ihr geschieht nach selbständiger Anordnung, nur unter Oberaufsicht der Regierung, die Verzinsung und Abtragung der Landesschulden, die Unterhaltung der betreffenden Institute und Besoldung der eignen Beamten. Endlich concurrirt die Ritter- und Landschaft auch bei Besetzung der hohen Landesämter.

Wie man sieht, hat diese nach feudalen Principien erwachsene Körperschaft nicht geringe Rechte und Befugnisse; weit größere als die Volksvertretungen in manchen „constitutionellen" Staaten.

Ratzeburg.

Von unserm Ausflug zurückgekehrt, setzten wir uns in Mölln ohne weitern Aufenthalt in den Eisenbahnwagen und fuhren nach Ratzeburg.

Die Lübeck-Büchener Eisenbahn betritt bei der Haltestelle Blankensee die nördliche Landesgrenze, durchschneidet das Herzogthum fast der ganzen Länge nach — das Bahngebiet beträgt 6,3 Meilen — ist auf Kosten der Stadt Lübeck erbaut und seit dem 15. October 1851 in Betrieb. Bis dahin war Lübeck unter den größern Ostseehäfen der einzige ohne Eisenbahnverbindung. Seitdem haben sich allein die regelmäßigen Staatseinnahmen der alten Hansestadt um das Doppelte vermehrt, was neben der Steigerung aller landwirthschaftlichen Werthe hauptsächlich dem Bau dieser Eisenbahn und der Travencorrection zu verdanken ist. Der Verkehr auf jener hat jedoch durch die im vorigen Jahre geschehene Eröffnung einer directen Eisenbahnverbindung zwischen Lübeck und Hamburg stark gelitten.

Der Bahnhof von Ratzeburg liegt ¼ Meile westlich der Stadt auf der Domaine Neuvorwerk. Personenposten und zwei Omnibus führen die Reisenden zu jedem Zuge von und nach Ratzeburg, wobei die letztern hier vor jedem Gasthofe halten. Einer derselben, ein zierlicher Glaskasten, nahm uns auf und erlaubte uns eine freie Umschau nach allen Richtungen. Wir fuhren an dem Kirchort St. Georgsberg vorbei, wo sich rechts und links der Ratzeburger See ausbreitet, und dann über einen mitten durch diesen gelegten langen aber nicht breiten Steindamm. Er ist uralt, und an seinem Ende vor dem Lüneburger Thore, wo jetzt der Militair-Pulverschuppen steht, erhob sich das Schloß der Herzoge, die später ihre Residenz nach Lauenburg verlegten. Auch die Stadt liegt mitten im See auf einer Insel, und war ringsum mit Festungswerken umgeben, die größtentheils erst 1819 abgetragen und in Gärten und Bauplätze verwandelt sind. Namentlich ist das große Polygon am Lüneburger Thor, wo sich ehemals dreifache Gräben und Wälle befanden, zu schönen Gärten und reizenden Promenaden umgeschaffen, die eine öffentliche mit herrlichen Bäumen und dichtem Buschwerk bestandene Anlage bilden und den Namen Demolirung führen.

Hier erblickten wir eine Menge unserer Landsleute, gegen hundert Recruten von den äußersten Enden des Preußischen Staats, Masuren, Lithauer und Rheinländer, die in einzelnen Abtheilungen einexercirt wurden. Die derben untersetzten Gestalten staken in schäbigen Uniformen, die

ihnen überall zu kurz oder zu eng waren; und auch ihre Gesichtszüge erwiesen jene Uniformität, die unter der eisernen Zuchtruthe der militairischen Disciplin sich alsbald einzustellen pflegt — eine Mischung von Angst und Bornirtheit. So eben standen sie sämmtlich wie angeschossene Störche auf Einem Bein, den Oberkörper vorgebeugt, den andern Fuß weit nach hinten gestreckt, als wenn sie ausschreiten wollten, aber noch immer blieb dieser in der Luft hängen. Die Officiere schnarrten, die Unterofficiere brüllten, die Recruten schwitzten und zitterten. Ein ebenso kläglicher wie possirlicher Anblick, der mir ein vergnügtes Lächeln entlockte. Einige der uns zunächst stehenden Krieger bemerkten dieses Lächeln, ihre breiten Mäuler verzogen sich zu einem verstohlenen sehr reglementswidrigen Grinsen, welches wie ein elektrischer Funke die Reihen entlang flog und sich blitzschnell über alle Gesichter verbreitete.

— Kerl! Kerls!! schrie der kommandirende Unterofficier ob dieser Erscheinung gleich sehr erstaunt wie wüthend.

Da er sich aber zufällig umblickte und wir ihm freundlich zunickten, gerieth auch seine Würde in's Schwanken und seine dräuende Amtsmiene glättete und verklärte sich. Man denke sich nun hundert Vaterlandsvertheidiger sämmtlich auf Einem Beine stehen und in Gemeinschaft mit ihren Unterofficieren grinsen und kichern. Der eilig herankommende Officier schien seinen Augen nicht trauen zu wollen, unwillig schweiften sie umher, bis sie in uns die Ursache dieses Frevels entdeckten. Noch immer lächelnd

grüßten wir ihn artig, da beschlich auch seine Brust ein menschliches Rühren, auch seine Lippen kräuselten sich und gutmüthig commandirte er: — Rührt Euch!

Sofort ließen die Soldaten auch das andre Bein zur Erde fallen und ihrer verhaltenen Lustigkeit freien Lauf. Mit ihnen lachte die goldne Straßenjugend und eine Anzahl von Kindermädchen mit ihren Pflegebefohlenen auf dem Arm, die wie überall auch hier als uneingeladene Zuschauer und herzliche Bewunderer des militairischen Schauspiels erschienen waren.

Unter diesem dankbaren wie Donner uns nachhallenden Lachen fuhren wir in die Stadt.

Der Omnibus hielt zunächst vor einem stattlichen dreistöckigen Hôtel, das eine geräumige mit Topfgewächsen geschmückte Veranda umgab. Ein blasser Kellner in schwarzem Frack und weißer Halsbinde trat langsam heraus und sah in parlamentarischer Haltung unserm Aussteigen zu. Ich reichte ihm meine Reisetasche, zögernd nahm er sie, um sie mit vornehmer Nachlässigkeit sofort an einen hinter ihm stehenden zweiten Kellner abzugeben, der seine untergeordnete Stellung durch eine kurze Jacke und ein weniger vornehmes Wesen andeutete.

Auf dem Flure angekommen, musterte uns der Oberkellner strenge, legte die Hand an die Stirn und verharrte in dieser Stellung eine halbe Minute, als ob er über das Delische Problem nachsänne.

— Jean, sprach er dann, sich stolz emporrichtend und

uns nochmals einen scharfen inquisitorischen Blick zuwerfend; Jean, führe die Herren nach Nummer 23.

Jean sprang vor uns zwei Treppen hinauf und brachte uns in eine kleine Zelle, nach hinten gelegen und ohne Ofen.

Unverkennbar hatte uns der Oberkellner für die unehrerbietige Art, mit der ich ihm entgegen getreten, bestrafen wollen.

— Sind die übrigen Zimmer denn alle besetzt? fragte ich.

— Die meisten, entgegnete Jean, aber wenn Sie ein andres wünschen — —

Wir verneinten und gingen nach dem Gastzimmer hinunter, wo wir den Wirth fanden. Dieser war nun in Wesen und Haltung das grade Gegentheil seines Oberkellners. Er sprach nur mit gekrümmtem Rücken und wand sich bei jedem Satze unter einer neuen unterthänigen Verbeugung, so daß mir der Gedanke aufstieg, er habe sich auch aus dem Mutterleibe herauscomplimentirt und sei schon mit einer tiefen Verbeugung zur Welt gekommen. Er bewegte sich mit unhörbaren Tritten, redete nur im Flüsterton und wenn er sich zu einem halben Lächeln vergaß, schien er ob dieser Freiheit de- und wehmüthig um Verzeihung zu bitten.

Sein Gasthof ist der älteste und vornehmste in der Stadt und heißt „Hôtel zum Rathskeller". Fast in allen Norddeutschen Städten, in den größten wie in den kleinsten, findet man noch einen „Rathskeller", der bald ein Weinlocal, bald zugleich Gasthof ist; meist noch der Stadt

gehört, häufig auch in Privatbesitz übergegangen ist. Ein Beweis, wie vortrefflich während des genußvollen lebenslustigen Mittelalters die Städte für ihren Rath oder dieser auch für sich selber gesorgt; ein kühler Keller mußte stets in der Nähe sein, und gar viele Berathungen, darunter gewiß nicht die schlechtesten, sind beim goldnen Rebensafte gepflogen.

An's Fenster tretend, hatte ich den Markt gerade vor mir. Mit Rücksicht auf die kleine Stadt ist er groß und schön zu nennen. Er bildet ein Viereck, 106 Schritte lang und 96 breit, und wird von durchweg ansehnlichen und modernen Häusern umschlossen, darunter das Regierungsgebäude, worin auch Consistorium und Hofgericht ihre Sitzungen halten, das 1842 neuerbaute Rathhaus, die Superintendentur, die Hauptwache und die besuchtesten Gasthäuser. Ueberhaupt zeichnet sich Ratzeburg vor seinen Schwestern Mölln und Lauenburg durch eine regelmäßige moderne Bauart aus. Man will behaupten, die Straßen seien nach dem Grundriß von Manheim angelegt, jedenfalls sind sie breit, gerade und mit einander correspondirend; wie es in einer kleinen Stadt nur selten gefunden wird.

Wenige Leute gehen über den Markt; die ganze Stadt erscheint weit leerer und stiller als Mölln oder Lauenburg. Nur die Garnison gewährt ihr eine bunte Staffage; am Tage wie in der Nacht hört man die schweren Tritte der Wachtposten, ihre Rufe und das Anschlagen der Gewehre laut über den Markt schallen. Sonst herrscht eine fast

feierliche Stille, wie in der Residenz eines kleinen Fürsten. Wirklich ist Ratzeburg zum größten Theile von Beamten, Rentiers und Pensionairen bewohnt, während in Mölln der Ackerbau, in Lauenburg Handel und Flußschifffahrt die Hauptrolle spielen und den bezüglichen Städten ihr Gepräge aufdrücken.

Der erste Besuch galt Herrn Linsen. Er ist der einzige Buchhändler des Herzogthums; Verleger, Sortimenter und Leihbibliothekar, Alles in Einer Person und ohne Zuthun eines Gehülfen. Die wenigen Werke, welche über die Geschichte und Zustände des Landes existiren, sind alle in seinem Verlage erschienen, haben ihm viel Zeit und Geld gekostet, aber nur erbärmlichen Lohn eingetragen. Zu einigen derselben, wie zu dem „Statistischen Hand- und Adreßbuch", hat ihm die Regierung das amtliche Material geliefert; bei andern, z. B. bei der „Sammlung der Verordnungen und Gesetze für das Herzogthum" ihm eine Subvention bewilligt. Bücher werden im Lande nur wenig gelesen und noch weniger gekauft; die meisten Käufer finden sich noch unter den Beamten.

Wie Herr Linsen der einzige Buchhändler, so ist Herr Freystatzky der einzige Buchdrucker im Herzogthum; übrigens ein dicker gemüthlicher Mann. Außer dem „Lauenburgischen Kalender" und dem „Lauenburgischen Gesangbuch" erscheint bei ihm auch „mit allerhöchstem Privilegio" der Lauenburgische Moniteur, „Lauenburgische Zeitung" genannt, zweimal wöchentlich und in einer Auflage von höchstens

200 Exemplaren. Wie andre Winkelblättchen, nährt sich auch dieses fast ausschließlich von Raub und Plünderung, die es mit naiver Unverschämtheit an größern Zeitungen und Journalen begeht. Den politischen Theil füllen seit der Vereinigung des Landes mit der Preußischen Krone Auszüge aus der Berliner Provinzial-Correspondenz und dem Staatsanzeiger; daneben die Briefe eines Berliner Correspondenten, der ganz im Bismarckschen Fahrwasser segelt. Unter der Rubrik „Unterhaltung“ folgt dann eine Novelle, gleichfalls einem Blatte ohne Wissen und Willen des Autors entnommen. Als ich im Laufe des Gesprächs Herrn Freystatzky auf solch strafbaren Nachdruck und die möglichen kostspieligen Folgen aufmerksam machte, war er höchlichst überrascht und erschrocken, meinte aber, die Sache lasse sich aus triftigen Gründen nicht gut ändern. — Den Rest des Blättchens füllen Anekdötchen, vermischte Notizen, amtliche Bekanntmachungen und Privatanzeigen. Eine darunter fiel mir in der eben erschienenen Nummer ihres seltsamen Inhalts und ihrer noch seltsamern Fassung wegen auf, weshalb ich sie hierhersetzen und für sich selber sprechen lassen will:

Ueber meine **Populaire Diätetik** ist mir ein leichtfertiges Urtheil zu Ohren gekommen. Ich habe diese kleine Schrift hauptsächlich den unbegründeten Behauptungen der Charlatanerie zuwider veröffentlicht. Wem daran gelegen ist, das durch wissenschaftliche Forschungen Errungene von solchen unwahren Behauptungen unter-

scheiden zu können, der wird mit Freuden und Nutzen meine Diätetik lesen, aber so allgemein verständlich ich sie zu schreiben suchte, so erfordert das Lesen derselben doch stellenweise große Aufmerksamkeit. Wer dagegen die Wissenschaft und die Fortschritte des menschlichen Wissens haßt, wessen Sache vernünftiges Nachdenken nicht ist, der bleibe ja ferne meiner populären Diätetik, vermeide aber auch jedes leichtfertige Urtheil, damit er seine Verstandesschwäche dadurch nicht noch mehr zeige.

(Ratzeburg, 23. October 1865.)

Dr. Rusch.

Außer dem Lauenburgischen Moniteur werden im Lande namentlich Hamburger Blätter gelesen, vor allen die „Eisenbahnzeitung", welche kürzlich von dem Vierländischen Bergedorf nach Lübeck übergesiedelt ist. Von Berliner Blättern kommt fast nur der Erzschalk Kladderadatsch nach Lauenburg.

Wenn die Bewohner wenig lesen, so schreiben sie noch weniger. Der ganze Briefverkehr betrug im Jahre 1860 noch nicht 200,000 Stück, darunter gegen 20,000 Dienstbriefe, also 3 bis 4 Briefe jährlich auf den Kopf.

Mein Verleger hatte ein Empfehlungsschreiben an Herrn Senator Lampe, einen ehemaligen Gewürzer, der das Geschäft inzwischen dem Sohne abgetreten und jetzt auf seinen Ersparnissen saß. Herr Lampe trat uns mit der Miene eines Magistratsmitgliedes und mit dem Gewichte eines Rentners entgegen. Er las den Brief, ohne uns zum Sitzen zu nöthigen.

— Womit kann ich Ihnen dienen? fragte er dann kalt und aufgeblasen.

Herr Lemke sagte ihm den Zweck unsrer Reise und wie wir gekommen, ihn um einige Auskunft über hiesige Verhältnisse zu bitten. Worauf der Herr Senator:

— Unsere Zustände liegen, so weit sie zu wissen nöthig, in amtlichen Nachrichten gedruckt vor. Weiteres darüber zu schreiben, ist durchaus überflüssig, wo nicht gar schädlich und den Gesetzen zuwider. Ich wenigstens kann und will dazu meine Hand nicht bieten. — Was wünschen Sie also von mir?

Meinen Verleger hatte dieser gänzliche Mangel an Lebensart sprachlos gemacht, weshalb ich das Wort nahm.

— Nichts weiter! sagte ich ruhig. Der Zweck unsres Besuchs ist vollkommen erreicht. Wir haben nur die größte Merkwürdigkeit von Ratzeburg, den Herrn Senator Lampe sehen wollen. — Adieu!

Damit kehrten wir ihm den Rücken und entfernten uns.

Nach diesem Intermezzo verlangte es mich nach einer leiblichen Stärkung, und während mein Kamerad einen Geschäftsgang unternahm, führte mich ein freundlicher Zufall nach einem in einer Seitengasse gelegenen Hause, wo die am Fenster stehenden Krüge und Gläser zur Einkehr aufforderten. Ich trat in ein langes schmales hohes altmodisches Zimmer mit einfachen soliden Geräthen, die Dielen weiß gescheuert und mit Sand und Tannenzweigen bestreut. Ein schlanker Mann in Schlafschuhen und Hauskleidern

ein verschossenes Sammetkäppchen auf dem grauen Kopf und aus einer langen Pfeife rauchend, wandelte auf und ab und summte dazu eine Melodie.

— Guten Tag! grüßte ich ihn.

— Vielen Dank! antwortete er, seinen Spaziergang unterbrechend und mich freundlich betrachtend. — Ah, ein Fremder! — Willkommen! Willkommen!! und er schüttelte mir treuherzig die Hand. — Bitte, setzen Sie sich. Und er schob mir geschäftig einen ledergepolsterten Stuhl hin.

— Wollen Sie mir ein Glas Bier geben?

— Gern, und ich werde mir auch Eins einschänken, mich zu Ihnen setzen und mit Ihnen trinken und plaudern; wenn's Ihnen recht ist. — Auf gute Bekanntschaft! sagte er und stieß mit mir an.

— Haben Sie vielen Verkehr?

— Nun, es macht sich. Meistens Stammgäste, Nachbarn und alte Bekannte, die mich auf den Abend besuchen. Jeder hat sein bestimmtes Glas und seine eigne Pfeife; dort hängen sie in Reih und Glied; den Taback bringt man mit.

— Sie wohnen also schon lange hier?

— Etliche Stiege von Jahren. Früher war ich Oekonom, immer auf großen Gütern, bis ich mir ein paar hundert Thaler erspart hatte, mit welchen ich dieses Haus kaufte. Heirathete spät, war nahe an die Vierzig; hatte ein liebes gutes Frauchen, die mir auch ein kleines Capital zubrachte; lebte mit ihr in Eintracht und Frieden, verlor

sie leider vor sechs Jahren. Habe ein einziges Kind, eine Tochter von 20 Jahren; ist ein artiges flinkes Mädchen. Wollen Sie meine Flora 'mal sehen?

Ich bejahte, und er rief ihren Namen.

Flugs öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und auf der Schwelle erschien eine blühende lachende Gestalt, die mir flüchtig erröthend einen muntern Knicks machte.

— He, sagte der Alte, vor Glück und Zärtlichkeit schmunzelnd; komm doch näher, Kind, und reich dem Herrn die Hand.

Unbefangen that sie's, setzte sich zwischen ihren Vater und mich, und nahm nun an unserm Gespräch theil. Ihre hübschen stahlgrauen Augen leuchteten in Lebenslust, auf ihren vollen Kirschenlippen flatterten beständig Scherz und Muthwille, und ihr runder Busen hob und senkte sich mit jedem Athemzuge. Das buntgewürfelte Wollenkleid saß ihr knapp und zierlich, ließ die schwellenden Formen deutlich hervortreten, Hals und Arme aber bloß. Sie hielt die fleischigen glänzenden Ellbogen auf den Tisch gestützt und in den weißen Händchen ihr rosiges Gesicht, wo in Kinn und Wangen allerliebste Grübchen zuckten. So saß sie mir gegenüber und fixirte mich; sobald aber mein Auge dem ihrigen begegnete, färbte das Blut ihre Wangen höher und sie wandte kichernd das Köpfchen.

— Haben Sie auch Appetit, möchten Sie etwas essen? fragte der Alte.

— Ja, rief Flora aufspringend, ich habe noch von

unserm Mittagessen, Entenbraten und Wirsingkohl; die will ich für Sie wärmen.

Fast hätte ich sie trotz der lockenden Aussicht zurückgehalten, um nur nicht ihre Gegenwart einzubüßen, aber sie war schon hinausgesprungen und wir hörten sie in der anstoßenden Küche mit den Geschirren klappern und ein Liedchen singen.

— Sie ist wie Zunder, lächelte der Alte; dabei aber wirthschaftlich und geschickt; sie kann Alles, was sie sieht und macht's im Umdrehen.

Er übertrieb keineswegs, nach wenigen Minuten kehrte Flora zurück, spreitete eine Serviette über den Tisch und setzte die dampfenden Speisen vor mich hin.

— Jetzt essen Sie tüchtig, sagte sie, und lassen Sie sich's gut schmecken.

Dann stützte sie wieder die hübschen Arme auf den Tisch und sah mir mit einladendem Lächeln zu.

Im Widerspruch zu den Schilderungen der Romanschreiber, die ihre Helden nur schmachten und seufzen, kosen und küssen, aber nie ordentlich essen und trinken lassen, pflegt die Anwesenheit eines hübschen Mädchens stets meinen Appetit zu schärfen; je hübscher ich sie finde, desto mehr esse ich und desto besser schmeckt's mir. Auch jetzt entwickelte ich den Appetit eines Reisenden, der noch nicht zu Mittag gegessen, und dieser Eifer schien meiner jungen Wirthin aufrichtiges Vergnügen zu bereiten; sobald ich eine Pause machte, bat sie mich dringend, doch in meiner Arbeit

fortzufahren. Endlich glaubte ich genug zu haben und legte Messer und Gabel nieder.

— Nicht doch, sprach sie, machen Sie nur reine Schüssel, damit Sie gutes Reisewetter behalten.

— Allerdings, sagte der Alte, Sie dürfen nichts übrig lassen.

Diesen vereinigten Bitten konnte ich nicht widerstehen, und Flora räumte triumphirend die leeren Teller fort.

Inzwischen begann es zu dunkeln, und der Alte befahl, Licht zu bringen.

— Nein, Vater, antwortete das Mädchen; wir wollen wie immer unser Dämmerstündchen halten und dem Herrn ein Liedchen singen. — Nichts geht mir über die Abenddämmerung, fuhr sie gegen mich gewendet fort, der Gesang klingt dann am schönsten. Als noch meine Mutter lebte, pflegte sie mit Vater an jedem Abend zu singen, jetzt begleite ich ihn.

Der Alte setzte sich auf das Sopha, Flora an das Fenster und ich mich ihr gegenüber. Er begann mit einem unter der Last der Jahre etwas zitternden Basse, worauf sie mit heller Stimme einfiel:

Mein Schatz ist mir lieber als Rosmarin,
Es ist mir für tausend Ducaten nicht feil.

Tausend Ducaten ist auch ein schön Geld,
Mein Schatz ist mir lieber als all' die Welt.

Ich wollt wünschen, es wär heut noch wahr,
Wir beide wir stünden wol vor dem Altar.

Und wenn's unsre Eltern nicht haben wollen,
Daß wir uns beide heirathen sollen,

Dann sterben wir beide auf Einen Tag
Und schlafen beisammen im dunkeln Grab.

— Nicht wahr, ein hübsches Lied? plauderte das Mädchen. Vater hat es in seiner Jugend von einem Handwerksburschen aus Süddeutschland gehört. Ich liebe die alten Lieder, sie haben die schönsten Melodien. — Welch ein köstlicher Abend! fuhr sie nach einer Pause fort. Sehen Sie nur, wie das Mondlicht hereinfällt und auf den Dielen tanzt. Wie wär's, wenn wir auch ein Tänzchen machten? Ein Tänzchen im Mondlicht ist allerliebst. Tanzen Sie gern?

— Gern, aber schlecht.

— O, ich will Sie schon auf die Beine bringen.

— Flora, Flora! mahnte der Alte.

— Warum nicht, Vater?! sagte sie fröhlich. — Bitte, geben Sie mir Ihren Arm!

— Aber wir haben keine Musik?

— Kommen Sie nur, ich singe. — Lallala, lallala, lallala; lallala, lallala, lallala; lalalalalalalala, lalalalalalalala!

Und sie walzte mit mir durch das Zimmer, bis wir beide erschöpft inne hielten.

— Puh! sagte sie und holte tief Athem. Tanzen und Singen ist doch zu anstrengend. Vater soll uns pfeifen. Vater pfeife einen Rheinländer.

Der Alte gehorchte und wir drehten uns von Neuem im Kreise, während das Mondlicht zu unsern Füßen zitterte.

Glühend und keuchend ließ sie sich auf ihren Sessel am Fenster nieder, und ich nahm wieder ihr gegenüber Platz. Während wir wie alte Bekannte plauderten, machte der Alte in der Sophaecke ein Schläfchen, das sich durch tiefe regelmäßige Athemzüge verkündigte. Sie erzählte mir von ihrem jungfräulichen Leben. Ein Tag floß wie der andere ruhig und heiter dahin. Ihre flinken Hände besorgten das Hauswesen und Abends besuchte sie ein paar Freundinnen oder diese kamen zu ihr, wo man gemeinsam plauderte, sang und tanzte.

— O, sagte sie, ich tanze so gern, aber es giebt hier nur wenig zu tanzen. Während des Winters kaum zwei Bälle für die Bürgerfamilien, die andern sind uns zu vornehm.

Ich brachte sie auf die Zukunft zu sprechen.

— Ja, meinte sie, Vater wird alt, er braucht eine Hülfe in der Wirthschaft.

— Nun, entgegnete ich, indem ich die Worte des lustigen Reisenden zu Mölln wiederholte; an einem Schwiegersohne wird es ihm nicht fehlen.

— Wer weiß? sagte sie mich schelmisch anblickend. Dann wandte sie das Köpfchen und legte es auf das Fensterbrett.

Ich versenkte mich in den Anblick ihrer holden Gestalt, sah wie die silbernen Mondesstrahlen um ihre kastanienbraunen Locken züngelten, und mir kamen sonderbare Gedanken.

Ein liebreizendes Geschöpf! dachte ich. Wie geschaffen, um einen Mann zur Ehe zu verlocken. Und sie hat mich gern, oder ich könnte ihr Herz doch leicht gewinnen. Um ihretwillen könnte ich meine dichterischen Träume und ehrgeizigen Pläne über Bord werfen. Zwar sehe ich mich schon immer im Berliner Schauspielhause, wo ich in schwarzem Frack und weißen Glacéhandschuhen hinter den Coulissen lauere, bis mich die beifallstolle Menge an die Lampen ruft, mich wie ein Wunderthier anstiert, mit tausend Fäusten beklatscht, mit tausend Kehlen anbrüllt. Aber was ist der dichterische Lorbeer? Ein Reis, das über Nacht verdorrt und am Morgen ausgekehrt wird. Hier dagegen winkt mir ein stilles Glück, ein genügsames Auskommen. Als Eidam des Alten übernehme ich seine Wirthschaft, bin Bürger und Hausbesitzer, trinke mit meinen Gästen, debattire mit ihnen Welthändel und Communal-Angelegenheiten, kann Achtmann, ja Senator werden und in der Geschichte der Stadt fortleben.

Unter diesen Gedanken hatte ich Florens Hand ergriffen, die sie mir gelassen; jetzt wurde ich kühner und legte meinen Arm um ihre Taille, aber sie nahm ihn ruhig fort und erhob sich.

Gleichzeitig trat ein junger Mann in's Zimmer. Flora eilte ihm entgegen, zog sich mit ihm in eine Ecke zurück, und ich hörte sie flüstern, kichern und endlich — sich küssen. Ja die Küsse wurden häufiger und vernehmlicher, als ob ich gar nicht da wäre.

— O, diese Kokette, diese leichtfertige Dirne! murmelte ich, und meine Brust erfüllte Eifersucht und Wuth.

Glücklicherweise erwachte jetzt der Alte und wiederholte sein Verlangen nach Licht. Als Flora dieses endlich hereinbrachte, zeigte sich ihr Gesicht hochgeröthet, aber sonst gar nicht verlegen. Im Gegentheil erwiederte sie meinen finstern Blick mit dem keckſten Lächeln, nahm dann den jungen Mann bei der Hand, und mir einen muthwillig-spöttischen Knicks machend, sprach sie:

— Mein Bräutigam!

Ich blieb vor Ueberraschung sprachlos.

— Sie gratuliren mir doch? fuhr sie im neckenden Tone fort.

— Von Herzen! entgegnete ich kalt und wandte mich dem Alten zu, mit dem ich fortan mich ausschließlich beschäftigte. Flora versuchte zu wiederholten Malen, mich in's Gespräch zu ziehen, aber ich gab ihr nur halbe Antworten, und merkwürdigerweise erschien sie mir jetzt weit weniger hübsch und anziehend, ihr Gesicht kam mir sogar gewöhnlich, ihr Wesen etwas albern vor.

— Mein Gott, sagte sie endlich, wie verändert Sie sind! Ich habe Sie doch nicht beleidigt?!

— Gewiß nicht! antwortete ich mit krampfhaftem Lächeln. — Aber es ist spät, ich muß gehen.

Alle Drei baten mich dringend, noch zu bleiben, doch ich nahm meinen Hut und verabschiedete mich.

Auf der Straße blieb ich einen Augenblick stehen und sah nach den erleuchteten Fenstern zurück.

— Nein, redete ich mit mir selber; das ist kein Mädchen, keine Zukunft für Dich. Wie konntest Du Dich so schmählich vergessen! Nein, Du gehörst der Poesie, Du mußt der Nation leben!!

Wie zur Bekräftigung dieses heroischen Entschlusses gab ich meinem Hute einen Faustschlag, rannte davon und stracks gegen meinen Verleger.

— Ah, rief er, da sind Sie endlich. Wo staken Sie denn? Was haben Sie bisher gethan?

Ich hütete mich wohl, es ihm zu sagen, und gab eine ausweichende Antwort.

— In der That, ein zauberischer Abend! fuhr er fort. Ganz geeignet, um zu schwärmen, um an der Seite eines hübschen Mädchens zu sitzen und mit ihr zu tändeln.

— Wie kommen Ihnen diese Einfälle? fragte ich, ihn mißtrauisch anblickend. Sie sind ja ein wohlconditionirter Ehe- und Geschäftsmann.

— Hm, meinte er, zu Hause, in meinem Contor; aber nicht auf der Reise, nicht an Ihrer Seite, wo Poesie und Romantik pflichtschuldigst auch mich ergreifen, auch mein Herz zu sanften Regungen und süßem Verlangen entzünden! — Lassen Sie uns noch einen Spaziergang machen, nach dem See hinunterwandeln und dort der „mondbeglänzten Zaubernacht" genießen!

Etwas widerwillig folgte ich ihm, doch die Reize des Abends wußten mich bald zu umstricken und mein gekränktes Herz zu versöhnen.

Wir gingen an unserm Gasthofe vorbei und durch die Langenbrückerstraße nach dem See hinunter. Außer dem Lüneburger Thor an der entgegengesetzten westlichen Seite, wo wir unsern Einzug gehalten, hat die Stadt nur noch diesen Zugang, das Langenbrücker Thor genannt. Bis vor wenigen Jahren führte eine 1100 Fuß lange hölzerne Brücke nach der jenseits gelegenen Langenbrücker Vorstadt. Statt ihrer ist nunmehr auch hier ein solider Damm angelegt, welcher Königsdamm heißt und, da der See an dieser Stelle durchschnittlich 40, zuweilen bis 75 Fuß tief ist, gegen 170,000 Thlr. gekostet hat. Beide Dämme scheiden den See in zwei sehr ungleiche Abtheilungen, in den nördlichen oder Großen und den südlichen oder Kleinen See. An beiden Dämmen befinden sich unmittelbar vor der Stadt zwei massive Brücken, um die Strömung und die Schiffe von dem obern Theile des Sees nach dem untern durchzulassen. Auch an dieser (Ost-) Seite erhoben sich Gräben und Wälle, die man selbst nach Abtragung des Polygons am jenseitigen Ufer noch als eine partie honteuse fortbestehen ließ; erst beim Durchdämmen des Sees verschwanden auch sie und sind nun gleichfalls in Gärten mit hübschen Gebäuden verwandelt.

Während wir langsam den Damm entlang wandelten, hatten wir rechts und links den See, gegen Norden hin unbegrenzt, nach Süden einen anmuthigen Busen mit mannigfach gegliederten Ufern bildend. Vor uns lag die Vorstadt und der sogenannte Dermin, wo an sanften Ab-

hängen weiße Landhäuser und grüne Baummassen emporklettern. Wie wir uns wandten, schien die Stadt mit ihrem Gewirr von grauen Mauern und rothen Dächern, alle überragt von den grandiosen Massen des alten Doms, so eben aus dem See zu steigen und immer höher zu wachsen. Ueber Stadt und See wölbte sich der blaue wolkenlose Nachthimmel, hoch über uns stand wie eine große Silberscheibe der Vollmond und ergoß über Land und Wasser, Erde und Himmel eine zauberhafte Tageshelle, die allen Gegenständen eine riesenhafte, aber vieldeutige und wechselnde Gestalt verlieh. Sein Licht wogte wie ein bläulich-weißer Schimmer über den Dächern, floß an den Mauern und Bäumen hernieder, glitzerte durch die grünen Laubmassen und schaukelte auf den dunkeln Fluthen wie ein zweiter silberner See, aus welchem wundersame Gebilde emporwuchsen und wieder zurücksanken. Vom Dome her kam ein alter Mönch mit langem weißem Bart, grauem faltigem Gewand und schritt wankend über die leuchtenden Wogen. Ihm entgegen schwebte auf silbergrünem Blatt eine weißgekleidete Frauengestalt von leuchtender Schönheit und schimmernder Bläſſe. Auf der Mitte des Sees angekommen, umarmten sich beide und versanken langsam in die Tiefe. Dann tauchten schwarze Boote empor, in ihnen bewegten sich dunkle Schatten und warfen silberne Netze in das Wasser, die alsbald Kahn und Fischer hinunterzogen. Blaue Flämmchen gaukelten auf und hüpften wie Irrwische dahin. Nur Eins blieb wandel-

los: die dichte Reihe schwarzer Köpfe, welche sich mitten durch den See ziehen und die ganze Stadtinsel wie eine Korallenschnur umgeben. Es sind starke Eichenpfähle, tief in den See gerammt, welche zur ehemaligen Befestigung gehörten und das Anlanden feindlicher Schiffe verwehren sollten, während ein Baum den innern Hafen verschloß.

Dicht am Ratzeburger See hatte einst der Räuber Papendöneke seine Höhle. Er raubte den Lübeckern Güter und Weiber. Jedes Weib beschlief er und sobald sie geboren, tödtete er Kind und Mutter. Seine siebente Frau hatte er aber zu lieb, er tödtete nur ihr Kind, zog die Köpfe seiner sieben Kinder auf eine Schnur und tanzte herum:

So danzet he, so danzet he,
So danzt de Papendöneke
Mit sine säwen Söneke.

Er beschenkte die Frau mit Gold, Edelsteinen und kostbaren Kleidern, und sie erhielt endlich die Erlaubniß zu Markt zu gehen, nachdem sie mit einem Eide geschworen, keinem Menschen etwas zu verrathen. Auf dem Markt in Ratzeburg begegnet ihr der Bruder, erkennt sie und fragt verwundert nach ihrem Reichthum. Sie kann ihm nicht antworten, kauft sich einen Scheffel Erbsen und stellt sich an den großen Stein in der Langenbrückerstraße, dem sie ihre Noth klagt. Darauf nach Hause gehend, streut sie die Erbsen hinter sich aus. Der Bruder folgt ihr mit einem Haufen bewaffneter Leute, findet den verborgenen

Eingang in die Höhle und dringt hinein. Papendöneke wird ergriffen, nach Lübeck gebracht und dort gerädert. Aber die Frau ward nimmer gesehen.

Nach unserm Hôtel zurückgekehrt, fanden wir im Gastzimmer viele Honoratioren, die heute in den obern Räumen ihre wöchentliche Ressource abhielten. An dem Tische, wo wir Platz nahmen, saßen unter Andern der Apotheker und ein pensionirter Oberstlieutenant. Jener zeigte, als wir ihn anzureden wagten, eine vornehme Zurückhaltung; dieser dagegen, ein stattlicher wohlerhaltener Herr, die ganze Liebenswürdigkeit eines alten Militairs, im schönsten Einklange mit dem ruhigen Wesen und den sanften Manieren eines echten Aristokraten. Was der Apotheker zu sein vorgab, war der Oberstlieutenant wirklich.

Die anwesenden Preußischen Officiere wurden von Allen mit großem Respect behandelt. Ueberhaupt ist das Wesen der Lauenburger in Hinblick auf Rang und Würde ein streng loyales, fast devotes. Auch in der gewöhnlichen Unterhaltung nannte man den König von Preußen nur „Seine Majestät“, den Ministerpräsidenten stets „die Excellenz Bismarck“. Von des Letztern Anwesenheit im Lande wußte man manchen Zug zu erzählen, z. B. diesen: —

Die Excellenz Bismarck hatte bei der Huldigung unter der zusammengeströmten Menge auf dem Markte eine junge Dorfschöne aus dem Fürstenthum Ratzeburg in ihrer kleidsamen Nationaltracht entdeckt, war in seiner gewohnten chevaleresken Manier flugs an sie herangetreten, hatte sie

angeredet, sie wegen ihres Aussehens und ihrer Tracht belobt und sie endlich gefragt, ob sie ihm wol einen ähnlichen Anzug besorgen könne, den er zur Erinnerung mit sich nach Berlin nehmen wolle. Das Mädchen hätte es bejaht und schon am andern Tage Seiner Excellenz den gewünschten Anzug überbracht, worauf er sie mit einem reichen Geschenke belohnt.

Allmälig gingen die Herren zur Ressource hinauf, nur wenige blieben zurück, darunter Einer, der mit seinem Nachbarn eine Unterhaltung über die Herzogthümer führte, wobei er sich in Eifer und Zorn redete.

— Ja, rief er, man hat uns Lauenburger als gesinnungslos und undeutsch, als servil und indifferent verschrieen, als ob wir außer den materiellen Interessen keine andern kennten und kennen wollten. Und wenn Dem so wäre, wer könnte uns daraus einen Vorwurf machen! Sind wir nicht wie ein Stück Waare beständig aus einer Hand in die andere gegangen, hat man uns je um unsre Gesinnung befragt oder hatten wir je Gelegenheit, diese zu äußern, hat sich Deutschland je um unser Schicksal bekümmert?! Es blieb nichts übrig, als uns untereinander fest zusammen zu schließen und gegenüber den fremden fortwährend wechselnden Landesherren die Heimath und unsre alte Verfassung zu wahren. Trotzdem ist das Bewußtsein, daß wir Deutsche, die Sehnsucht nach dem Gesammtvaterlande nie unter uns verloren gegangen, und wir ergriffen die erste sich endlich zeigende Gelegenheit, um ihr

Ausdruck zu geben. Nicht aus Servilität oder in Folge von Ueberredung, nein aus freiem Entschluß und mit ganzem Herzen entschieden wir uns für den Anschluß an Preußen, indem wir damit wieder zu Deutschland zurückzukehren wähnten. — Wer aber hat uns in jeder Weise verschrieen, fortwährend verdächtigt? Die Holsteiner, die sich auf unsre Kosten bald Dänemark bald Deutschland gegenüber ein Ansehn zu geben wußten. Es gab eine Zeit — vor etwa dreißig Jahren — wo man in Holstein für Dänemark schwärmte und Deutschland lästerte. Damals rief man uns höhnend zu: Wir Holsteiner sind Dänen, Ihr Lauenburger aber seid Deutsche. Als jedoch die Herzogthümer im Jahre 1849 sich gegen Dänemark erhoben, verlangten sie, daß wir ihnen in ihrem hoffnungslosen Kampfe Beistand leisten sollten. Dazu war das kleine Lauenburg zu schwach, und außerdem verhinderte die Dankbarkeit, uns plötzlich gegen Dänemark zu kehren, das uns immer freundlich und milde behandelt hatte. Seitdem verketzerte man uns in Holstein als Dänen und hat uns dort bis auf den heutigen Tag mit Koth beworfen. — O, diese Holsteiner! schloß er mit erhöhter Stimme. Sie wußten nie, was sie wollten, und ihr Wohlergehen machte sie übermüthig. Stets prahlten sie mit Wunden, die sie nie empfangen, und ließen sich von ganz Deutschland als Märtyrer beweihräuchern. Ihnen thut eine Züchtigung noth, darum gönne ich ihnen von ganzem Herzen, wenn sie endlich jetzt wirklich gemaßregelt werden; und je härter sie's werden, desto besser!! —

Am nächsten Morgen gingen wir den Dom zu sehen.

Die Stadtinsel besteht aus zwei ungleich großen und ungleich hohen Hügeln, die mit einander verbunden sind und sich nach dem See hin oft steil abflachen. Den größern, über dem Wasserspiegel sich gegen 60 Fuß erhebenden Hügel nimmt die eigentliche Stadt ein, den kleinern nördlichen der Domhof, welcher aber schon zu Mecklenburg-Strelitz oder richtiger zu dem mit diesem verbundenen Fürstenthum Ratzeburg gehört.

Wenn wir mitten in der Domstraße vor der Apotheke einen Augenblick Halt machen, stehen wir mit Einem Fuße noch im Herzogthum, mit dem andern sind wir schon in's „Ausland" getreten. Der Domhof war ehemals durch Mauern abgeschlossen, hier an der Apotheke befand sich eins der beiden in die Stadt führenden Thore, welches erst kürzlich auf Wunsch des Apothekers abgebrochen ist; das andre ist noch vorhanden.

Dann kommt man auf einen mit Linden und Kastanien bestandenen Platz, auf welchem das früher landesherrschaftliche Gebäude sich erhebt; jetzt ist es die Amtswohnung des Dompropsten. Dieser Platz heißt der Palmberg, welchen Namen einige von „Polabenberg" herleiten wollen. Hier soll ein heiliger Hain gewesen und in diesem die Hauptgöttin der Slaven unter dem Namen Siwa verehrt worden sein. Ihr Bild, unter den Alterthümern zu Rhetra (in Mecklenburg-Strelitz) gefunden, ist 5 Zoll hoch, von vermischtem Metall gegossen, fein verzinnt und wiegt über

20 Loth. Das Gesicht ist freundlich, hat kennbar weibliche Züge und ist von einem zierlichen Rande umgeben, in dem sich kleine Strahlen zeigen. Ein unförmliches Kleid geht ihr bis an die Kniee, die rechte Hand ist an den Leib gelegt, die linke ausgestreckt und hat etwas gehalten, das nun weggebrochen ist. Auf dem linken Arm steht Sieba, auf dem rechten Fuß istid, auf dem linken Razivia, welches letztere Wort theils die Rathgeberin, theils mit bessern Gründen die Ratzeburgerin gedeutet wird. Man leitet nämlich Ratzeburg vom Slavischen Rachi (spr. Ratschi) d. i. eine Erhabenheit, Burg ab, welches Wort sich auch im Böhmischen Hradschin findet, und dem man hier durch Anhängung des gleichbedeutenden burg eine Deutsche Form gegeben hat.

Unzweifelhaft war dieses wunderbare Eiland ein Centralpunct der Polaben, von denen gemeldet wird, daß sie im Lande Racisborc wohnten; und daß sich hier um 1062 eine Burg erhoben, ist urkundlich gewiß. Trotzdem hat der Palmberg seinen Namen nicht von den Polaben, sondern erst in christlicher Zeit von den Domherren erhalten, die hier am Palmdonnerstage die Zweige der Saalweide, im gemeinen Leben Palmweide genannt, öffentlich weihten und unter die Gläubigen vertheilten.

Das Bisthum Ratzeburg ward 1154 von Heinrich dem Löwen gestiftet. Der Bischofssitz befand sich zuerst auf dem St. Georgsberge, ward aber bald nach der Insel verlegt und daselbst nun auch die Stiftskirche erbaut. Der

Convent bestand aus zwölf Capitularen und aus einem Präpositus, welche die Tracht des Prämonstratenser-Ordens und die sogenannte Regel des heiligen Augustinus hatten. 1504 verwandelten sich die Mönche in weltliche Domherren, 1564 wurde das Stift lutherisch, beim westphälischen Friedensschluß säcularisirt; worauf Dom und Bisthum durch den letzten Bischof aus dem Hause Mecklenburg an die Herzoge von Schwerin und später an die Strelitz'sche Linie kamen.

Der Dom nebst Kirchhof und den anstoßenden ehemaligen Stiftsgebäuden liegt auf dem höchsten Puncte des Hügels fast unmittelbar am See und ist noch jetzt von einer (innern) Mauer umgeben. Das bescheidene Haus am Kirchhofe, dem Thurm gegenüber, war die Behausung der Bischöfe aus der ersten einfachen Klosterzeit, bis sie um 1334 ihre Residenz nach Schönberg verlegten und daselbst ein prachtvolles Schloß erbauten. Die großen ausgedehnten Stiftsgebäude schließen einen Hof ein, stammen aus verschiedener Zeit und haben durch Umbauten stark gelitten. Herr Willers, Cantor an der Domkirche und Lehrer an der Domschule, ein kleiner dicker beweglicher Mann, führte uns im Fluge umher. Am ältesten, nämlich gleichzeitig mit dem Dome erbaut, ist der östliche Flügel des Klosters, dessen höchst interessanter Giebel und dessen Façade gegen den Hof zu sich noch in ihre ursprüngliche Form zurückführen lassen; etwas jünger ist der nördliche und am jüngsten der westliche Flügel. Aus dem westlichen Kreuzgang führt

eine reich bemalte Spitzbogenthür in die Kirche, am Ende des nördlchen Kreuzganges findet sich an den Gewölben eine leicht gemalte farbige Verzierung, über einer daselbst angebrachten Thüre ein paar löwenähnliche Bestien, welche ein Wappen zu halten scheinen. Die Malereien, welche dem 14. Jahrhundert angehören mögen, sind in sehr schlechtem Zustand, und die Farben haben sich wahrscheinlich stark verändert.

Früher befand sich in diesen Räumen das Domgymnasium, an dessen Stelle nunmehr die zweiklassige Domschule mit einem Haupt- und einem Hülfslehrer getreten ist. Der Cursus für die Elementarklasse ist ein dreijähriger, für die Oberklasse ein fünfjähriger. In dieser wird auch etwas Latein, Französisch und Englisch gelehrt, und ihre Schüler bilden den Sängerchor der Domkirche, wofür ihnen je nach ihrer Fähigkeit aus dem Dom-Aerar ein Chorbenefizium gereicht wird. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, in dem ehemaligen prachtvoll gewölbten Refectorium mit seinen hohen Spitzbogenfenstern die rohen schmutzigen Schulbänke zu sehen und die kleinen Buben und Mädchen lärmen zu hören. Herr Willers zeigte uns auch seine Wohnzimmer, in welchen ehemals die Domherren gesessen. Sie sind etwas tiefer gelegene niedrige Zellen, gleichfalls gewölbt, mit dicken Mauern und schöner Aussicht auf den See. In einer derselben hielt die Frau des Cantors gerade mit einer Anzahl Mädchen die nachmittägliche Näh- und Strickschule. Außer den Unterrichtslocalen und den Wohnungen der Lehrer ent-

hält das Kloster noch zahlreiche Räume; einige sind vermiethet, viele stehen leer oder sind verfallen.

Der Küster, welcher zugleich Tischler ist, und den wir von der Hobelbank wegholten, erschloß uns die Kirche. Der Ratzeburger Dom gehört unstreitig zu den ältesten und schönsten Bauwerken in Norddeutschland. Auffallend ist seine Aehnlichkeit mit dem allerdings noch schönern und weit großartigern Dome zu Lübeck, so daß man glauben möchte, sie wären unter Leitung Eines Baumeisters aufgeführt. Der Bau scheint in einem Zeitraum von 40 Jahren ziemlich in allen Theilen vollendet zu sein und schließt sich in seiner ganzen Anordnung und Ausdehnung den größern Kirchen aus dem 12. Jahrhundert an. Der Baustil wird der Byzantinische, oder wie neuere Archäologen wollen, der Vordeutsche genannt, und ist, obgleich in sich vollkommen ausgebildet, dennoch nur als ein Uebergangsstil von der antiken Kunst in die altdeutsche zu betrachten. Die Länge der Kirche beträgt 225 Fuß, die Breite 103 Fuß, die Höhe bis zum Dachfirst des Hauptschiffes 91 Fuß. Das Baumaterial bilden, wie überall in Norddeutschland, fest- und schöngebrannte Ziegel, die Architektur-Details eigens geformte Steine; außen finden sich nirgends glasirte Ziegel, wol aber im Innern.

Der Grundriß besteht aus einem hohen Hauptschiff und zwei niedern Seitenschiffen; die Kreuzform der Kirche ist im Grund- wie Aufriß stark angedeutet. Das Hauptschiff endet gegen Osten in eine halbrunde Tribüne, gegen

Westen fanden wahrscheinlich einige lange schmale Fenster und unter denselben ein besonderes Chor sowie das Taufbecken ihren Platz. Die Seitenschiffe endigen gegen Osten in vierseitige Capellen, die aber durch Anbauten sehr entstellt sind, gegen Westen schließen sie sich den beiden Thurmhallen an. Die Façade des Doms sollte ursprünglich zwei Thürme erhalten, die Mauern sind aber nicht höher als das Hauptschiff aufgeführt; der Bau muß sodann liegen geblieben sein, bis man später den jetzigen Thurm erbaute. Die an der Südseite der Kirche angebaute Capelle, angeblich von dem ersten Bischofe, dem heiligen Evermodus errichtet, zeigt im Innern eine reiche Architektur und muß bald nach Vollendung des Doms aufgeführt sein; dem ursprünglichen Plane gehört sie jedoch nicht an. Das beweisen die reich ausgebildete innere Kirchthüre und die wohlerhaltenen Architekturdetails der Thürme, welche jetzt durch das Dach der Vorhalle versteckt sind.

Wahrscheinlich zu Anfang des 15. Jahrhunderts erlitt die Kirche jenen bedeutenden Umbau, der ihr die heutige Form gab. Schon im 13. Jahrhundert wurde es gebräuchlich, die Kirchen mit einer Menge Altäre zu schmücken, in ihnen die Todten zu bestatten und diesen kostbare Denkmale aufzurichten. Zu diesem Zwecke wurden Capellen nöthig, deren Anlage die Constructionsweise der Altdeutschen Baukunst begünstigte. Man durchbrach die äußern Wände der Seitenschiffe und fügte diesen Oeffnungen capellenartige Räume hinzu; die Seitenbegrenzung der Kirche wurde also

hinausgerückt und die alte Seitenmauer durch die Dachung der Capellen versteckt. Demzufolge sind die Seitenschiffe der Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts stets bedeutend niedriger, als das Hauptschiff — im hiesigen Dom 29 zu 60 Fuß — damit letzteres durch über den Dächern der Seitenschiffe angebrachte Seitenfenster erleuchtet werde.

In diese Zeit fällt auch die Erbauung des Thurms, die Anlage des großen Fensters am westlichen Ende der Kirche, wie des Fensters in der südlichen Eingangshalle und die Vergrößerung der Schluß-Capelle in den Seitenschiffen. Die jetzige Gestalt des Chors mit seinen Gittern und Todtengewölben ist theilweis damals, theilweis später entstanden. Eine Gruftkirche oder Krypta war wol nie vorhanden.

Unter dem Bogen, welcher die Arme des Kreuzes vom Hauptschiff trennt (arcus triumphalis), stand auf einem hölzernen Querbalken ein großes Crucifix, zu den Seiten Johannes und die Madonna, welches durch eine oben angebrachte Kette im Gleichgewicht gehalten ward; jetzt ist das Kreuz einen Pfeiler weiter in die Kirche gerückt. Dieses in Holz geschnitzte, mit Gold und Farben reich übermalte Bildwerk ist von hohem Alter und großem Kunstwerth. Die Farben sind mit großer Sorgfalt aufgetragen und mit Ausnahme des Blau alle Lasurfarben, deren Glanz man durch unterlegtes Gold (bei Roth und Gelb) und Silber (bei Grün) erhöht hat. Stamm und Arme des Kreuzes sind durch Weinlaub und Früchte im Geist altchristlicher

Symbolik verziert, die Basis durch eine Madonna mit dem Christkinde geschmückt. Der Hauptaltar war früher durch einen trefflichen Altarschrein verziert, die Bilder sind aber durch die feuchte Mauer fast ganz zerstört; doch selbst die Ruinen erinnern noch an die herrlichen Bilder im Dom zu Lübeck, welche man Hans Memling zuschreibt.

Aeußerst geschmacklos und das durch die schönen Architekturverhältnisse erfrischte Auge geradezu beleidigend erscheint die bunte Bemalung der Kirche. Die säulenartigen Ecken aller Pfeiler sind nämlich in spiralförmig aufsteigender Linie mit einem dreifarbigen Bande, entweder roth-grün-schwarz, oder roth-gelb-schwarz umwunden. Diese Kleckserei soll eine ursprüngliche und bei der jedesmaligen Tünchung wieder aufgefrischt sein; indeß ist eben die Tünche ein späterer Zusatz, und Nachforschungen haben ergeben, daß Wände und Pfeiler zunächst die reine Farbe ihres außerordentlich schönen Baumaterials getragen und die Malerei sich unmittelbar auf der Mauer befunden; wo sie denn allerdings einen andern Effect aufzuweisen hatte. Ebenso sind die Mauern und Pfeiler in der südlichen Capelle nicht durchweg aus unglasirten Ziegeln aufgeführt, sondern es laufen durch das Mauerwerk in regelmäßigen Abständen Steinschichten meist von grünlicher Glasur hin.

Der Küster öffnete die Grabgewölbe und ließ uns die dicht neben- und übereinander stehenden mächtigen Särge schauen, in welchen einige spätere Lauenburgische Herzoge nebst ihren Frauen nnd Kindern den langen Todesschlaf

schlafen. Ihre oft prachtvollen Denkmäler sind in der Kirche aufgestellt. Auch viele Bischöfe und adelige Stiftsherren liegen unter den Steinplatten in den Gängen begraben, und die zahlreichen Inschriften hemmen den Fuß des Beschauers. **evermodus epus primus** las ich auf einem kleinen viereckigen Stein neben dem Altar, stand also vor dem Grabe des schon erwähnten ersten Bischofs Evermodus. Von diesem Heiligen werden die üblichen Wunderthaten berichtet; Eine scheint mir ganz natürlich hergegegangen zu sein und darum erzählenswerth:

Einst war Evermodus mit dem Erzbischof Hartwich von Hamburg einer berühmten Besprechung wegen nach Dithmarschen gereist. Und da der Mann Gottes in Gegenwart des Erzbischofs die öffentliche Messe verrichtete, geschah es, daß ein Dithmarse einen Todtschlag an einem der Vornehmen des Landes verübte. Der Bischof suchte alsbald Versöhnung zu stiften, wie es bei der Feierlichkeit der Messe Sitte ist, und bat Den, dessen Verwandter erschlagen worden, flehentlich, er möge seinem Nächsten vergeben, indem er dabei die Worte des Gebets anwandte: Vergieb uns unsre Schuld als wir vergeben unsern Schuldigern! Und da der Dithmarse zornesvoll darauf nicht achtete, schritt der Bischof herab von seinem Sitz, ging auf ihn zu und warf sich mit den Reliquien in der Hand und Thränen in den Augen zu seinen Füßen nieder. Der aber schwur mit schrecklichem Eide bei Gott, der Jungfrau und allen Heiligen, er wolle nimmer verzeihen. — Da erhob

sich Evermodus und gab dem Widerspenstigen statt des Segens einen mächtigen Faustschlag. Sogleich gewährte Jener mit erhobenen Armen die Bitte und versöhnte sich mit seinem Nächsten. Dies halten wir, setzt die Chronik hinzu, für eine That, die von Gott kam und glauben, daß durch die Ohrfeige der Teufel aus dem Menschen getrieben sei.

Die übrigen Geräthschaften der Kirche sind altmodisch und morsch, und man beabsichtigt, sie nächstens durch andre zu ersetzen, doch befinden sich unter jenen einige Betstühle von kunstvoller Schnitzerei. Jetzt ist der Propst der einzige Geistliche am Dom, denn die Gemeinde ist sehr klein, indeß besuchen viele Einwohner aus der Stadt den Gottesdienst.

Außer der Domschule befinden sich hier noch mehre Privattöchterschulen, ein Armenhaus zum Heiligen Geist, und eine Fortbildungsschule für Gesellen und Lehrlinge, der Feierabend genannt. Das Local ist den Mitgliedern an jedem Abend von 7½ — 10 Uhr, Sonntags von 3 Uhr Nachmittags geöffnet, und sie dürfen sich dann auch mit Brettspiel, Lectüre und Gesang unterhalten.

Die übrigen Bewohner des Domhofs sind ein Arzt, mehre Grundbesitzer, Handwerker und Arbeitsleute, zusammen gegen 300 in 70 Familien und etwa 29 Häusern.

Außer dem Domhof, der wie eine kleine abgeschlossene überaus friedliche und anmuthige Welt erscheint, besitzt Mecklenburg-Strelitz im Herzogthum noch zwei andre Enclaven: das schon erwähnte Allodialgut Horst und die Propstei Mannhagen, welche aus 4 Dörfern besteht. Der Gesammt-

flächeninhalt dieser Enclaven beträgt über 10,000 Morgen, die Einwohnerzahl über 1300.

Neben den Lübeckschen und Mecklenburgischen Enclaven ist im Lauenburgischen noch eine weitere vorhanden, welche, gleich den Vierlanden, Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehört. Es ist Geesthacht, ein Kirchdorf und Marktflecken an der Elbe, mit einem Gebiet von 1612 Tonnen und über 1500 Einwohnern.

Ein durch die Dommauer gebrochener steinerner Gang führt nach dem kleinen Fährhause hinunter. In einem saubern Stübchen saß der alte Fährmann, zwischen seinen Knieen hielt er eine Schüssel mit rohen Kartoffeln und schälte sie für das Mittagsmahl. Wie er uns erzählte, nährt die Fähre ihren Mann und ist seit über 100 Jahren in seiner Familie; schon sein Urgroßvater verwaltete sie, und auch er hat bereits an seinem Sohne einen Adjunctus und den designirten Amtsnachfolger.

— Möchten Sie nicht auch Preuße werden? fragte ich ihn.

— Ganz und gar nicht! entgegnete er. Wir hatten aber schon Furcht, es werden zu müssen. Als Ihr König in Ratzeburg war, besuchte er auch unsern Dom, und er soll gesagt haben, der gefalle ihm und den müsse er auch haben. Diese Redensart lief unter den Domhofbewohnern wie Feuer umher. Wir schickten sogleich eine Deputation an den Großherzog nach Strelitz, und baten ihn, uns doch nicht zu verkaufen. Er hat es fest versprochen, und wir

hoffen, daß Ihr König uns nicht mit Gewalt nehmen wird, denn unser Großherzog ist ja sein Verwandter — Sie wissen doch: von der Königin Louise her. Später freilich mag es anders werden, denn alle diese kleinen Länder und Theilstücke können sich auf die Dauer doch nicht halten.

Après nous le déluge! ist der feige selbstsüchtige Wahlspruch der meisten Leute: Wenn die Dinge nur beim Alten bleiben, so lange wir leben, unsre Kinder mögen sich selber wissen.

Inzwischen waren wir in den Kahn gestiegen, und der Alte ließ ihn mit kräftigen Ruderschlägen über den See gleiten, wobei er folgenden Vorfall mittheilte:

— Es war im vorigen Sommer, da kamen von Lübeck her, wo sie die Handelsschule besuchten, sechs junge Männer in einem Segelboote die Wackenitz herunter gefahren. Einer war ein Amerikaner, der Zweite ein Franzose, der Dritte ein Russe, der Vierte ein Engländer, der Fünfte ein Schweizer und der Sechste von einem andern fremden Volke. Sie führten einen großen Flaschenkorb mit Wein bei sich, tranken fleißig und sangen und jubelten, daß es weit über den See schallte und eine Menge Leute an die Ufer zog. Es war ein herrliches Wetter, wie man's für einen Sonntagnachmittag nur wünschen kann, die Sonne schien freundlich und der See war spiegelglatt. Aber das verdroß die jungen Herren eben, voll Uebermuth begannen sie, den Kahn zu schaukeln, daß das Wasser zu beiden Seiten hoch emporspritzte und sie pudelnaß machte. Wir riefen ihnen eine

Warnung zu, aber sie achteten nicht darauf, sie fuhren fort, stärker und stärker zu schaukeln, bis der flache Kahn plötzlich umschlug, gerade als sie mit den Flaschen zusammenstießen und aus vollem Halse Hurrah! schrieen. Der Kahn trieb mit dem Kiel nach oben, und aus dem Wasser tauchte bald ein Kopf, bald ein Arm oder Bein auf, aber die Jünglinge waren schlechte Schwimmer oder sie mochten auch zu viel getrunken haben, keiner konnte sich bis zum Ufer hinarbeiten, und der Hülferuf des Einen, der Todesschrei des Andern drang laut zu uns. Mein Sohn hatte sich gleich entkleidet und in's Wasser gestürzt; er ergriff den Ersten und schwamm mit ihm an's Land, er kehrte zurück und rettete den Zweiten, aber der Dritte, welcher sich an das Bein meines Kindes anklammerte, hätte ihn bald selber hinuntergezogen; er war schon erschöpft, als ich mit meinem Boot herankam und beide hereinzog. Die übrigen ertranken und wurden in den nächsten Stunden aufgefischt; es waren der Amerikaner, der Franzose und der Schweizer, alle drei hübsche kräftige Jünglinge und die Kinder reicher Eltern, welche nach Lübeck kamen und die Leichen mit sich in die Heimath führten. Mein Sohn erhielt für die Rettung der andern Drei von der Regierung eine Prämie.

Bei der sogenannten Römnitz, einem auf Mecklenburgischer Uferseite sich befindlichen Gute anlegend, erbot sich der Alte, uns nach einer Anhöhe zu geleiten, von welcher man eine schöne Aussicht auf die Stadt und über den

Kleinen und Großen See habe. Dort angekommen, zeigte und nannte er uns alle Punkte mit der Sicherheit eines Mannes, dem dieses Geschäft geläufig ist, denn er setzt in jedem Sommer wol Hunderte von Lustreisenden über, welchen er dieselbe Auskunft ertheilt. Dabei hatte sein Wesen eine natürliche Bildung und Höflichkeit, die bei Leuten seines Standes, wo man sie doch nur selten trifft, um so mehr einnimmt. Aber eben diese Höflichkeit sollte ihn zu Fall bringen. Als er uns mit einer Verbeugung Lebewohl sagte und darauf ein paar Schritte rückwärts trat, stolperte er und fiel in ein Heckengesträuch, wo wir ihn nicht ohne Mühe herauszogen und wieder auf die Beine stellten. Sichtlich verstimmt ging er nach seinem Kahn.

Wir befanden uns jetzt wieder im Fürstenthum Ratzeburg, das sich an der Ostseite des Sees ausbreitet, gegen $6\frac{1}{2}$ □Meilen und 17,000 Einwohner enthält. Mit Ausnahme von drei Rittergütern und der einzigen Stadt Schönberg, welche erst im Jahre 1822 ein beschränktes Stadtrecht erhalten, besteht das ganze Gebiet aus landesherrlichen Domainen. Den Kern der Bevölkerung bilden die Bauern, Hauswirthe genannt, deren es etwa 400 giebt. In keinem andern unter Mecklenburgischer Herrschaft stehenden Landstriche hat sich ein so zahlreicher freier und wohlhabender Bauernstand erhalten. Wenngleich zu gewissen Diensten verpflichtet, standen die Ratzeburger Bauern doch nie in einer Art von Hörigkeit oder Leibeigenschaft, weshalb sie noch die Sitte behalten, als Zeichen ihrer persönlichen Frei-

heit vor dem Traualtar einen Degen zu tragen. Die bunte hübsche Nationaltracht ist, wie erwähnt, noch bei den Frauen in Gebrauch. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts sind die Bauern Erbpächter, können ihre Stellen verkaufen und mit Hypotheken belasten; haben jedoch von dem Verkaufsrechte bisher einen so seltnen Gebrauch gemacht, daß in vollen 25 Jahren von 400 Gehöften nur 13, und darunter die meisten wegen Kinderlosigkeit der Besitzer veräußert sind. Die Stellen sind untheilbar, können also nur an Eine Person vererbt werden, die der Besitzer unter seinen Kindern bestimmen darf. Ist der Erbe nicht designirt, so tritt das Recht der Erstgeburt und des Vorzugs der Söhne vor den Töchtern ein.

Dieses, wie man sich erinnern will, aus den Besitzungen des ehemaligen Bisthums entstandene Ländchen bildet jetzt eine eigne Herrschaft, welche von dem andern Theile des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz — der Herrschaft Stargard — sowol durch geographische Lage wie durch staatsrechtliche Verhältnisse völlig geschieden, mit diesem nur durch Personalunion verbunden ist. Im Uebrigen ist es ein selbständiger Deutscher Staat mit eignen Gesetzen und noch ganz absolutistischer Regierungsform. Ein Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung und ein Steuerbewilligungsrecht haben die Bewohner niemals geübt, weil um die Zeit, wo in den benachbarten Ländern sich ständische Corporationen und Verfassungen bildeten, die Elemente zu einer solchen Gestaltung hier nicht vorhanden waren und

auch später nicht entstehen konnten. Auch auf dem Mecklenburgischen Landtage ist die Herrschaft Ratzeburg unvertreten und sonach der einzige Deutsche Staat ohne landständische Verfassung. Obgleich dieser Zustand dem Artikel 13 der Deutschen Bundesacte schnurstracks widerspricht, und man seit 1840 verschiedentlich um die Aufhebung desselben petitionirt hat, so besteht er noch immer ruhig fort.

Es war unsre Absicht, den kleinen See völlig zu umwandern, wozu etwa 2 Stunden gehören. Ein durch das Holz laufender anmuthiger Pfad entzog uns für einige Minuten den Anblick des Wassers, bis wir es bei der sogenannten Bäk wieder uns zur Seite hatten. Hier fanden wir ein pavillonartiges Gasthaus, von dem man weit über See und Stadt sieht. Unserm Vorsatz getreu, an keinem Wirthshause vorüberzugehen, wollten wir eintreten, aber es war verschlossen, da man am Vormittage noch keine Gäste erwarten mochte. So mußten wir uns begnügen, durch die Fenster in die eleganten Räume zu blicken, wo hinter einem Schänktisch lange Batterien von hellen Gläsern und dunkeln Flaschen winkten. Ein grausamer Hohn für unsre durstigen Kehlen, nur wenig durch den Trost gemildert, die herrliche Aussicht jetzt gratis genießen zu dürfen. Fast mit jedem Schritte wechselt diese und entfaltet immer neue Reize, so bei drei einsam stehenden Linden, wo sich hinterwärts ein Thal wie in einer Gebirgsgegend mit mehren Kupferhämmern aufthut. Von der Bäk, gleichfalls noch auf Mecklenburgischem Gebiet gelegen, führt ein köstlicher Spazierweg

bald durch das Holz bald am Saume desselben nach der Langenbrücker Vorstadt. Er heißt Saberg, ist für die Ratzeburger gleichfalls eine öffentliche Promenade und von geschmackvollen Anlagen umgeben. An seinem Ende liegen die Dammhalle und der Schützenhof, zwei beliebte Gastlokale für die feinere Welt. Die Vorstadt besteht aus etwa 40 Häusern, und unmittelbar an sie schließt sich der Dermin mit circa 12 Häusern. Er ist ein ehemaliger adeliger Freihof, welchen die Stadt angekauft hat; die Stammparcelle mit dem Wohnhause ist noch vorhanden und im Besitze des Herrn von Bülow auf Gut Kogel. Wir wandern weiter und erklettern einen im Holze versteckten Hügel, Kallmeiers Höhe genannt. Das ist der Glanzpunkt der Seegegend, denn von ihm aus übersieht man nicht nur den ganzen See, sondern man erblickt auch deutlich die fernen Thürme von Lübeck.

Der Ratzeburger See wird im Westen von Lauenburgischem, im Osten von Lübeckschem und Mecklenburgischem Gebiet umschlossen; doch gehören sämmtliche Uferränder zu Lauenburg, und dieses übt auch über den ganzen See das Hoheitsrecht. Im Osten und Westen sind die Ufer steil, die Tiefe wechselt zwischen 60 und 108 Fuß, die Oberfläche beträgt 190,000 □Ruthen. Lübeck hat auf dem nördlichen Theile das Fischfangsrecht, kaufte auch 1291 das Wasser zum Treiben seiner Mühlen am Hüxterthor. Herzog Julius Franz versuchte um 1682 es durch einen Canal in die Stecknitz zu leiten, welcher jedoch von den Lübeckern wieder zuge-

worfen wurde. Der Wasserstand wird durch Stauscalen am Hüxterthor regulirt, und ist im Sommer gewöhnlich um 4 Fuß niedriger. Lübeck und Ratzeburg dürfen den See und die ihn mit der Trave verbindende Wackenitz gemeinschaftlich befahren, jede Stadt mit 6 Holz- und Sandschiffen. Von den Ratzeburger Schiffern ist es Vieren, den sogenannten Bötern, erlaubt, zwischen hier und Lübeck auch andre Güter und Waaren zu transportiren, was sie an jedem Dienstag thun.

Die Wackenitz entsteht durch zwei Ausflüsse des Ratzeburger Sees, welche sich alsbald bei dem Orte Rothenhusen vereinigen. Sie fällt nach einem Laufe von 2 1/2 Meilen bei Lübeck in die Trave, wobei ihre Normalbreite 10 Ruthen, ihre Tiefe 4—12 Fuß, ihr ganzes Gefälle nur 11 1/2 Fuß beträgt. Sie nimmt einige namenlose Bäche auf, und es führen über sie weder Brücken noch größere Fähren. Die Ufer und das Bett sind sumpfig, die Ränder niedrig. Nur am Anfange und etwa 1/2 Meile weit fließt sie durch Lauenburgisches Gebiet. Lübeck hat auf ihr das Hoheits- und Fischfangsrecht; sie treibt viele Mühlen und bespeist die sogenännten Wasserkünste und Wasserleitungen der Hansestadt, an welche sie jährlich 30 Millionen Cubikfuß abgiebt.

Von der Höhe herabsteigend, kamen wir bald zu einer lieblich gelegenen Wassermühle, wo sich zugleich ein Kaffeehaus „Zum treuen Herzen" befindet. Ein blutjunge Frau, die wir deshalb für ein Mädchen nahmen, kämmte ihr reiches blondes Haar und ließ es bei unserm Eintritt ver-

wirrt über Nacken und Busen fallen. Da um diese Jahreszeit die Gäste selten sind, so fanden wir von allen Vorräthen nur noch Rum vor, und die Frau bat uns, zum Sommer wiederzukommen, wo wir halb Ratzeburg und eine reiche Auswahl von Speisen und Getränken hier antreffen sollten.

In der Nähe und am südlichen Ende des Sees liegt Farchau, aus einer Försterwohnung und zweien Erbpachts-Mühlen bestehend, von denen die Eine eine Tuchfabrik, die Andre eine Graupen-, Loh-, Walk- und Oelmühle ist. Um 1250 ward hier ein Schloß erbaut, in welchem über hundert Jahre die Bischöfe von Ratzeburg saßen. Noch sieht man die Ueberreste von Wällen und Gräben, die nun sehr malerisch hohe Buchen umschatten. Der Schloßberg heißt jetzt Marienhöhe, zum Andenken an die Anwesenheit des Königs Friedrich VI. von Dänemark und seiner Gemahlin Marie, am 3. Juli 1822. Seitdem wird hier jährlich am ersten Sonntag im Julimonat und am nächsten Tage ein allgemeines Volksfest von Stadt und Umgegend begangen. Auch das Marienstift in Ratzeburg trägt den Namen der Königin. Es ist eine 1834 gegründete Anstalt zur Wartung, Speisung und Belehrung von Kindern armer Leute, und mit ihr verbunden eine Nähschule für kleine Mädchen und ein Spinnverein für alte Frauen.

Von Farchau führt längs dem Mühlenbach und neben den Wiesen ein Fußsteig nach dem St. Georgsberg. Während wir ihn verfolgten, begegneten wir einem der zu Ratze-

burg in Garnison liegenden Officiere, der sich im Gespräch als mein specieller Landsmann auswies. Ich pries gegen ihn die Reize der Gegend und beglückwünschte ihn, daß es ihm vergönnt sei, in ihrer Nähe zu leben.

— Ach ja, meinte er seufzend; die Natur ist schön, sehr schön, aber das ist auch das Einzige, was wir hier haben. Die Menschen sind um so langweiliger, und ich versichere Sie, Nichts sättigt schneller als bloße Naturschönheiten. Ich möchte in einer Wüste leben, wenn ich nur den Umgang geselliger anregender Menschen habe.

Der St. Georgsberg liegt unmittelbar am hohen Ufer des Sees und der Stadt gegenüber. Er beherrscht den See, denn er bildet den höchsten Punct der meilenlangen Hügelkette, welche jenen von den Thälern der Stecknitz trennt. Das Amthaus und die Kirche krönen ihn. Sie gilt für die älteste im Lande und an ihrer Stelle soll ursprünglich ein St. Jürgens-Hospital gestanden haben. 1561 brannte sie theilweise ab und wurde dann in ihrer jetzigen Gestalt wieder aufgebaut. Neben ihr liegt der Amtsgarten und der Garnisonkirchhof; von beiden hat man ein Dutzend der schönsten Aussichten auf den See.

Hier oben auf der reizenden Höhe, wo jetzt das Amthaus steht, erhob sich das etwa um 1050 gestiftete Kloster zu St. Georg, das aber schon 1066 bei einem Aufstande der heidnischen Slaven zerstört wurde. Sein Abt, der heilige Ansverus, ward mit 28 Mönchen zu Tode gesteinigt, am Fußwege von Buchholz nach Ratzeburg, wo man

noch heute einen 11 Fuß hohen Stein mit einer kreuzförmigen Aushöhlung und verwischten Inschrift sieht. Er heißt das Ansveruskreuz und stammt ohne Zweifel aus sehr alter Zeit. Der Heilige that noch im Grabe große Wunder; Evermodus, der, wie erwähnt, als erster Bischof eine Zeit lang auf dem Georgsberge wohnte, ließ den Leichnam aufgraben und mit großen Ehren in die Domkirche bringen. Die Tradition bezeichnet den im benachbarten Dorfe Einhaus wohnenden Bauervoigt Stoß als einen directen Nachkommen des wüthigen Heiden, welcher den Abt bei den Haaren aus dem Kloster geschleppt und den ersten Stein auf ihn geworfen.

Der St. Georgsberg, gewissermaßen nur eine andre Vorstadt von Ratzeburg, enthält gegen 300 Einwohner, außer den Beamten beim Amthause, bei der Kirche und Schule noch eine Anzahl von Brinkbesitzern und Anbauern. Auch befinden sich hier eine landesherrliche Wassermühle und mehre Wirthshäuser und Tanzsäle, wo sich an Sonn- und Festtagen vorzugsweise die Soldaten, Gesellen und Dienstmädchen aus Ratzeburg belustigen.

— Versäumen Sie nur nicht die table d'hôte! hatte uns der aristokratische Kellner heute Morgen mißtrauisch nachgerufen. Punct Eins wird gegessen!!

Die Stunde war längst vorbei, und überdies hatten wir gleich verabredet, diesem dictatorischen Befehle zu trotzen. Deshalb kehrten wir jetzt in eins der oben winkenden Gasthäuser ein und ließen uns den Tisch unmittelbar neben dem Fenster mit der Aussicht auf den See decken.

Am Fuße des Berges zu Ende des Damms trennen sich zwei Chausseen; die zur Linken führt nach Mölln, und bietet interessante Rückblicke auf den See; die zur Rechten läuft längs der genannten Hügelreihe in halber Höhe nach Lübeck hin, trennt sich aber bald bei dem Amte in zwei Arme, davon der linke nach dem Bahnhof ableitet.

Somit hatten wir den See umgangen und kehrten erst mit der sinkenden Sonne nach der Stadt zurück.

Ihre ehemalige Befestigung verdankt sie dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Celle, welcher nach dem plötzlichen Ableben des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg (1689) sich des Landes bemächtigte. Er ließ das alte Schloß zu Ratzeburg abbrechen, den Schloßplatz unter Wasser setzen, vor dem Lüneburger Thor ein großes Polygon nach Vauban's Manier anlegen, vor dem Langenbrücker Thor Gräben und Wälle aufwerfen, den sanft sich abflachenden Hügelrücken steil abstechen und in den See die erwähnten Pfähle einrammen. Trotz alledem war die neue Festung nichts weniger als eine sichere Zufluchtsstätte; abgesehen davon, daß sie keine Mauern hatte, konnte sie von den umliegenden Höhen an allen Seiten durch Geschütz erreicht und bestrichen werden; was sich bald erweisen sollte. König Christian V. von Dänemark erklärte diese Verschanzungen den Bedingungen des Westphälischen Friedens zuwider, zog mit 12,000 Mann heran, legte auf den Bergen umher Batterien an, und schoß in den Tagen vom 21. bis 23. August 1693 die Stadt in Brand. Fast

kein Haus blieb stehen; mit genauer Noth rettete man den Dom und die Stadtkirche, indem die beiderseitigen Prediger, Gutzmer und Hack, in einem Kahn mit Lebensgefahr über den See setzten und die Schonung der Kirchen von den Dänen erlangten. Die Zerstörung Ratzeburgs war indeß die glückliche Veranlassung, daß die Stadt ihre jetzige regelmäßige Anlage erhielt, wodurch sie unstreitig eine der freundlichste Orte in Norddeutschland ist. Eigentlich merkwürdige Gebäude hat sie nicht, und an Alterthümern fehlt es natürlich ganz. Ihre Reize sind jung und jeden Frühling neu, es leuchtet dann der blaue See, und ein grüner schwellender Kranz schlingt sich um ihn her.

Zu den vornehmsten Häusern gehören außer den schon genannten am Markte: das Landdrosteigebäude, die Wohnungen der Regierungsräthe, die große Militairbaracke und das neue Schulgebäude auf der Demolirung. Letzteres ist 1847—49 in elegantem Stil erbaut und von einem hübschen Park umgeben, woselbst sich auch die Turnanstalt befindet. In diesem Gebäude hat die Gelehrtenschule des Herzogthums ihre Räume. Sie wurde nach Aufhebung des Domgymnasiums 1845 von Christian VIII. fundirt, besteht aus 5 Klassen, in welchen 7 Lehrer den Unterricht ertheilen, und entläßt ihre Schüler nach bestandenem Maturitätsexamen zur Universität. Ephorus ist der Superintendent.

Außer ihr existiren eine Bürger-, eine Armen- oder Frei-, und mehre Privatschulen und Pensionate. Die ersten beiden nebst einer Töchterschule und zahlreichen Lehrerwoh-

nungen befinden sich in der ehemaligen Artillerie-Caserne, welche König Friedrich VI. der Stadt zu diesem Zwecke geschenkt hat. Die Bürgerschule hat 4 Klassen, darunter eine Normalklasse, worin der wechselseitige Unterricht zur Anwendung kommt. In den drei unteren Klassen sind die Geschlechter gemischt, in der Oberklasse getrennt. Den Unterricht ertheilen 5 Lehrer, nämlich ein studirter Rector, der Cantor und der Organist an der Stadtkirche und zwei Hülfslehrer. Die Armenschule ist eine zweiklassige mit 2 Lehrern und gemischten Geschlechtern.

Aehnliche Stadt- und Privatschulen finden sich auch zu Mölln und Lauenburg. Die Anzahl aller Schulen im Herzogthum beträgt 112. Die Volksschullehrer stehen unter der Inspection der Geistlichkeit. Sie werden in den Städten von den Magistraten, in den Aemtern von den Predigern, in den Gütern von den Besitzern dem Consistorium in Vorschlag gebracht und nach geschehener Prüfung bestätigt. Die Landschullehrer werden in dem sogenannten Schullehrer-Präparanden-Institut gebildet, welches sich zu Ratzeburg befindet, und an dem 2 Lehrer wirken. Die Zahl der Eleven ist durchschnittlich 12, der Cursus zweijährig. Ephorus ist der Superintendent, welcher auch das Abgangsexamen hält. Das Schulwesen ist im Ganzen vortrefflich eingerichtet.

Die hiesige Stadtkirche wird Niemand als solche erkennen. Sie ist im presbyterianischen Geschmack erbaut und wie ein Theater anzusehen; der Thurm fehlt und die schönen Glocken hängen in einem daneben stehenden Holz-

schuppen fast auf der Erde. An der Kirche sind zwei Prediger angestellt; der jedesmalige Superintendent des Herzogthums ist pastor primarius, der Diakonus zugleich Garnisonprediger. Jener steht an der Spitze der ganzen Geistlichkeit und wird vom Landesherrn aus der Zahl der Prediger ernannt. Gegenwärtig bekleidet diese Würde Herr Brömel, der sie, wenn ich nicht irre, durch Vermittelung des Preußischen Gesandten, Grafen Bernstorff erhalten, bei dessen Kindern er Erzieher war. Er gilt für einen streng kirchlichen, jedoch nicht unduldsamen und feingebildeten Mann. Seine Predigten, von denen mehre gedruckt sind, zeichnen sich durch Kürze und Klarheit aus, namentlich auch die, welche er am 26. September v. J. bei der Huldigung des Königs von Preußen gehalten.

Das kirchliche Grundgesetz ist die Kirchenordnung von 1585. Die Prediger werden in den Aemtern vom Landesherrn, in den Gütern vom Gutsherrn ernannt, in den Städten vom Magistrat dem Consistorium zur Wahl präsentirt, in Mölln aber vom Magistrat und den Kirchenvorstehern erwählt. Die Zahl der Kirchen im Herzogthum beträgt 29 mit 31 Predigern einschließlich des Superintendenten. Außerdem sind, wie schon früher gesagt, in einigen Dörfern Capellen, in welchen an gewissen Sonntagen die geistlichen Amtsgeschäfte verrichtet werden. Was die Größe der Landkirchspiele betrifft, so haben

4 unter . . . 1000 Parochianen,
10 von 1000—1500 „ ,

8 von 1500—2000 Parochianen,
3 „ 2000—2600 „ .

Die Bevölkerung neigt zur Orthodoxie, doch keineswegs zum Pietismus, und das Sectenwesen hat hier keinen Eingang gefunden.

Ratzeburg, sagte ich zu Anfang dieses Capitels, ist eine Beamtenstadt. Außer den Militairs, den Geistlichen und zahlreichen Lehrern, den städtischen Beamten und denen bei der Post, beim Zoll- und Eisenbahnwesen sind noch in Betracht zu ziehen: das Personal der Regierung, des Hofgerichts und Consistoriums. Auch haben hier ihren Sitz mehre öffentliche Cassen, der Oberförster für die beiden Aemter Ratzeburg und Steinhorst, der Landbauverwalter, die Chaussee-Inspection, die Stempelpapierverwaltung und der Commandeur der Landdragoner. Letztere sind die Lauenburgischen Gendarmen, 6 zu Pferde und 6 zu Fuß, welche unter Aufsicht der Amtmänner die Polizei auf dem Lande ausüben, und theils von der Landesherrschaft, theils von der Ritter- und Landschaft unterhalten werden. Die Landdragoner zu Pferde erhalten ihre Gage aus der landschaftlichen Casse . . . . 2760 Thlr., während die zu Fuß aus der königlichen Centralcasse mit . . . . 1800 „ honorirt werden; wonach die Unterhaltung dieses für das Ländchen doch offenbar wieder viel zu großen Corps . . . . 4560 Thlr. kostet. — Endlich wohnen in Ratzeburg 8 Advocaten und Notare, 5 Aerzte, 1 Zahnarzt und 2 Thierärzte.

Die städtische Obrigkeit besteht aus dem königlichen Stadtcommissarius, einem Bürgermeister, vier Senatoren und einem Stadtsecretair. Oeffentliche Wohlthätigkeitsanstalten finden sich wenig, außer dem Marienstift nur noch ein Hospital zum Heiligen Geist für 12 alte verarmte Leute. Das städtische Vermögen ist im Gegensatz zu Mölln nur gering und reicht kaum zu den nöthigsten Ausgaben hin. Die Ratzeburger Feldmark, welche auf der Ostseite der Stadt und des Sees liegt, umfaßt über 2000 Morgen, wovon ca. 650 Morgen der Kämmerei gehören, darunter schöne Gehölze und üppige Wiesen.

Die Stadt zählt mit der Langenbrücker Vorstadt und dem Dermin, jedoch ohne die Garnison, über 4000 Einwohner. Mit Hinzurechnung des Militairs, sowie der Bewohner des Domhofs und des St. Georgsbergs würde die Zahl über 5000 betragen. Unter ihnen finden sich 49 Tagelöhner mit eigenen Häusern und gegen 250 Handwerker.

Die drei höchsten Landesbehörden, welche in Ratzeburg ihren Sitz haben und während der Dänischen Herrschaft unter dem Ministerium für Holstein und Lauenburg in Kopenhagen standen, sind die Regierung, das Hofgericht und das Consistorium. Der Minister war in Lauenburgischen Sachen der hiesigen Ritter- und Landschaft verantwortlich.

Die Regierung ist die oberste Verwaltungs-, Dominial-

und Polizeibehörde. Unmittelbar untergeben sind ihr die Magistrate der 3 Städte, die 4 Aemter und 22 adligen Güter. Das Regierungs-Collegium besteht aus einem Präsidenten und zweien Räthen; der Präsident und der zweite Rath haben eine Dienstwohnung. Jener, welcher früher den Titel Landdrost oder Gouverneur führte, ist seit Juli 1864 Graf Ludwig Friedrich von Kielmannsegge, ein patriotischer, in der neueren Geschichte Lauenburgs hervorragender Mann, und nächst dem Erblandmarschall von Bülow der größte Grundbesitzer des Landes. Außerdem sind noch ein Assessor als Hülfsarbeiter und die nöthigen Subalternen vorhanden.

Das Hofgericht ist die Mittelinstanz in Civilsachen, das erkennende Gericht in Criminalsachen; wogegen es für die Mitglieder der Ritterschaft und ihre Familien, für ganze Gemeinden, alle Staatsbeamten und sonstige Exemten als erste Instanz besteht. Der Präsident führt den Titel Hofrichter und hat gleichfalls eine Dienstwohnung. In der letzten Zeit bekleidete diesen Posten der Kammerherr Graf Gottfried von Reventlow. Außer dem Hofrichter sind 4 Räthe und die nöthigen Subalternen vorhanden.

Als dritte Instanz fungirte bisher das Oberappellationsgericht zu Kiel, jedoch war die Beschreitung dieser Instanz nur bei einem Streitobjecte im Werthe von 400 Thalern erlaubt, oder wenn in Criminalsachen auf eine Geldbuße von 25 Thalern, oder eine Gefäugnißstrafe von 4 Wochen abwechselnd bei Wasser und Brod, oder eine solche von 6 Wochen bei gewöhnlicher Gefangenkost erkannt worden.

In allen andern Fällen, z. B. bei Amtsentsetzung oder bei der hier noch vorkommenden Entbindung von der Instanz, die den Angeklagten, ohne ihn zu bestrafen, zeitlebens brandmarkt — gilt keine Appellation gegen das Erkenntniß des Hofgerichts, obgleich dieses das erste und einzige Criminalgericht des Landes ist. Ebenso ist der Recurs und die Nichtigkeitsbeschwerde gegen Criminalerkenntnisse unstatthaft.

Dazu treten noch viele andre Mißstände. Es fehlt nicht nur an einem Strafgesetzbuche sondern selbst an einem Criminalrecht. Gesetzlich bestehen noch der Barbarismus und Aberglaube früherer Jahrhunderte, wie die Tortur und das Schwören der Urphede; jeder Raub, der dritte und Hausdiebstahl, der durch Einsteigen und Einbruch sollen unnachsichtlich mit dem Tode bestraft, Juden und Vagabonden, wenn sie sich zum zweiten Male in hiesigen Landen blicken lassen, aufgehangen, und die Todesstrafe selbst kann durch Entsetzen erregende Henkerskunststücke verschärft werden.*) Natürlich hat sich das Hofgericht über diese Anachronismen längst hinweggesetzt, und seine Strafurtel sind im Gegentheil als milde berühmt, aber es kann doch in jedem Augenblick auf jene noch in voller Gesetzeskraft bestehenden blutigen Bestimmungen zurückgreifen; und auffälligerweise läßt es als Ausnahme die durch Verordnung vom Jahre 1773 ausgesprochene grausame Strafe gegen Wilderer noch

*) Auch ist noch eine Verordnung in rechtsgültiger Kraft, welche den Hunden den Tollwurm zu nehmen befiehlt.

immer buchstäblich walten: vielleicht weil die Herren Hofrichter passionirte Jäger sind und in dem Wilddieb nicht mehr den Menschen sondern nur noch ein wildes Thier sehen. Ferner blühen hier noch die dem Angeklagten aufzuerlegenden Reinigungseide, welche selbstverständlich stets zu einem Meineide führen, wenn sich Inculpat nicht selber denunciren will. Endlich und hauptsächlich hängen beim Mangel aller Rechtsnormen für Strafe und Strafmaß beide vom Ermessen des Richters ab; was auch das Oberappellationsgericht in seinen Entscheidungsgründen zugeben muß, indem diese meist die Fassung tragen: „weil die Strafe dem Verbrechen *angemessen* erscheint"; oder „weil die Strafe als *zu hoch* erscheint".

Ebenso spielt im Civilverfahren das Gewohnheitsrecht eine Hauptrolle, dessen Nachweis den unendlichen Apparat von Zeugen, Urkunden und Praktiken nöthig macht, ein Uebermaß von Geld und Zeit verschlingt, die Prozeßsucht nährt und Querulanten erzeugt. Häufig kommt auch noch im Civilprozesse das veraltete nicht minder kost- wie zeitspielige Rechtsmittel der Leuteration zur Anwendung, indem die Acten noch vor Beschreitung der Appellationsinstanz an eine Juristenfacultät zum Spruche gesandt werden. Natürlich kann das nur auf Kosten der Partei geschehen und von einem Armen nicht provocirt werden. Während in Criminalsachen die Appellation überaus erschwert ist, findet sie sich im Civilprozeß sehr begünstigt. Schon in allen Streitsachen über 24 Thaler kann appellirt, in noch geringern leuterirt werden.

Wie früher gesagt, wird die untere Instanz in Civilsachen von den Aemtern, Magistraten und adligen Gütern gebildet, und auch das Criminalverfahren von ihnen eingeleitet. Diese Verschmelzung von Verwaltung und Justiz bietet trotz ihrer bekannten Schattenseiten dennoch manchen Vortheil. Die Prozesse werden meist durch Vergleich oder doch rasch und billig beendigt. Namentlich ist dies in den Aemtern der Fall, wo Advocaten selten auftreten, die Parteien vielmehr persönlich erscheinen. Beispielsweise wurden im Amte Steinhorst, das über 6000 Einwohner in ca. 1280 Familien zählt, während des Jahres 1858 — 318 Klagen angebracht — wie man sieht, eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl; jedoch nur in 61 Fällen erkannt, 36 durch Vergleich, die übrigen durch bloßes Mandat erledigt. Die Praxis des dortigen Amtmanns, Kammerherrn von Warnstedt, ist nach seiner eignen Schilderung folgende: Die Klage wird mündlich angebracht, und darauf zum nächsten Gerichtstage, der wöchentlich zweimal stattfindet, eine Citation ausgefertigt, welche einschließlich der Insinuationsgebühr von 8 Schilling Lübsch 12 Schillinge kostet. Im Termin versucht der Beamte, die Parteien mit einander zu vergleichen, und wenn ihm das gelingt, trägt er das Resultat kurz in das Citationsbuch ein, wodurch weitere Kosten nicht entstehen. Wünschen die Parteien die Ausfertigung des Vergleichs, so kostet das noch 12 Schillinge.

Weit ungünstiger verhält es sich mit den von den adeli-

gen Gütern bestellten Justitiarien, ganz abgesehen von der feudalen Patrimonial-Gerichtsbarkeit und ihrer Unverträglichkeit mit unsrer Zeit überhaupt. Die Gerichtshalter sind von dem Gutsherrn gegen Kündigung angenommen; sobald sie ihm unbequem werden, kann er sie wie jeden andern seiner Officianten einfach entlassen. Manche sind zugleich Advocaten, kommen demnach häufig in die Lage, für einen Clienten einen Satz vertheidigen zu müssen, den sie Tags vorher als Richter verworfen haben. „Ein Richter soll nur Richter sein!“ sprach Herr Advocat Dahm zu Mölln am 3. Mai 1849 in der Landesversammlung. Diese schönen Worte behinderten ihn jedoch nicht, später selber ein Richteramt zu übernehmen, ohne seine Advocatur niederzulegen. Es fehlt den Patrimonialgerichten, deren bis zehn von Einer Person verwaltet werden, wegen ihrer Winzigkeit an einem eignen Gerichtszimmer und Gefängnißlocal. Zu jeder Verhandlung soll nach dem Gesetz der Gerichtshalter einen rechtskundigen Actuar zuziehen; das geschieht indeß aus pecuniären Rücksichten selten, weshalb die meisten Acte eigentlich ungültig sind, mit Erfolg angefochten werden und unangenehme Prozesse herbeiführen können.

„Mit Gesetzesleichen ist unser Land nicht beglückt!“ ruft der Herausgeber des „Vaterländischen Archivs“ triumphirend aus. Ganz richtig! Seit 60 Jahren schläft die Gesetzgebung in Lauenburg, und man wühlt in einem Kram verrotteter Verordnungen umher. Die Landstände denken nicht daran, die Initiative zu ergreifen, und wirklich sind

stimmberechtigte praktische Juristen bis auf Einen in der Versammlung nicht vorhanden. Es fehlt an einer Gesindeordnung, an einem Gesetz für die Armenpflege, an einer Revision der Bestimmungen über die Erwerbs- und Heimathsrechte. Das Communalwesen ist ein Wirrwarr, indem die Verordnung vom 22. November 1768 bei der Abstimmung über die meisten Gemeindeangelegenheiten Stimmeneinhelligkeit verlangt, daher wie auf den Polnischen Reichstagen, die nothwendigsten Reformen an dem Widerspruch eines Einzelnen scheitern. Es fehlt ein allgemeines Gesetz über Expropriationen, nur für spezielle Fälle sind spezielle Verordnungen erlassen. Das Hypothekenwesen ist erst theilweise geordnet; beim Amte Lauenburg sind nur Hypothekenscheine mit paralysirenden Zusätzen möglich, wie etwa „so weit es bei der Einrichtung der hiesigen Hypothekenbücher hat ermittelt werden können"; was natürlich den Credit sehr schwächen muß. Es fehlt an einer Apotheker-Ordnung, jeder Krämer darf eine Nebenapotheke halten, bei der eine obrigkeitliche Visitation nicht möglich ist. Endlich hat die Allgemeine Deutsche Wechselordnung hier nicht Rechtsgültigkeit, die Wechselklage kann nur das gewöhnliche Executionsverfahren herbeiführen: und doch steht die Stadt Lauenburg mit ganz Deutschland in Wechselverkehr. — Trotzalledem meint ein Lauenburgischer Jurist, der diese Mängel theilweise im „Archiv" selber aufdeckt: „Gott bewahre uns vor Trennung der Justiz von der Administration in den untern Instanzen und vor Schwurgerichten!" Und ein Andrer

motivirt daselbst diesen Wunsch durch die Behauptung, daß die Bewohner für Schwurgerichte noch nicht politisch reif und die kleinen Dimensionen des Ländchens ihrer Einführung entgegenstehen.

Das Consistorium verwaltet die Kirchen- und Schulsachen, entscheidet über Ehesachen, sowie alle Streitigkeiten wegen der geistlichen Güter und milden Stiftungen, wegen der Besoldung von Kirchen- und Schuldienern, und ist für Geistliche und Lehrer die erste Instanz in Civil- und Criminalprocessen. Das engere Collegium bilden der Landdrost als Präsident, der erste Regierungsrath als landesherrlicher Assessor und der Superintendent als erster geistlicher Assessor. Diese verwalten die laufenden Geschäfte. Dazu treten noch ein Gutsbesitzer als ritterschaftlicher Assessor und ein Prediger als zweiter geistlicher Assessor, welche sich mit jenen jährlich dreimal zu regelmäßigen Sitzungen vereinigen.

Erscheint dieses Institut in Bezug auf seine richterliche Competenz schon an und für sich gleichfalls als ein Anachronismus, zumal es unter seinen Mitgliedern keinen einzigen Rechtsgelehrten zählt, so zeichnet es sich überdies durch einen äußerst schleppenden und verwickelten Geschäftsgang aus. Auch bei dem geringfügigsten Object muß die Partei sich an einen Advocaten wenden, der die Klage aufsetzt, sodann einen Consistorialprocurator bevollmächtigen, welcher die Acten zwischen dem Gericht und den gegenseitigen Advocaten zu vermitteln hat; hierauf tritt schriftliches Verfahren ein bis zur Duplik, und das Erkenntniß erfolgt erst,

wenn eine der ordentlichen Diäten des Consistoriums eingetreten oder bei besondern Gelegenheiten eine außerordentliche Sitzung anberaumt ist. Nie verhandelt das Gericht mit den Parteien direct oder mündlich, zu Vergleichsversuchen und Beweisaufnahmen werden die weltlichen Untergerichte requirirt, und bei diesen muß auch die Vollstreckung der Erkenntnisse nachgesucht werden. Eine prekäre langweilige und kostspielige Angelegenheit heißt sprichwörtlich „Consistorien-Sache“.

„Nicht die Existenz der Kleinstaaten ist an sich vom Uebel, sagt Riehl in seinem Buche „Land und Leute“, wohl aber, daß sie ebenso regiert werden, wie die Großen. Die kleinen Staaten, mit ihren Verfassungen nach großem Zuschnitt, nehmen sich wie eine Compagnie Soldaten aus, der man einen Generalstab vorgesetzt hat.“ Riehl hat hierbei zunächst die Volksvertretungen im Auge, und auch in dieser Beziehung finden seine Worte auf Lauenburg Anwendung. Wenn dort die Landesversammlung aus 18 Mitgliedern besteht, so müßte das Preußische Abgeordnetenhaus, nach demselben Verhältniß zusammengesetzt, über 8000 zählen. Aber weit mehr tritt jenes Mißverhältniß, wie schon mehrmals betont, an der Unzahl der hiesigen Beamten zu Tage. Rechnet man nur die Bedienungen und Anstellungen, welche eine Universitätsbildung erfordern, so finden sich allein solcher

im Ländchen etwa 120, so daß auf circa 417 Bewohner schon ein gelehrter Beamter kommt. Natürlich kann das Herzogthum selber diese Menge gar nicht erzeugen. Von 1815 — 60 studirten in Kiel nur 69 Lauenburger, also circa $1\frac{1}{2}$ jährlich, von denen noch viele nicht das Amtsexamen machten, sondern andre Lebenswege einschlugen. Daher waren unter Dänischer Herrschaft die meisten Stellen mit Ausländern, vorzugsweise mit Schleswig-Holsteinern besetzt, und solches ist auch noch heute der Fall.

Im Amte Steinhorst.

Um das Ländchen in allen Haupttheilen kennen zu lernen, blieb uns noch eine Wanderung nach dem nordwestlichen und entlegensten, nach dem Amtsbezirke Steinhorst übrig.

Wieder gingen wir über den St. Georgsberg, befanden uns nach einer kleinen halben Stunde in der Lübeckschen Enclave Behlendorf, und mit dem Ueberschreiten der Stecknitz im Amte Steinhorst. Selten nur mag ein Tourist sich hierher verirren, da die Natur hier nicht die Reize aufzuweisen hat, die sie im Osten und Süden des Herzogthums so verschwenderisch ausstreut. Der Boden ist durchgängig eben und flach, nur selten erhebt er sich zu einem niedrigen Hügel; hier schlagen nicht blaue Landseen ihr feuchtglänzendes Auge auf, man sieht nur unbedeutende Teiche, von denen die größern zu Torfmooren und Wiesen umgeschaffen sind; selbst der Wald tritt spärlicher auf. Aber dafür finden sich hier die schwersten fruchtbarsten Aecker, üppige Weiden und Wiesen, und außer zwei Domainen

lauter Bauerdörfer und zerstreute Gehöfte, die meisten noch im altniedersächsischen Stil.

Wie uns der Weg durch ein kleines Gehölz führt, vernehmen wir vor uns eine laute kräftige Stimme, die mit folgendem Liedchen das Echo wachruft:

Kein besser Leben ist
Auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man ißt und trinkt
Und läßt sich gar nichts kränken.
Ich lauf durch Wald und Feld
Und lach und sing dabei,
Hab ich auch nicht viel Geld —
Es ist mir einerlei, es ist mir einerlei.

Deutlich klangen die Worte zu uns und wir eilten, den Sänger einzuholen. Es war ein untersetzter breitschultriger Mann, der vierzig und etliche Jahre zählen mochte, mit einem wettergebräunten scharf ausgeprägten Gesicht, in welchem ein paar kluge graue Augen und ein starker Schnauzbart saßen. Unter dem linken Arm trug er einen Geigenkasten, mit dem rechten stützte er sich auf eine Krücke, mit welcher er trotz seines Stelzfußes rasch vorwärts humpelte. Als er uns bemerkte, blieb er stehen und grüßte freundlich.

— Sie scheinen ja recht lustig und glücklich zu sein! redete ich ihn an.

— Jederzeit! entgegnete er. Ich habe auch Ursache dazu. Wie Sie mich hier sehen, bin ich ein wahres Glückskind.

— Ein Glückskind?! wiederholte ich zweifelnd, und sah nach seinem hölzernen Bein.

— Ah, sprach er und folgte lächelnd meinem Blick, Sie stoßen sich an diesen kleinen Verlust, aber glauben Sie mir, ich merke ihn schon lange nicht mehr. Ich komme mit Einem Bein ebenso gut durch die Welt, wie Sie und Andre auf zweien.

— Sie sind ein Philosoph, sagte ich.

— Das weiß ich nicht, antwortete er, denn ich kenne solch Thier nicht; aber ich weiß, daß ich ein Glückskind bin. Das Glück war schon bei meiner Geburt da, als ich noch gar keine Ahnung von ihm hatte, und es ist mir bis zur Stunde treu geblieben.

— Da möchte ich wol Ihre Lebensgeschichte hören.

— O, die ist kurz und einfach. — Ich bin ein Zwillingskind, mein Bruder kam todt zur Welt, ich aber gesund und kräftig. War das nicht besondres Glück?

— Allerdings — —!

— Und was mein Bein betrifft: ich verlor es am 4. October 1850 beim Sturm auf Friedrichsstadt, wo ich in den Reihen der Schleswig-Holsteinschen Armee kämpfte. Eine Kanonenkugel nahm es mir fort, aber meinem Vordermann hatte sie den Kopf abgerissen. War das etwa kein Glück?

— Wie man's nehmen will, doch — — —

— Hören Sie nur weiter. Meine Geschwister, meine Vettern und Basen, meine ganze Verwandtschaft sitzen hier im Lande auf Bauerhöfen, wo sie vom frühen Morgen bis späten Abend sich wie das Vieh um das liebe Tages-

brod placken. Ihr ganzes Leben ist schwere Arbeit und ewige Sorge; sie haben von der Welt nichts gesehen, als das Dorf, wo sie geboren sind und wahrscheinlich auch sterben werden. Mein Tagewerk dagegen ist Wandern und Nichtsthun, ich habe bereits ganz Deutschland durchstrichen, heute bin ich hier und morgen da, und wo ich hinkomme, streiche ich die Fidel und lasse die Leute singen, springen und tanzen. Wo der Schornstein raucht, da wird auch für mich gekocht, und für die Nacht finde ich unter jedem Dache ein Unterkommen, sei's ein Federbett, sei's ein Strohlager. Häufig führt mein Glück mich zu Kindtaufen, Hochzeiten oder Jahrmärkten, wo es Speise und Trank in Hülle und Fülle giebt, und nebenher noch Silber- und Kupfermünzen regnet. — Nun sagen Sie selber: bin ich ein Glückskind, oder bin ich es nicht?

— Wenn Sie sich bei diesem Leben zufrieden und behaglich fühlen.

— Wie der Vogel in der Luft, wie der Fisch im Wasser! Habe ich doch darum einen hübschen Bauerhof fahren lassen, den Hof, auf welchem jetzt mein Bruder sitzt, der mich in seinem Herzen auslacht, mich einen Narren, einen Landstreicher schilt. Aber ich tausche mit ihm nicht, und wenn er's mir heute anböte. Ich bin nämlich auf dem Wege, ihn und meine Verwandtschaft zu besuchen, was ich alle Jahr ein- oder zweimal thue.

— Jener Bauerhof war also Ihr Erbe?

— Mein Vater hatte mich zu seinem Nachfolger be-

stimmt, obgleich ich der jüngere Sohn bin. Mit dieser Bestimmung war jedoch weder ich noch mein älterer Bruder zufrieden, dieser nicht, weil er den Hof selbst haben wollte; und ich nicht, weil ich von Kindesbeinen keine Lust verspürte, ein Bauer zu werden und auf einem Düngerhaufen zu sitzen. Unser alter Schulmeister hatte mich die Geige gelehrt, und mir später seine eigne, dieses alte prächtige Instrument verkauft. Das spielte ich nun, so oft es im Dorf oder in der Umgegend eine Lustbarkeit gab, oder ich sonst eine Stunde Zeit fand, häufig auch wenn ich pflügen oder dreschen sollte; worüber mein Vater nicht wenig aufgebracht war und mich fast täglich ausschalt. Dennoch ließ er von seinem Plan nicht ab, sondern fuhr mit mir, als ich 24 Jahr alt geworden, zu Amt, wo er mir den Hof verschreiben ließ, freiete mir auch ein Mädchen, die eine hübsche Aussteuer hatte und mich gern nehmen wollte. Da faßte ich meinen Entschluß und entlief mehrere Wochen vor der Hochzeit mit einer Musikbande, die in unser Dorf gekommen war. Ich nahm nur meine Sonntagskleider mit und ein paar Thaler, die ich mir erspart hatte, und schrieb dem Vater, er möge den Hof nur meinem Bruder geben. Das that er denn auch, und ist bald darauf gestorben. Mein Bruder heirathete meine ehemalige Braut und sitzt jetzt mit einem Nest voll Kinder auf dem Hofe. Ich aber bin in der Welt umhergezogen, bald mit einer Gesellschaft, bald auf eigne Hand, bis ich 1849 unter die Schleswig-Holsteinischen Freiwilligen trat, und dort für eine verlorne

und verrathne Sache focht. Im Lazareth wurde mir das Bein abgenommen, dann habe ich wieder das alte lustige Wanderleben angetreten und gedenke es bis zu meinem seligen Tode fortzusetzen. — Das ist die ganze Geschichte!

— Hat Ihnen Ihr Vater denn gar nichts hinterlassen?

— Doch! Mein Bruder soll mir 100 Thlr., 1 Pferd, 2 Kühe, ein paar Schweine und etliche Schafe herausgeben, sobald ich mein Vagabundiren aufstecke, in meine Heimath zurückkehre und dort heirathe. Weil das aber — so Gott will! — nie und nimmer geschehen wird, werde ich auch keinen Pfifferling erhalten, und mein Bruder lacht sich in's Fäustchen. Um nun von meinem Vatertheil doch etwas zu haben, besuche ich ihn dann und wann, und lasse mich von ihm ein paar Tage füttern. — Wohin geht denn Ihre Reise und was haben Sie für ein Geschäft?

Ich gab ihm die nöthige Auskunft.

— Ah, rief er, Sie wollen unsre Bauern und ihr Heimwesen kennen lernen! Da sind Sie just auf dem richtigen Fleck. Hier im Amt Steinhorst finden Sie noch Alles, wie es vor hundert, ja zweihundert Jahren war. Sehen Sie nur um sich! Die großen langen niedrigen zerstreut liegenden Bauerhäuser mit den hölzernen Pferdeköpfen am Giebel, wo Menschen und Vieh einträchtig beisammen wohnen. Nur hin und wieder ein neumodischer Hof mit besondern Ställen und Scheunen. Der gehört dann einem Fremden, der sich hier angekauft, oder einem Firlefanz, der sein Geld verplempert oder mit Schulden

gebaut hat. Die alten wohlhabenden Bauern sitzen auf ihrem Geldkasten, und rücken und rühren nichts, bis ihnen das Dach über den Kopf fällt; und dann ziehen sie einen neuen Ständer, eine neue Wand ein. Ihre Kleider werden im Hause gesponnen, gewebt und genäht; nur an Festtagen tragen sie lange Röcke von blauem Tuch mit gelben Messing-, zuweilen auch mit Silberknöpfen, die Hosen in langen Stiefelschäften, und auf den langen grauen Haaren, die hinten durch einen Kamm zusammengehalten werden, einen verbogenen und verbolzten schwarzen Filzhut, mit dem schon der Großvater zur Einsegnung gegangen. Nur das jüngere Weibervolk hat auch hier die alte kleidsame Tracht abgeworfen, und sich dafür mit Tonnenreifen, Federhüten und allerhand bunten Lappen behangen. — Wie wär's, fuhr er fort, wenn Sie, da es Ihnen hier doch an Bekanntschaft fehlt, mit mir zu meinem Bruder kämen? Da können Sie sich Alles selber ansehen. Wir haben noch eine halbe Meile und langen vielleicht grade zu Mittag an.

— Das wäre uns ganz erwünscht, aber ungeladene Gäste würden Ihrem Bruder schwerlich willkommen sein.

— Hm, er ist ein zäher filziger Bauer wie die Andern, aber soviel Gastfreundschaft finden Sie hier noch in jedem Hause, sonst würde es in der ganzen Umgegend das Ansehen verlieren.

— Unter solchen Umständen nehmen wir Ihren Vorschlag gern an.

Gegen 11 Uhr erreichten wir ein langes Dorf, das

etwa aus zwanzig Bauerhöfen und ebensovielen Kathen bestehen mochte, die sich alle nur wenig von einander unterschieden. Fast in der Mitte der Gasse lag ein unförmliches wie die übrigen mit Stroh gedecktes Gebäude, auf welches unser Führer zuschritt. Den Eingang bildete ein großes scheunenartiges bis an die Dachsparren reichendes Thor, dessen beide Flügel ganz geöffnet und an der äußern Mauer eingehakt waren. Im ersten Augenblicke glaubten wir in eine endlose halbdunkle Höhle zu blicken, bis wir im Hintergrunde ein großes qualmiges Heerdfeuer entdeckten, dessen Rauch an der Decke und den Wänden hinauszog und im Kampfe mit den aufflackernden Flammen und dem hereingaukelnden Sonnenlichte jenes magische Halbdunkel erzeugte. Dieser lange breite Raum war mit Lehmestrich gepflastert und ließ in der Höhe das Strohdach erblicken. Im Vordergrunde stand ein halberwachsener Bursche und hieb auf einem Eichenklotze ein Strauchwerk klein, das wahrscheinlich den Knicks entnommen. Er bemerkte uns nicht, und außer ihm war kein menschliches Wesen zu sehen. Nur einige Hühner, Gänse, Enten und Ferkel pickten, schnatterten und grunzten umher.

— Nun werde ich mich anmelden, wie ich's gewöhnlich thue, sagte der Stelzfuß leise zu uns. Treten Sie nur ein wenig bei Seite.

Dann öffnete er seinen Kasten, nahm die Geige heraus, trat auf die Schwelle des Thorwegs und begann einen muntern Tanz aufzustreichen.

Flugs ließ der Junge sein Beil sinken und glotzte den Musikanten überrascht an; bald aber sah sich dieser von einem Dutzend flachshaariger Buben und Mädchen umschwärmt, die aus den anstoßenden Thüren herausquollen, Eins immer einen halben Kopf höher als das Andre, und nun lärmend und in die Hände klatschend auf der Tenne hin- und hersprangen. Dann kamen auch einige erwachsene Männer und Frauenzimmer, und endlich trippelte ein kleines greises Mütterchen heran, indeß der Stelzfuß schneller und lustiger fortgeigte.

— Ohm Hinrich ist da! Ohm Hinrich ist da!! jubelten die Kinder.

— Guten Tag, Bruder Hinrich! Willkommen, Schwager Hinrich! grüßten lachend die jungen Leute.

— Mein Sohn Hinrich, bist Du endlich wieder da?! sagte das Mütterchen und faßte die Hand des Spielmanns, so daß er im Geigen aufhören mußte.

— Ja, Großmutter, antwortete er, ich bin wieder hier, und denke diesmal ganzer acht Tage bei Euch zu bleiben.

— Ach, mein Sohn, klagte die Alte; warum willst Du nicht acht Wochen, acht Monate, warum nicht für immer bei uns bleiben?

— Das würde mir und Euch nicht behagen, entgegnete er lächelnd. Aber wo bleibt mein Bruder Christian?

— Der Bauer sitzt in der Stube, sagte das Mütterchen.

— Hm! meinte Hinrich. Er ist zu stolz, um seinem Bruder entgegen zu kommen. Nun, denn muß ich ihn

wol aufsuchen. Doch zuvor nehmt, was ich Euch mitgebracht. Hier!

Er griff in die Taschen, an denen die Kleinen bereits schnupperten, und zog eine Menge von Näschereien und Spielsachen hervor, die er unter sie vertheilte. Dann kamen die Erwachsenen an die Reihe; die Frauen erhielten Tücher, Bänder, glitzernde Nadeln und Ohrgehänge; die Männer hübsche Messer, buntbemalte Pfeifenköpfe und einige Päckchen Taback.

— Euch, Großmutter, gebe ich eine Hornbrille und diesen Kuß.

Dann winkte er uns, ihm zu folgen, und wir traten in das Wohnzimmer. Hier saß in einem hölzernen Armstuhle der Bauer; er schmauchte aus einer kurzen Pfeife und erhob sich langsam.

— Bruder Christian, rief der Stelzfuß, ihm die Hand schüttelnd; hier sind ein paar Herrn, die Dich und Deinen Hof abschreiben und abmalen wollen. Präsentire Dich ordentlich, Du kommst in ein gedrucktes Buch, wo tausend fremde Leute Deine Bekanntschaft machen werden. — Was sagst Du zu dieser Ehre? — Nun, bedanke Dich doch!

— Sein Sie willkommen und setzen Sie sich! sagte der Bauer kühl und gemessen, ließ sich in seinen Stuhl zurückfallen, rauchte weiter und blieb wortlos.

Alsbald begannen zwei Mägde eine lange Tafel aufzuschlagen, an der die Hausgenossen in bestimmter Reihenfolge Platz nahmen. An der einen Langseite saßen die

Männer, Knechte, Jungen und Knaben, an der andern die Hausfrau, die Großmutter, ihre Töchter, die Mägde und die kleinen Dirnen; der Platz zu oberst, wo sonst der Bauer zu sitzen pflegt, blieb leer. Der älteste Knabe sprach in singendem Tone ein kurzes Tischgebet, und die Mahlzeit nahm ihren Anfang; bei der eine Brodsuppe, Kartoffeln, Kohl und gebratene Speckschnitte die Hauptrolle spielten. Alle aßen langsam und bedächtig, ohne ein Wort zu verlieren.

Für Hinrich, den Bauer und uns ward etwas später ein Tisch im Nebenzimmer gedeckt, und die Bäuerin wartete selber auf. Es gab Milchreis, Eierkuchen, gebratne Würste, Mehlklöße mit Pflaumen und zum Beschluß Brod, Butter und Käse — Alles in gewaltigen Portionen und von guter Beschaffenheit. Hinrich, mein Kamerad und ich führten die Unterhaltung, der Bauer sprach nur, wenn man ihn nach etwas fragte.

Nach dem Essen zeigte uns Hinrich das Haus, während die Kinder theils vor= theils nachliefen.

— Sind das Alle Ihres Bruders Kinder? fragte ich.

— Nein, antwortete der Stelzfuß. Etwa die Hälfte gehört meiner ältesten Schwester. Sie ist mit dem Großknecht verheirathet und dient nun hier gleichfalls als Magd, bis sie sich vielleicht später eine Kathe und ein Stückchen Land kaufen. So lange wohnen und speisen Beide mit ihren Kindern auf dem Hofe.

— Heirathen denn die Bauertöchter auch Knechte?

— Je nun, wenn sie alt werden, und keine andern Männer bekommen.

Außer der Schlafkammer für die Familie waren nur zwei Zimmer vorhanden, das Fremdenzimmer, in welchem wir speisten, und die große Wohnstube. Beide waren sehr einfach möblirt. In jenem standen ein Klapptisch von Eichenholz, ein halb Dutzend Rohrstühle und ein hohes breites Himmelbett mit buntgeblümten Kattunvorhängen. Außerdem mehrere riesige Schränke und Truhen, in denen die Kleider- und Leinenschätze aufbewahrt werden, alle von massivem Eichenholze, schön geschnitzt, und wie uns Hinrich sagte, über hundert Jahre im Besitz der Familie. In der Wohnstube liefen rothgestrichene Bänke die Wände entlang, und darüber waren hölzerne Gestelle angebracht, auf welchen Töpfe, Kannen, Tassen, Schüsseln, Teller, Löffel und andres Geschirr lehnten. In der Ecke stand ein mächtiger Kachelofen von grüner Glasur, in der andern hing eine große geschwärzte Wanduhr. Durch ein in der Mauer angebrachtes Fensterchen konnte man die ganze Diele oder Tenne übersehen.

Diese ist der Hauptraum, denn sie enthält außer der Küche noch die Scheune, die Ställe, den Speicher und manches Andre. Rechts stehen die Kühe, links die Pferde, und daneben logiren die Schweine, Schafe und das Federvieh. Nie erlischt auf dem großen Heerde das Feuer, und stets hängt darüber ein riesiger Kessel, in welchem Wasser, Kartoffeln, Rüben oder ein Mehlbrei für das Vieh kochen.

Neben ihm brodeln ein kleinerer Kessel, mehre Töpfe und Pfannen. Dieses Feuer heizt zugleich den Ofen der Wohnstube, durch eine in die Mauer gebrochene Oeffnung, die während des Sommers mit einer Eisenplatte geschlossen wird. An der Heerdmauer hängen in Reih und Glied eine Menge Würste und Speckseiten, welche der immerwährende Rauch vortrefflich conservirt, und die mit einer in der Nähe lehnenden Holzgabel zum täglichen Gebrauch heruntergelangt werden. Aber auch Menschen und Vieh befinden sich in diesem Rauche sehr wohl, der, da ein Schornstein fehlt, keinen andern Abzug hat als das Thor und einige oben an der Seitenmauer angebrachte Luftlöcher, daher er Wände und Balken schwarz und braun färbt. Er ist um so stärker und für den Fremdling um so empfindlicher, als er meist durch jenes den Knicks entnommne Strauchwerk erzeugt wird. Neben dem Heerde steht ein Wasserfaß, lehnt ein Backtrog, hängen die andren Küchengeräthe, namentlich auch über einer Rolle ein drei Ellen langes Handtuch ohne Ende, das von allen Bewohnern gemeinschaftlich benutzt wird. In einem besondern Verschlage befinden sich die Obst- und Speisekammer, in einem andern Flachs und sonstige Vorräthe. An den Wänden der Dielen stehen frei umher: Getreide in Säcken, ein Häckerlingkasten und eine Häckerlingschneide, sowie die Kisten des Gesindes. Ihre Betten sind in der Höhe auf einem über die Querbalken geschlagenen Gerüste angebracht, zu welchem eine Leiter hinaufführt. Auf einem ähnlichen Gerüste lagert das aus-

gedroschene Getreide, und noch höher bis zur Spitze des Daches auf langen Querstangen das Getreide in Garben, die Stroh- und Heuvorräthe. Eine lange Leiter führt in den Dachraum, in welchem sich eine große viereckige Oeffnung befindet. Durch diese werden das Viehfutter und die Garben hinabgeworfen, und letztere unten auf der Tenne ausgedroschen. Die vollen Erntewagen fahren auf die Diele und laden ihre Last durch jenes Loch in den Dachraum ab.

Die ganze Einrichtung des Hauses ist zwar sehr einfach und naturwüchsig, aber auch ebenso praktisch und bequem; weit zweckmäßiger als auf neuen Bauerhöfen, wo sich Scheunen, Speicher und Ställe in besondern Gebäuden befinden.

Die Zahl der Stellbesitzer in den 96 Dörfern der 4 Aemter beträgt 1728, die sich nach Größe ihres Besitzes in ähnlicher Weise gliedern, wie die Bauern in den adeligen Gütern.

Auch die königlichen Bauern sind nicht freie Eigenthümer ihrer Grundstücke, sondern sie haben daran nur das sogenannte Meierrecht, welches ihnen vom Amte Namens der Landesherrschaft durch einen Meier- oder Hausbrief ertheilt wird. Nur solche Personen werden bemeiert, welche notorisch im Stande sind, die Stelle gehörig zu bewirthschaften; und der Mangel der hiezu erforderlichen Eigen-

schaften gilt als Grund, selbst den vom abgehenden Meier bezeichneten Erben von der Nachfolge auszuschließen. In der Regel erhalten die Söhne die Stelle nicht vor erreichter Mündigkeit, die Töchter nur unter der Voraussetzung, daß sie einen zur Bewirthschaftung tüchtigen Mann heirathen. Zur Meierstelle gehören außer dem Grund und Boden und allen darauf errichteten Gebäuden, auch das todte und lebende Wirthschaftsinventarium, sogar die Getreidevorräthe, das Hausgeräthe, Betten, Leinen rc. Der Meier kann die Stelle nur mit Genehmigung der Regierung verkaufen, verpfänden oder verpachten, und der Consens wird nur beim Nachweis triftiger Gründe ertheilt, nicht, wenn eine bloße Speculation vorliegt.

Der Meier hat das Recht, unter seinen Kindern, selbst unter denen mehrer Ehen sich einen fähigen Nachfolger zu erwählen; indeß ist es gewöhnlich, daß bei Eingehung einer zweiten Ehe bereits der Anerbe aus erster Ehe bestimmt wird. Die Kinder, welche während des Colonats der Eltern heirathen, erhalten in der Regel vom Vater eine Aussteuer, durch welche sie alsdann meist gänzlich sowol in Betreff des väterlichen wie mütterlichen Nachlasses abgefunden sind. Für die übrigen Kinder bestimmt der Vater bei Uebergabe der Stelle an den Anerben die ihnen gewöhnlich bei der Verheirathung zu entrichtende Abfindung. Auch diese Bestimmungen unterliegen der Bestätigung der Regierung und werden nur genehmigt, wenn sie den Stellbesitzer nicht zu sehr beschweren.

Stirbt der Meier, ohne den Anerben bezeichnet zu haben, so wird zwar das Recht der Erstgeburt unter den Kindern, wobei die Söhne den Töchtern vorgehen, gewöhnlich beobachtet; jedoch kann das Amt auch ohne Rücksicht darauf und nur im Interesse der Stelle diese demjenigen übergeben, welcher dazu am tüchtigsten befunden wird oder die meisten Mittel aufzuweisen hat. Die Abfindung der übrigen Kinder erfolgt, wenn eine gütliche Uebereinkunft nicht möglich ist, auf Grund einer amtlichen Abschätzung des Nachlasses. Für den überlebenden Ehegatten gilt, wenn keine Kinder vorhanden, die Regel „Längst Leib, längst Gut", wonach ihm mit Ausschließung der Seitenverwandten der ganze Nachlaß zufällt.

Stirbt der Meier, bevor der Anerbe fähig ist, die Stelle zu übernehmen, so bleibt die Wittwe gewöhnlich das Trauerjahr hindurch und oft noch länger im Besitz derselben und bewirthschaftet sie unter Mitaufsicht der Vormünder. Schreitet sie zu einer zweiten Ehe, so werden dem Gatten als Interimswirth nur gewisse Jahre der Bewirthschaftung zugestanden, in der Regel nicht über die Volljährigkeit des Anerben hinaus, dem er die Stelle laut Inventar zu übergeben hat. Selbstverständlich kann der Interimswirth nur die Stelle mit Einwilligung der Vormünder belasten, und bei schlechter Wirthschaft abgemeiert werden. Ist keine Wittwe vorhanden, so wird die Stelle bis zur Großjährigkeit des Anerben verpachtet, oder wenn dieser noch sehr jung ist, oder die Pachtgelder zur Unterhaltung der Kinder nicht ausreichen, verkauft.

Die Abmeierung tritt ein bei Verschuldung der Stelle, auf Antrag der Gläubiger, zu deren Gunsten sie verkauft wird; aber auch wegen schlechter Bewirthschaftung oder wenn die Meiergefälle ausbleiben. Dann erfolgt die Abmeierung auf Antrag des Amts durch ein gerichtliches Verfahren, und das Recht der Erben des ausgestoßenen Meiers geht ebenfalls verloren. — Seit einer Reihe von Jahren ist die Abmeierung, wenn auch verschiedentlich angedroht, nicht zur Anwendung gekommen.

In den Aemtern sind 756 Hufen vorhanden, welche der Theorie nach der Landesherrschaft gehören, und deren Grundwerth mindestens zu 9 Millionen Thaler anzuschlagen ist. Die Meiergefälle werden dagegen zu 41,217 Thlr., also etwa nur 80 Thlr. pro Hufe angegeben. Wenn die Regierung das Meierrecht ablöste, würde sie eine sehr bedeutende Mehreinnahme erzielen. Es ist dies übrigens der einzige Weg, um aus den Aemtern eine Intrade zu gewinnen; die Herrengefälle sind überall fixirt, Steuern können nur mit Zustimmung des Landtags auferlegt werden.

Sämmtliche Steuern und Abgaben, welche theils in die landesherrliche theils in die landschaftliche Casse fließen,

betragen	114,574 Thlr.,
also pro Kopf etwa 2 Thlr. 9 Sgr.	
Läßt man aber die Meiergefälle mit	41,217 „
fort, so ergiebt sich eine Summe von	73,357 Thlr.,

oder nur 1 Thlr. 13 Sgr. pro Kopf; während die Steuern in Preußen 4 Thlr. 7 Sgr. 9 Pf., in Oesterreich 4 Thlr. 15 Sgr. 7 Pf., in Frankreich 10 Thlr. 15 Sgr., in England 17 Thlr. 1 Sgr. 10 Pf. pro Kopf ausmachen. Die Landesschuld betrug Ende 1859 nur 281,000 Thlr., die Obligationen werfen nur 3 1/2 % ab. Gleichwol sind sie, weil sie niemals unter pari stehen, stets begehrt; sie befinden sich fast alle in festen Händen und kommen beinahe gar nicht in den Handel.

Unter diesen Verhältnissen ist die durchgängige Wohlhabenheit der Bewohner erklärlich. Im Gegensatz zu den Bauern in Schleswig-Holstein, wo viel Comfort und Wohlleben, selbst Luxus und Prunksucht herrschen, wohnen und leben die hiesigen Meier einfach und mäßig, sind arbeitsam und sparsam. Ihre Wirthschaft führen sie noch nach dem alten Schlendrian, wie denn den im Herzogthum bestehenden landwirthschaftlichen Vereinen zu Mölln und Büchen nur wenige Bauern angehören.

Daß die Wohlhabenheit sich auch auf die ärmeren Classen erstreckt, beweisen die Einlagen in den Sparkassen, welche meist von Dienstboten, Gesellen, Häuslingen gemacht werden, und gegenwärtig wohl schon 1,000,000 Thlr. betragen; wovon also auf jeden Kopf der Bevölkerung ca. 20 Thlr. kommen würden.

Lübeck.

Ich liebe die See- und Hafenstädte, weil ich das Meer und die Schiffe, das Land der Freiheit und die auf ihm schwimmenden Häuser und Schlösser liebe. Auch findet man dort die gemüthlichsten zugänglichsten Leute, lauter Weltbürger, und die hübschesten Mädchen, kecke und sprudelnde, lebensglühende und liebesdurstige Schönheiten. Vor allen andern sind mir Hamburg und Lübeck theuer: in beiden hat mein lieber alter Vater einst als frischer fröhlicher Handwerksgesell gelebt und geliebt; in Hamburg warf ihm eine junge Wandnachbarin die noch heißen Plinsen*) durch den Rauchfang zu, und in Lübeck überraschten ihn ein paar liederreiche weinselige Tage. Als ich noch ein kleiner Junge war und mit ihm plaudernd an seiner Hobelbank stand, pflegte er mir von der Herrlichkeit der beiden

*) Eine Art dünner Pfannkuchen von Mehl, Milch und Eiern.

alten Hansestädte zu erzählen, und meine kleine Brust schwoll vor Entzücken und Sehnsucht. Damals wünschte ich nichts heftiger, als erst groß zu sein und wie mein Vater in die Fremde wandern zu können.

Dieser Wunsch sollte endlich in Erfüllung gehen, viel später als wir beide dachten. — Ich bin dreimal in Hamburg gewesen. Beim erstenmal war es zu Anfang des Jahres 1864, und vor mir zogen die Preußen und Oesterreicher nach Holstein. Als ich vom Bahnhofe nach dem Gasthause fuhr, spähete ich eifrig zum Wagenschlage hinaus, denn ich meinte, in jedem Augenblicke auch meinen Vater zum Thore hereinwandern sehen zu müssen, wieder ein junger Handwerksbursche, den Ränzel auf dem Rücken und einen Strauß am Hut, wie er mich begrüße und zu mir spreche: Da bist Du endlich, nun will ich Dir Alles zeigen! — Aber er kam nicht, er saß daheim, von Alter, Arbeit und Sorge ermattet; und ich blieb auf mich allein angewiesen.

Es war ein rauher Sonntag. Der Wind fegte durch die Gassen, warf den Frauen die Röcke in die Höh und den Männern die Hüte vom Kopf, und er zerpeitschte das stolze Alsterbassin zu grauen schäumenden Wogen. Vereinzelt und eilig huschten die Leute an mir vorüber. Nur in dem großartigen prachtvollen Bazar am Jungfernstieg spazierten Dutzende von Kindermädchen, Jede geführt von einem Preußischen oder Oesterreichischen Krieger. Sie hatten sich schnell für die Großmächte erklärt und den Mit-

telstaaten leichtfertig den Rücken gekehrt, was die Hannoveraner und Sächser bewiesen, die sich verdrossen und eifersüchtig die Wände entlang drückten. Die Kinder hatte man auf einen Haufen zusammengesetzt und sie ihrem Schicksal überlassen, ganz wie man das täglich im Lustgarten zu Berlin sehen kann. Die Hamburger Dienstmädchen sind gar sauber und appetitlich, runde dralle Gestalten, die zu jeder Jahreszeit die vollen Arme entblößt tragen, auf dem Kopf ein schneeiges Häubchen, und um den Leib eine weiße bis zum Hals hinaufgehende Schürze mit Busen- oder Seitentäschchen.

Abends war ich im Thalia-Theater — — —

— Aber ich meine, Sie wollten von Lübeck sprechen?

— Erlauben Sie, strenger Herr, oder noch besser, ungeduldige Dame; ich will eben zwischen beiden Städten Parallelen ziehen. Das ist heute die beliebteste Methode: man vergleicht Louis Napoleon mit seinem großen Oheim, einen Deutschen Professor mit Sokrates, eine Tänzerin mit einem Floh. Warum sollte ich nicht Vergleiche zwischen Hamburg und Lübeck aufstellen? — Ich thue es nur, um die Unterschiede und Eigenthümlichkeiten beider Orte Ihnen recht lebendig vor die Seele zu führen.

Also Abends war ich im Thalia-Theater, wo man eine Berliner Posse gab. Das Haus war überfüllt, die Logen und Parquetreihen mit schönen Damen in eleganten kostbaren Toiletten garnirt. Ihre üppigen sonst blassen Formen erschienen jetzt unter dem Glanz der Gasflammen und

der Lust am Schauspiel rosig angehaucht, ihre dunkeln Augen blitzten um die Wette mit dem über Kopf, Busen und Arme verstreuten Geschmeide, und in den schlanken weißen Händen hielten sie kunstvolle Fächer, mit denen sie sich in koketter Nachlässigkeit Kühlung zufächelten, und hinter welchen sie verführerisches Lächeln und fernhintreffende Augenblitze versandten. Um so einfacher und schlichter, oft geradezu schäbig und nachlässig nahmen sich bis auf einige Modejünglinge die Herren aus, die alle den Hut auf dem Kopf hatten. Wo ich auch den Hamburger gesehen, ob in seiner Privatwohnung oder im Caffeehause, im Contor oder Conzert, stets trug er den Hut fest auf dem Kopf und ich glaube, daß er mit ihm auch zu Bette geht. Der echte National-Hamburger ist wie ein Seemann anzusehen, der sich nur unvollkommen auf dem festen Lande bewegt; beide Hände in die Hosentaschen gesteckt oder auf den Rücken gelegt, watschelt er wie eine Ente, meist in einer Art von ledernen Hausschuhen daher. Der gemeine Mann trägt und giebt sich ganz wie ein Matrose. Seinen Anzug bilden gemeinhin weite, im Sommer helle, im Winter dunkle Beinkleider, eine blaue mit blanken Knöpfen besetzte Tuchjacke, ein schwarzes Tuch lose um den Hals geschlungen, und auf dem Kopfe ein niedriger breitkrempiger Hut — sogenannter Südwester — oder eine Mütze von blanker Wachsleinwand. Dazu raucht er eine kurze Kalkpfeife oder er hat ein Kügelchen Kautaback im Mund, dessen braunen Saft er fontainenartig nach allen Seiten spritzt. Hoch und

Niedrig sind gutgenährte kräftige wetter- und groggeröthete Gestalten, ihrem Wesen nach alle von derber Schlichtheit und Gutmüthigkeit, hinter der sie aber oft Schalkheit, Schlauheit und Berechnung verbergen. Sie geben dem Fremden bereitwilligst jede Auskunft, gehen mit ihm weite Strecken, um ihn zurechtzuweisen, sind gegen ihn ohne Vorurtheil und machen an öffentlichen Orten mit ihm schnell Bekanntschaft. Der Hamburger Kaufmann, obgleich auch sehr arbeit- und betriebsam, hat keineswegs das Hastende und Vielgeschäftige, Unruhige und Zerstreute des Berliner Geschäftsmanns; im Gegentheil zeigt er ein behäbiges fast phlegmatisches Wesen. Er kennt und fühlt seinen Werth und auf manchem Gesichte kann man deutlich lesen: Ich bin gut für 2 oder 3 oder 5 Millionen Mark Banko! Trotzdem hat er in seinem äußern Gebahren nie die Aufgeblasenheit des Geldpilzes, selbst den Aermsten und Geringsten behandelt er ohne Stolz und Hochmuth, mit vertraulicher Herablassung und natürlicher Leutseligkeit. Gegen Geburt und Rang, Titel und Würden zeigt er eine demokratische Gleichgültigkeit, sie können ihm eben so wenig wie geistige Vorzüge imponiren; nur Geld vermag es, er schätzt den Nächsten nach seinem baaren Vermögen oder nach dem Credit, den dieser an der Börse genießt. Für seine Person verschmäht er, wie schon erwähnt, den Luxus, läßt diesen aber voll walten in der Einrichtung seines Hauses, das er nicht leicht und nur auf gewichtige Empfehlungen dem Fremden erschließt, dem er aber dann eine ge-

neröse Gastfreundschaft erweist. Am liebsten verkehrt er mit Seinesgleichen, mit Leuten, die so schwer wiegen wie er, besser noch schwerer.

Die Bauart Hamburgs ist eine mehr altmodische als alterthümliche, ebenso unregelmäßig wie bunt durcheinander. Rund um das Alsterbassin und in den andern Hauptgassen stehen allerdings moderne Prachtgebäude in dichten Reihen, aber fast zwei Drittel der Stadt, welche der große Brand von 1842 verschonte, enthalten nur enge und krumme, winkeligte und abschüssige Gassen, mit halsbrechendem Pflaster und dem Rinnstein in der Mitte. Die schmalen hohen wackeligten und angeräucherten Giebelhäuser, mit schmalen steilen Stiegen, engen Thüren und kajütenartigen Gemächern, lassen die obern Stockwerke noch um ein paar Fuß vorspringen und dadurch nur ein winziges Stückchen Himmel in die Gasse fallen. Ein ganzes Quartier, das sogenannte Gängeviertel, besteht, wie schon der Name sagt, nur aus schmalen für jede Art von Fuhrwerk verschlossenen Gängen, die aber gleichfalls von wolkenhohen Häusern eingefaßt sind. Hier haben meist Armuth, Laster und Verbrechen ihren Sitz, welche in Hamburg eine ebenso unheimliche Rolle spielen als in den größten Städten des Europäischen Festlandes.

Wie alles wahrhaft Große wirkt auch Hamburg nur allmälig auf den Fremden. Der erste Eindruck war mir durchaus kein überwältigender; im Gegentheil fand ich den Verkehr lange nicht so gedrängt und rauschend wie in Berlin,

und wirklich concentrirt er sich auf die Umgebung des Alsterbassins und den Hafen. Zwar fehlt es nirgend an Fußgängern, Lastträgern und Karrenschiebern, desto mehr aber an öffentlichen und Privatfuhrwerken. Bei der geringen Ausdehnung der eigentlichen Stadt ist nur eine kleine Zahl von Droschken und Omnibus vorhanden, welche hauptsächlich die Verbindung mit den Vorstädten und Altona vermitteln. Herrschaftliche Equipagen sieht man nur an Sonn- und Festtagen, und auch dann nur in geringer Anzahl. Daher können die Fußgänger fast ungehindert auf dem Fahrdamm spazieren, was in Berlin geradezu lebensgefährlich ist.

Trotzalledem ist mir erst in Hamburg das Bild einer Weltstadt aufgegangen, während Berlin, obgleich bei weitem ausgedehnter prächtiger belebter und lauter, nur den Eindruck einer großen und glänzenden Haupt- und Residenzstadt macht. Hamburgs Charakter als Weltstadt erweist sich zunächst durch die scheinbare Abwesenheit aller Polizisten und sonstigen Sicherheitsbeamten. Obgleich auch in genügender Anzahl vorhanden, bleiben sie doch so lange unsichtbar, bis sie nöthig werden, wo sie dann wie aus der Erde auftauchen. Die kleine Garnison verschwindet gänzlich, und die vereinzelten Posten und Patrouillen des Bürgermilitärs erscheinen in ihrer wunderlichen Ausrüstung und harmlosen Disciplin nur wie gemüthliche Antiquitäten. Was sonst an Uniformen zu sehen, gehört fremden Nationen an, die alle hier ihre verschiedenen Agenten und Commissare haben. Jedes Europäische Volk und jeder Welttheil ist in Ge-

stalt von Menschen und Thieren, Früchten und Gewächsen, Ballen und Fässern vertreten; die verschiedenen Nationaltrachten schimmern in allen Farben des Regenbogens, und von allen Seiten ertönt das Gewirr der Sprachen und Mundarten.

Darum und aus manchen andern Gründen ist auch der Hamburger auf seine Vaterstadt überaus stolz, und er kann sich gar nicht vorstellen, daß es in der Welt noch einen schönern Ort gebe, daß man irgendwo besser und vergnügter leben möge. Er sehnt sich nicht in die Ferne, denn ihre Wunder und Schätze kommen zu ihm und gehen alle durch seine Hände.

Als ich nach meiner Rundreise durch die Herzogthümer nach Hamburg zurückkehrte, war ich sehr geneigt, in jenes Lob einzustimmen. Ueber Stadt und Umgegend lag der grünende knospende singende Mai, und Alles badete sich im milden weißleuchtenden Sonnenschein. Ueber die dunkelblaue glitzernde Alster schwirrten gleich Seeschwalben die kleinen schmucken buntbewimpelten Dampfer, und im Außenbecken hielten gegen hundert geputzte Boote, geführt von Jünglingen in gleichfarbigen Costümen, unter rauschender Musik eine Regatta, das ist ein Wettfahren, während auf den Ufergassen eine dichtgedrängte Menge wogte. Dann saß ich vor Wiezel's Hôtel am hohen Elbufer und ließ das Auge über den Hafen schweifen, den Hunderte von Schiffen anfüllten, nach ihrer Größe in drei Reihen geordnet und mit ihren schlanken thurmhohen Masten einem schwim-

menden Wald gleichend, in dessen Zweigen von Tauen und Raaen singende und johlende Matrosen saßen. Am Kai tummelten sich Frachtwagen und Lastträger, welche die mächtigen Dreimaster und riesigen Auswandererschiffe beluden; aus den großen Seeschiffen wurden ungeheure Blöcke, Maschinen und andre Lasten in die Flußfahrzeuge gehoben. Zu meinen Füßen landeten mit schrillem Pfeifen und hellem Geläute die Dampfschiffe, und andre fuhren ab. Gegenüber lag der Steinwerder mit seinen Schiffswerften und Fabriken, darüber hinaus das Hannöversche Ufer mit Harburg, und zur Rechten floß die seebreite Elbe dem Meere zu, soweit der Blick reichte mit ein- und auslaufenden Schiffen bedeckt. Vom Hafen wanderte ich nach der Vorstadt St. Pauli, die täglich das Gewühl und den Jubel eines Jahrmarkts oder Volksfestes zeigt. Zu beiden Seiten eine fortlaufende Reihe von kleinen Theatern, Wirthshäusern, Concert- und Tanzsälen, Trödler- und Bilderläden, Reiterbuden und Menagerien, Carousséls und Wachsfiguren-Kabinetten, Panoramen, Glücksbuden und Seiltänzern, Leierkasten und Bänkelsängern, Trinkhallen und wandernden Büffets. Am Abend stand ich wieder vor dem Alsterbassin, an dessen Ufern hunderte von Gasflammen brannten, die sich jetzt in seinen Fluthen spiegelten. Das Leben und die Lust währen in Hamburg die ganze Nacht durch, ja letztere erreicht erst dann ihren Höhepunkt. Ganze Gassen sind taghell erleuchtet und scheinen eine einzige Orgie zu feiern; an den geöffneten Fenstern sitzen die Töchter der Freude, und

aus jedem Hause erschallen Gesang, Musik und Tanz, Gläserklang und wildes Jauchzen. Aber auch die Natur hat über Hamburg das Füllhorn ihrer Reize ergossen. Mitten in der Stadt und ringsum auf den hohen Wällen finden sich die herrlichsten Anlagen und Promenaden, doch sie werden noch übertroffen von der wahrhaft paradiesischen Umgegend. Wohin man wandert, ob nach Ottensen, Nienstädten, Blankenese oder Eimsbüttel, Eppendorf, Uhlenhorst oder Barmbeck, Wandsbeck, Ham, Horn — überall stundenweite Reihen von stolzen Landhäusern, herrlichen Gärten und die schönsten Land- und Wasserblicke; überall eine spazierende schmausende und trinkende, lachende und lärmende Menge.

Ja, Hamburg ist die Stadt der Freude und des Genusses, überreich an Vergnügungen aller Art und für alle Stände. Und der Hamburger ist weit vergnügungssüchtiger und im Vergnügen leichtfertiger und unmäßiger als der Berliner. Er geizt nicht mit dem Gelde, denn auch der Aermste verdient es schnell und leicht; wol aber mit der Zeit. In dieser Hinsicht ist ihm auch das Vergnügen ein Geschäft, davon ihm keine Minute verloren gehen soll. Er will schnell und viel, in großen starken Portionen genießen, gleichviel ob es sich um materielle oder geistige Genüsse handelt. Während der an und für sich kurzen Zwischenacte in den Theatern muß das Orchester unausgesetzt spielen. Bei Musikaufführungen, Schaustellungen oder Festlichkeiten darf keine Pause eintreten, man will gar

nicht zur Besinnung kommen und macht seiner Ungeduld sofort durch stürmische Protestationen Luft.

Von geistigen Genüssen kommen eigentlich nur die gröbern in Anschlag. Die Theater werden viel besucht, aber nur wenn es lustige und komische Stücke giebt. Zu klassischen Schauspielen und Musikaufführungen geht man nur, weil es gewissermaßen der Anstand erfordert, oder wenn ein berühmter Künstler oder Virtuose auftritt, den man nothwendigerweise wenigstens Einmal gehört haben muß. Werthvolle Gemälde, Bildwerke, Bücher- und andre Sammlungen finden sich hin und wieder in den Häusern reicher Leute, indeß auch nur als Mode- und Luxusgegenstände. Für Kunst und Wissenschaft hat das reiche Hamburg sehr wenig gethan, weil man eben keinen Sinn dafür hat. Die wenigen Literaten, welche hier leben, spielen eine ganz untergeordnete, theilweise kümmerliche Rolle. Ebenso sind die hier erscheinenden Zeitungen und Journale bis auf ein paar Blätter nicht nennenswerth; die übrigen suchen ihre Aufgabe darin, den lüsternen Gaum der großen Menge durch Stadtklatsch und Zweideutigkeiten zu kitzeln. — Die Atmosphäre Hamburgs hat etwas Berauschendes, Wollüstiges, und muß den idealen Menschen entweder zurückscheuchen oder bald entnerven.

So eben hatte ich von Ratzeburg aus Hamburg einen dritten Besuch abgestattet. Bevor ich Lübeck sah, wollte ich es noch einmal die Revue passiren lassen. Aber ich traf das abscheulichste Wetter, einen dichten flüssigen Nebel,

untermischt mit scharfem Sprühregen. Solche Tage sind im deutschen London häufig. Wenn nun Lichtenberg sagt, daß Einem zuweilen ein Gedanke gefalle, so man liege, der Einem nicht mehr gefalle, da man stehe — so kann noch weit mehr ein Ort, der uns bei schönem Wetter entzückt hat, uns bei Nebel und Regen sehr häßlich erscheinen.

Nebel und Regen zogen mir eine Art Fieber zu, und ich lag den ganzen Tag auf einem Sopha im Hôtel zur Sonne. Diese Hôtels, die sich alle so verzweifelt ähnlich sehen, können mit ihren papiernen Mauern und Wänden dem Reisenden zur Qual und Marter werden, wofür er denn noch wacker bezahlen muß. In beiden Nächten konnte ich nicht schlafen. Es schien, als ob die Leute nicht unten auf der Gasse, sondern in meinem Zimmer gingen und schwatzten. Die vorüberfahrenden Wagen ließen das ganze Gebäude wackeln und mein Bett tanzen. Alle fünf Minuten hörte ich die Nachtglocke läuten, den verspäteten Gast die Treppen herauf und über die Corridore poltern, das Auf- und Zuschlagen jeder Thüre. Gegen den Morgen endlich entspann sich im Nebenzimmer ein Discurs, der wol zwei Stunden anhielt. Es war die überlaute Stimme einer Frau, die mit dem Kellner wegen des Kaffees unterhandelte. — Was eine große Portion koste? — Eine Mark. — Wieviel eine kleine? — Zehn Schilling. — So wolle sie für sich und ihren Mann eine kleine Portion. Ob es billiger sei, wenn sie den Kaffee ohne Zucker nehme? — Ja, um Einen Schilling billiger. — Gut, sie könne

ihn bitter trinken. Sie wolle auch die Milch fortlassen, wenn sie dadurch etwas erspare? — Allerdings, das koste wieder Einen Schilling weniger. — Vortrefflich, sie werde den Kaffee schwarz trinken. — Schon ging der Kellner, als sie ihn nochmals zurückrief: Was es denn als Zubiß gebe? — Brod und Butter. — Ah, die Butter solle auch fortbleiben. Wieviel sie dadurch erspare? — Gleichfalls Einen Schilling. — Das Kaffeethema war glücklich beendet, aber nun brach eine neue Fluth von Fragen hervor, die sich alle um weitere Ersparnisse drehten.

Der Kellner berichtete mir später, es seien zwei alte Leutchen, beide in den Sechszigen, die nach Amerika auswandern wollten, um dort ihr Glück zu versuchen. Sie besäßen nicht viel mehr als das Geld zur Ueberfahrt, und müßten nun zu ihrem Kummer hier vier Tage warten, bevor das nächste Schiff abgehe.

Du lieber Gott, 60 Jahre alt, ohne Mittel, und nach Amerika auswandern!

Der Kellner war zu faul gewesen, mir eine Zeitung heraufzubringen, versäumte aber nicht zum Abschied die hohle Hand hinzuhalten.

— Wie! sagte ich. Sie verlangen ein Trinkgeld und man hat mir den „Service" mit Einer Mark pro Tag bereits auf die Rechnung gesetzt?

— Ach, mein Herr, entgegnete er; davon bekomme ich nichts; das behält der Wirth für sich.

Ist es nun schon eigenthümlich, daß man im Gasthause

außer der Rechnung für verbrauchte und nichtverbrauchte Dinge auch noch die Dienstleistungen des Personals besonders bezahlen, letzteres gewissermaßen lohnen muß, so erklärten doch die Wirthe bei Einführung der neuen Taxe, sie geschehe nur, um den Gast nicht ferner durch die Betteleien der einzelnen Aufwärter behelligen zu lassen. In der Praxis hat sich jedoch die Sache anders gestellt: der Reisende zahlt jetzt einen unverschämt hohen „Service", und muß nach wie vor durch eine lange zweizeilige Gasse die Spießruthen der Trinkgelder laufen. Wirklich sind die Kellner auf Trinkgelder angewiesen, sie erhalten entweder nur einen geringen oder gar keinen Lohn, ja es kommen bereits Fälle vor, wo sie nicht nur umsonst dienen, sondern von den eingesammelten Trinkgeldern ihrem Herrn eine Summe von mehren hundert bis tausend Thalern als Beuteantheil herauszuzahlen haben. Es ist kläglich, daß sich das Publikum gegen diese und andre Prellereien nicht wehrt, beispielsweise sich auch für das Anbrennen zweier Stearinkerzen den dreifachen Werth derselben unter dem Titel bougies erpressen läßt; aber der Deutsche ist ein geborner Esel, der sich überall und von Jedermann maltraitiren nnd schinden läßt, selbst von Kellnern und Bedienten.

Unter diesen bittern Betrachtungen fuhr ich aus Hamburg, und damit harmonirte der noch immer anhaltende Regen; aber schon auf der ersten Station klärte sich der Himmel und lachte alsbald in vollem Glanze.

Hamburgs Sonne steht noch im Zenith, aber Lübeck gleicht einer königlichen Wittwe, die um ihr verblichenes Glück, ihre verlorne Macht, ihre entschwundenen Reichthümer in vereinsamter Stille trauert, und nur noch von der Erinnerung an ihre große Vergangenheit zehrt.

Wenn man sich einer großen Stadt nähert, hört man schon in weiter Ferne das Geräusch ihres Lebens, athmet schon lange vorher ihre dicke staubige Atmosphäre, und ehe man sie wirklich erreicht, hat man stundenweite Häusergruppen und Vorstädte zu passiren. Nicht so kündigt sich Lübeck an. Ganz plötzlich sah ich es still vor mir liegen mit seinen ehrwürdigen Thürmen und Doppelthürmen, die sich schlank und hoch in den Abendhimmel bohrten. Auf dem Bahnhofe erwarteten uns nur wenige Leute und Wagen. Wir gaben unser Gepäck einem jungen Burschen und ließen uns nach Brockmüllers Hôtel führen, das in der Nähe liegt. In Berlin oder Hamburg wäre es unvorsichtig gewesen, mit dem Burschen nicht vorher seinen Lohn zu verabreden, aber hier glaubte ich's wagen zu können.

— Was bekommen Sie? fragte ich ihn auf dem Flur des Gasthofes.

— Was Sie mir geben wollen, antwortete er artig.

Um seine Bescheidenheit auf die Probe zu stellen, reichte ich ihm ein Vierschillingstück.

— Ich danke! sagte er etwas zögernd.

Ich gab ihm ein zweites Vierschillingstück.

— Ich danke Ihnen! sprach er mit erheiterten Mienen.

Ich gab ihm noch vier Schillinge.

— O, meinte er, das ist doch zu viel. Haben Sie sonst ein Geschäft für mich?

Und als ich's verneinte, entfernte er sich anscheinend ganz überrascht.

Gleich nachher gingen wir in Begleitung eines jungen Lübecker Geschäftsmanns nach dem Rathsweinkeller. Die Straßen waren auffallend still und leer, und ebenso still aber nicht leer war's auch im Keller, in den man auf fünf und zwanzig Stufen hinabsteigt. In den verschiedenen größern und kleinern Gemächern saßen die Gäste, darunter auch etliche Damen, und leerten stumm oder in halblauter Unterhaltung ihre Gläser und Flaschen. Wir wählten ein langes schmales Zimmer, das von einem einzigen Tische aus rohem Holz der ganzen Länge nach durchzogen war, zu beiden Seiten standen hölzerne Lehnstühle. Dieses schlichte Meublement stimmt zu den alterthümlichen einfach schönen Wölbungen der Wände und Decken, die jetzt leider mit weißer Tünche überstrichen sind. Am obern Ende des Tisches saß eine Gesellschaft, die ich nach ihren lauten Reden für Fremde, theilweise für Berliner nahm. Die übrigen Anwesenden verhielten sich weit ruhiger. Es dauerte eine Weile, ehe der Aufwärter herein kam, ein Mann von mittleren Jahren und durchaus nicht kellnermäßig, sondern in einen langen grauen Rock gekleidet. Wortlos nahm er die Bestellungen in Empfang und ebenso wortlos stellte er die Flaschen und Teller vor uns hin, worauf er sich wieder

entfernte und nicht eher zurückkehrte, bis wir nach ihm riefen. Wein, Caviar und Austern waren gut und im Verhältniß zu Berliner Preisen sehr billig.

Nachdem wir gegessen und getrunken, ließen wir uns die übrigen Räume zeigen, wobei ein junger freundlicher Küfer mit Lederschurz und einem Windlicht in der Hand voranging. Manche Räume tragen noch ihren alten Namen, und indem wir sie durchwandeln, umweht uns die ganze tausendjährige Geschichte Lübecks. Als Trinkstuben werden noch benutzt die Rose, die Linde, der Magistrat, das Comptoir u. a., welche jedoch ihres alterthümlichen Geräths beraubt und jetzt modern meublirt sind. In der Rose hielten die Junker oder Zirkler ihre Trinksitzungen. Sie bildeten eine von den ältern Patriciern um 1379 gestiftete Compagnie, und waren verpflichtet, stets ihr Ordenszeichen zu tragen, das in einem offnen von einem ungeschlossenen Kreise umgebenen Zirkel bestand. Von Kaiser Friedrich III. 1485 als eigne Verbindung bestätigt, wurden ihre adlige Freiheit und Gerechtsame von Ferdinand III. 1641 ausdrücklich anerkannt. Abends am Fastnachtsdienstag zogen sämmtliche Mitglieder der Junker-Compagnie, unter denen sich immer eine Anzahl von Herren des Raths befand, in feierlicher Prozession, paarweise, brennende Fackeln in der Hand und unter dem Vortritt ihrer Musik aus ihrem Versammlungshause nach dem Keller, hielten in den Räumen desselben einen Umgang und ließen sich dann in der Rose nieder, wo guter Rheinwein und neue weiße Becher für sie

bereit standen, und ihr Schalksnarr allerlei Kurzweil trieb. Gleich nach ihnen und in ähnlichem Aufzuge kam die nächstvornehmste Corporation, die Kaufleute-Companie, welche sich in die Linde begab. Die Thüren beider Zimmer blieben offen, die Fackeln wurden den Dienern gegeben, welche sie, hinter den Sesseln ihrer Herren stehend, emporhielten. In den übrigen Räumen und draußen vor den Thüren drängte sich das Volk. Am Eingang standen zwei reitende Diener, welche um Thätlichkeiten zu verhüten, dem Eintretenden ungewöhnliche Waffen, wie Kolben und Streithämmer, abnahmen; den Degen durfte Jeder behalten. Unter Gespräch, Sang und Spiel wurde nun so lange gezecht, bis die Aeltesten das Zeichen zum Aufbruch gaben. Dann standen alle auf und zogen in der frühern Ordnung in ihre Versammlungshäuser zurück. Den Frauen und Töchtern pflegte man während des Gelages Weine und Speisen, wie Wildbraten, Hecht und Semmel, in's Haus zu schicken. Auch ergingen jene sich häufig selber in den kühlen Räumen, ohne Begleitung, nur tief verschleiert; woran der Markgraf Albrecht von Meißen bei seinem Besuche im Jahre 1478 großen Anstoß nahm und den Rath bewog, ein Verbot dagegen zu erlassen, welches jedoch, wie die Chronisten berichten, nicht lange befolgt worden ist. — Die Linde heißt jetzt Lilie, und man erblickt noch heute an der Decke dieses Gemachs jenen in Stuccaturarbeit ausgeführten Baum, dem ein Einfaltspinsel später dicke Früchte angehängt hat. Auch der Admiraltisch wird zuweilen noch von Trinkern

benutzt. Er ist der Sage nach aus einer Planke des letzten Lübeckischen Admiralschiffs (1563—70) gezimmert. Hier pflegte der große Demagoge Jürgen Wullenweber mit seinem Freunde Marx Meier beim gefüllten Römer vertraulichen Rath zu halten, wie er die Stadt von dem patricischen Geschlecht der Brömsen befreie und sie zur Herrin des ganzen Nordens mache. Beide unternahmen viel und errangen Großes, aber ihren Dank fanden sie schließlich auf dem Blutgerüst.

Das Herren- oder Brautgemach wird jetzt nicht mehr als Trinkstube benutzt. Hier hielten die Weinherren, unter deren Aufsicht der Keller stand, ihre Sitzungen, die Junker ihre Brautköste. Der alterthümliche Kamin trägt außer andern Verzierungen noch die schalkhaft humoristische Inschrift:

mannig man lude singet,
wenn man em de brut bringet;
wuste he, wat man em brochte,
he wol lever wenen mochte.

Brautkösten oder Hochzeitsfeste wurden im Keller häufig abgehalten, gewöhnlich des Sonntags. Am Freitag vorher fand die Weinprobe statt. Es gab nämlich verschiedene Rheinweine, für alle aber nur Einen Preis. Eine oft sehr zahlreiche Gesellschaft begab sich nach dem Keller und wählte unter drei Sorten — mehr durfte man nicht verlangen — Eine aus. Die Weinprobe war von einer Mahlzeit begleitet, welche die Schaffer, die die Hochzeit ausrichteten, bereit hielten; artete aber häufig selber zu einem Gelage

aus, weshalb der Rath verfügte, er wolle die „ehrliche Gewohnheit" für sich unangefochten lassen, aber die Gesellschaft solle hinfüro nicht aus mehr als zwölf Personen, sechs von Seiten des Bräutigams und sechs von Seiten der Braut bestehen, auch nicht länger zusammenbleiben als von 3 bis 5 oder 6 Uhr Nachmittags. Selbstverständlich wurde diese Verordnung so wenig eingehalten als die andre, welche zu einer Hochzeit mehr als zwei Ohm zu geben verbot; denn unsre Altvordern hatten zu großen Durst und konnten im Trinken gar viel leisten.

Der Rath bewirthete im Keller häufig vornehme Gäste, fremde Fürsten und Herren, Gesandte und die Abgeordneten der Hansestädte. Ihnen allen wurden noch große Quantitäten von Wein in's Quartier geschickt. So erhielt ein König 4 Ohm, eine Königin 2½ Ohm, ein Kurfürst 12 Stübchen (à 4 große Flaschen), eine Kurfürstin 6, ein Herzog 8, eine Herzogin oder ein Bischof oder ein Graf 4, eine Gräfin oder ein Ritter oder ein Abt oder ein Bürgermeister oder ein Doctor oder ein Kanzler 2, ein Rathmann oder ein Rathsschreiber 1 Stübchen. Regelmäßige Mahlzeiten wurden ferner jährlich einmal von den Kämmereiherren und einmal von den Weinherren veranstaltet. Endlich herrschte im Keller täglich ein großer Privatverkehr. Nicht selten wurde die Freude des Weins durch Musik erhöht, welche des Raths Spielleute unter der Direction des Spielgreven aufführten. Das war ein aus 8 Personen bestehendes Corps, 4 bliesen die Trompeten und schlugen

die Pauken, die andern waren 1 Lautenist, 1 Geiger, 1 Pfeifer und 1 Trommelschläger. Auch fremde umherziehende Musikanten durften ihre Kunst im Rathskeller produciren.

Selbstverständlich vergaß sich der Rath selber nicht. An Bürgermeister und Rathsherren fanden jährlich mehre Vertheilungen von Wein und außerdem von Gänsen, Fischen und Zucker statt. Die Herren des Raths, die in öffentlichen Angelegenheiten reisten, erhielten stets einen „Nachtwein" mit. Eine Wendeltreppe, die jetzt vermauert ist, führte aus dem Keller unmittelbar in das Versammlungszimmer des Senats und auch in den ehemaligen Hansasaal. Doch war sie so schmal, daß sie nicht gut von den stattlichen Rathsherren in ihrer faltigen Amtstracht benutzt werden konnte, wol aber von den Kellerbedienten, die, wenn die Berathungen zu heiß wurden, mit dem kühlen Wein hinaufliefen.

Aus diesen Geschichten ersieht man schon, daß der Keller nicht nur Eigenthum des Raths, sondern auch für seine Rechnung verwaltet ward. Dieser schickte jährlich einige Leute an den Rhein, um dort Wein einzukaufen. Aller Wein, welchen die Kaufleute in Lübeck einführten, gleichviel ob er hier verschänkt werden oder weitergehen sollte, mußte ebenfalls in Eines Ehrbaren Raths Keller gebracht und dort bearbeitet werden. Die Weinherren probten den Wein und bestimmten nach der Güte den Preis. Erst dann durften ihn die Eigenthümer weitersenden oder ausschänken,

ersteres binnen 3 Tagen, letzteres sofort; weder ein andres Faß anstechen, bevor das alte leer war, noch dieses wieder auffüllen. Jede Weinverfälschung so wie schlechtes Maß wurden strenge bestraft. 1289 lagerten im Keller allein 1100 Ohm Wein, der Privaten gehörte. Von jeder eingeführten Partie Wein, die 4 Faß oder darüber betrug, gebührte dem Keller außer der Lagermiethe eine Abgabe von 4 Stübchen; von jedem auszuschänkenden Faß ein sogenanntes Zapfgeld von 16 Pfennigen. Der Vertrieb von Rhein- und sogenannten heißen Weinen war das ausschließliche Vorrecht des Kellers; erst 1586 wurde es den Bürgern erlaubt, gegen Erlegung der Accise allerlei Wein für ihren Mund anderswoher bringen und in ihre Keller legen zu lassen. Zu den weitern Gerechtsamen des Kellers gehörte auch der Ausschank von Hamburger Bier.

Unter den beiden Weinherren standen im Dienste des Kellers: ein Hauptmann, bisweilen auch der Herren Schänke genannt, ein Binder, ein Schreiber und zwei Zapfer, von welchen der Eine ausschließlich Rheinwein, der Andre, Malvasienzapfer genannt, die übrigen Weine verzapfte. Außerdem waren noch zwei Kohl-Greven zur Heizung und Reinigung des Kellers und vier Sclaven oder Schlaven zur Aufwartung angestellt.

Die Ankunft des frischen Weins oder Mosts war ein Volksfest: „Wenn die Kärner, ihrer 10 oder 20, an der Stadt Thor erstlich ankommen, hat schon daselbst fürm Thor der Pfeifer und Trommelschläger darauf gewartet

und sich beide vff das Faß gesetzet und also beide ihr Amt mit Pfeifen und Trommelschlagen verrichten thun, bis daß sie die Kärner mit den Weinfässern dreimal am Markt also herumgefahren, und immer gepfiffen und auf den Trommeln geschlagen, und da endlich für dem Weinkeller stille gehalten. Da haben die Fuhrleut oder Kärner mit sammt den Weinen daselbst für dem Keller stehen lassen. Alsdann erst ist der Pfeifer oder Trommelschläger von dem Fasse heruntergestiegen und seiner Wege gegangen."

Der Weinkeller gehörte gleich den Kirchen, Kirchhöfen, dem Markte ꝛc. zu den befriedeten Orten. Ueber die Erhaltung des Burgfriedens hatten die Weinherren zu wachen, und es standen alle im Keller vorkommenden wörtlichen und thätlichen Beleidigungen unter ihrer Gerichtsbarkeit. Jeder war verpflichtet, in Person vor ihnen zu erscheinen und sich ihrem Urtel, dagegen keine Appellation galt, zu unterwerfen. So verurtheilten sie 1696 den Dr. juris Brauer, der den Secretair des Domcapitels übel zugerichtet, zu einer Strafe von 300 Mark; wogegen jener vergebens eine Beschwerde beim Rath und dann selbst beim Reichskammergericht anbrachte. Im Jahre 1772 gab der wortführende Aeltermann des Amts der Barbiere seinem Mitältesten im Keller eine Ohrfeige, so daß dieser, wie er sich zu Protokoll ausdrückte, zurücktaumelte und sich gar nicht besinnen konnte. Er wurde zu Abbitte, Ehrenerklärung und 40 Thaler Buße verurtheilt, und unterwarf sich willig der Strafe.

1811 ward der Keller auf Anordnung der Französischen Verwaltung, die es für unpassend hielt, daß eine Commune Gewerbe treibe, geschlossen, die Weine verauctionirt. Diese brachten einen Ertrag von über 300,000 Mark. Seit 1814 ist der Keller verpachtet. Noch immer lagern in den mächtigen rohsteinernen Hallen kolossale Fässer voll zweihundertjährigen Rheinweins, fünfzigjährigem Tokayer, Johannisberger, Marcobrunner Ausstich, Liebfrauenmilch, Steinwein und wie sie alle heißen mögen; da werfen sie ihre riesigen Schlagschatten über Diele und Wände, und wenn wir anklopfen, antworten die Weingeister dumpf und voll. Von jenem zweihundertjährigen Rheinwein kostet das Spitzgläschen Einen Thaler, doch soll er, wie der Küfer versicherte, ganz abscheulich, gallig und moderig schmecken.

Der Keller scheint von fast unendlicher Ausdehnung, zieht sich unter dem ganzen Rathhause und noch weit unter den benachbarten Häusern und Gassen hin; doch wird ein großer Theil der schönen Gewölbe jetzt anderweitig benutzt. Bei dem großen Brande, der 1276 fast die ganze Stadt verheerte, muß der Keller unversehrt geblieben sein. Dafür sprechen die noch ganz einfachen und völlig schmucklosen Architekturverhältnisse; die Pfeiler sind viereckig, kurz und derbe, den Gewölben fehlt jede Zierde. Anders derjenige Theil, welcher sich unter den Goldschmiedebuden und der Wage hin erstreckt, und der erst später mit dem Hauptkeller verbunden zu sein scheint. Unter der Wage bestehen die Gewölbe des sogenannten Hamburger Kellers aus hohen

gothischen Spitzbögen mit sauber gegliederten Gurtbögen und Rippen; der Schlußstein hat die Form eines Vierecks, die Mittelpfeiler sind viereckig und von Granit. Unter den Goldschmiedebuden sind die Mittelpfeiler des sogenannten Langen Kellers aus Formsteinen aufgemauert und achteckig, dabei aber sehr stark; der dem Hamburger Keller zunächst liegende Theil hat flachgewölbte korbartige Gurtbögen, zu beiden Seiten starke Eisenklammern, an denen Thüren befestigt gewesen, was die Vermuthung erregt, daß er zur Verbindung der beiden Keller später eingefügt ist.

Es war kaum 11 Uhr, aber der Keller schon leer. Wir verspürten noch Appetit nach einem Glase Bier, doch unser Begleiter sagte, daß auch die übrigen Locale bereits geschlossen wären. Um zehn Uhr gehe ganz Lübeck zu Bett. Wie wir aber in eine Nebengasse bogen, hörten wir aus einem Hause Musik ertönen.

— Hier wollen wir eintreten! rief ich.

— Ich nicht, sprach der Lübecker. Da drinnen singen Harfenmädchen, das würde mich in üble Nachrede bringen.

Also kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück, den wir bereits dunkel und verschlossen fanden. Unsre Betten standen in einem Alkoven, der keinerlei Geräusch hereindringen ließ, aber ich glaube nicht, daß es ein solches im Hause oder auf der Gasse während der ganzen Nacht überhaupt gegeben hat.

Am andern Morgen war's ein frischer freundlicher Sonntag. Auf der Gasse spielten geputzte Kinder, und unter

der Hausthüre lehnten in Hemdsärmeln oder Unterjacken eine Pfeife rauchend feiernde Bürger und Gesellen; ganz wie man es in einer kleinen Stadt sehen kann.

Da der Barbier nicht zu uns kam, so gingen wir zu ihm. Sehr verschieden von seinen Kollegen war es ein ernster wortkarger Mann; die Stube mit einem Dutzend Personen aus den verschiedensten Ständen angefüllt, Commis, Handwerker, Arbeiter, die alle zugleich geschoren sein wollten. Und der Künstler that ihnen den Willen. Wie Herr Lux im Dorfbarbier, hieß er sie Alle niedersitzen, seifte Alle auf Einmal, zunächst auf Einer Seite ein, und fuhr nun wie der Blitz mit seinem Messer über die Bartstoppeln, worauf er in derselben Weise die andere Wange jedes Kunden bearbeitete, den er aus Furcht, er könne ihm entrinnen, unter der Operation fest bei der Nase hielt. Nachdem auch wir Haare gelassen, strichen wir durch die Stadt.

Sie ist weit regelmäßiger als Hamburg erbaut, auf einem elliptischen Hügel, der sich nach allen Seiten hin sanft abflacht, fast ringsum von Wasser umgeben ist, und dessen Umfang eine starke halbe Meile beträgt. Lübeck zerfällt in vier ziemlich gleich große Quartiere, welche den Namen von einer in ihnen belegenen Kirche tragen, und jedes Quartier hat für sich eigne fortlaufende Häusernummern. Die Gassen — zusammen 110 — sind mehr oder weniger gekrümmt und nicht breit, im Ganzen erträglich gepflastert, einige mit schmalen Trottoirs versehen. Als die

vornehmste gilt die Breitenstraße, welche auf dem Scheitel des Hügels und fast mitten durch die ganze Stadt läuft. Eine Parallele zu ihr bildet die Königsstraße. In beiden finden sich die ansehnlichsten Häuser und Läden, und von beiden gehen fast alle übrigen Gassen aus, die entweder östlich gegen die Wackenitz oder westlich gegen die Trave laufen und wieder durch Quergassen unter einander verbunden sind. Der größte Theil der Wohnhäuser stammt aus dem 17., viele noch aus dem 16. Jahrhundert. Letztere sind im gothischen Stil aufgeführt, und man erkennt sie sofort an ihren treppenförmigen abgerundeten Giebeln, auf denen nicht selten eine Windfahne weht, an ihren hohen spitzen oft mit doppelten Pfannen überdeckten Dächern und hohen überwölbten Fensterluchten. Einige zeigen noch die rohen Ziegelsteine ohne Kalküberwurf in Niederländischer oft prächtiger Arbeit, was ihnen ein etwas düsteres aber sehr ehrwürdiges Ansehn giebt. Die Giebel sind von spitz- oder rundgeschlossenen oft reich profilirten Fensternischen mit kleinen tiefliegenden Oeffnungen durchbrochen, wodurch ein effectvoller Wechsel von scharfen Lichtern und tiefen Schatten erzeugt wird. Diese ältesten Häuser finden sich in den abwärts gehenden Gassen, namentlich in der Wahmstraße und in denjenigen, welche gegen die Trave stoßen und ihrer steilen Abschüssigkeit wegen G r u b e n heißen. Die mannigfach frisirten Giebel gehören schon in das 17. Jahrhundert. Das Innere der alten Häuser ist größtentheils zum kaufmännischen Betriebe eingerichtet. Mit dem

ausgezackten Giebel der Gasse zugekehrt, mündet die Hausthür auf die sogenannte Diele, welche mit Fliesen ausgelegt und bis 24 Fuß hoch, fast das ganze Unterhaus einnimmt und so geräumig ist, daß man darauf gemächlich mit einem vierspännigen Wagen umwenden kann; also ganz wie in den altniedersächsischen Bauerhäusern. Außer der Diele enthält das Haus mehre Böden, aber sehr wenige Zimmer, nicht mehr als für Eine Familie unumgänglich nothwendig sind; häufig ein Entresol oder Zwischengeschoß, selten ein zweites Stockwerk, Saal geheißen, der aus einem Stübchen, einer kleinen Kammer und dem Vorplatz mit dem Heerde besteht. Auf dem Hofe befindet sich gewöhnlich ein kleines einstöckiges Hinterhaus, von Fachwerk errichtet, das Bude heißt und gleichfalls nur Ein Stübchen, zuweilen noch ein Kämmerchen und etwas Bodenraum enthält. Neben den Häusern laufen enge dunkle Gänge und sogenannte Thorwege mit ähnlichen Buden und feuchten ungesunden Wohnkellern. Ihre Zahl ist im steten Abnehmen begriffen, doch findet man noch gegen 79 Wohnsäle und 1500 Buden in 29 Höfen, 8 Thorwegen und 146 Gängen, in welchen Leute der ärmsten Classe wohnen; ferner an 70 Wohnkeller, meist von Hökern und Schankwirthen benutzt. Die neuern Häuser sind bequemer freundlicher und fast alle mit einem Hinterflügel versehen. Betrachtet man ferner die alten prächtigen Gewölbeconstructionen, an denen die Stadt überreich ist, die stolzen Kirchen, Klöster und Hospitäler, meist noch dem 12. — 15. Jahrhundert ange-

hörend, so erscheint Lübeck wie ein steinernes Buch altdeutscher Bauart, wie ein kolossales Stück Mittelalter, an dem die letzten Jahrhunderte spurlos vorübergegangen, und das noch unversehrt und trutzig in unsre moderne Zeit ragt.

Die Stadt zählt gegenwärtig etwa 33,000 Bewohner in 3600 Häusern ohne die Buden; wie die Chronisten berichten, soll sie noch im 16. Jahrhundert 200,000 Menschen umschlossen haben. Gewiß eine doppelt zu hoch gegriffene Zahl, sonst müßten, da Lübeck seitdem in seinem Umfange, seinen Gassen und Häusern sich nicht verändert hat, und man hier nie, wie in Hamburg und Leipzig, hoch über einander wohnte, damals auf Einer Quadratruthe beinahe 6 Menschen gelebt haben. Allerdings war zu jener Zeit die Zahl der Säle, Buden und Wohnkeller und die Menge der darin hausenden Proletarier weit größer, und unter diesen räumten Pest, Seuchen, Krieg und Hungersnoth erschrecklich auf; dennoch hat Lübeck auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wo es in seinem höchsten Flor stand und sich vor den Thoren anzubauen begann, nicht mehr als höchstens 100,000 Einwohner besessen. Gegenwärtig wohnt in jedem Hause gewöhnlich nur Eine Familie, oft ein kinderloses Ehepaar oder ein Junggeselle oder ein paar alte Jungfern; nur selten hat man ein paar Zimmer oder das obere Stockwerk vermiethet, und der Preis solcher Miethswohnungen ist erstaunlich billig, selbst die Läden in den Hauptgassen.

Von den Bauwerken Lübecks verdient unstreitig den

Preis die Marienkirche. Noch bewunderungswürdiger als die Riesenhaftigkeit ihrer Dimensionen ist die Kühnheit und Grazie der Bauart, das Innere wie Aeußere eine Jubelhymne, ein Triumphgeschrei der Architektur. Unser Geschlecht vermag überhaupt nicht mehr Kirchen zu erbauen, am wenigsten aber solche Dome. Dazu gehörte die gläubige Inbrunst und selige Trunkenheit des alten Künstlers, das Bewußtsein seiner allmächtigen Schöpfungskraft, mit welcher er sich in demüthigem Stolz als das vom Himmel eigens berufene Werkzeug nahm, und indem er sein Leben an solch Bauwerk wandte, damit nur eine göttliche Mission zu erfüllen wähnte.

Leider kann sich der grandiose Tempel, weil ringsum von andern Gebäuden beengt, nicht in seiner äußern Pracht und Herrlichkeit entfalten. Er liegt fast in der Mitte und fast auf dem höchsten Punct des Stadthügels, der sich hier 70 Fuß über den Spiegel der Ostsee erhebt. Die Grundform ist ein lateinisches, im Osten mit einer achteckigen Kapelle gekröntes Kreuz, 354 Fuß lang, 197 Fuß breit, 172 Fuß hoch. Die Thürme messen vom Boden 430 Fuß, ihre Spitzen sind etwa 93 Fuß von einander entfernt. Die Marienkirche ist nicht so alt wie die Dom- und Petrikirche, ihre Erbauung fällt nach 1276, wo der frühere in der Geschichte der Stadt zwischen 1163 — 70 erwähnte Bau in einem furchtbaren Brande wol unterging. Im 14. Jahrhundert stand sie mit dem Rathhause auf einem freien großen Platze, nachher wuchsen die Marktbuden zu

Häusern, Gassen und Gängen empor und versteckten den sonst üblichen Haupteingang im Westen gänzlich. Gegenwärtig hat die Kirche sechs Eingänge, von welchen wir den durch die Briefcapelle wählten. Diese trägt ihren Namen wahrscheinlich von den Briefen und Ablässen, die hier aufgehängt waren, und ist ausgezeichnet durch das Ebenmaß ihrer Verhältnisse, das feine mit zierlichem Laubwerk geschmückte Gewölbe, besonders aber durch die beiden schlanken achteckigen Granitsäulen aus Einem Stück von 32½ Fuß Höhe, die wie schlanke Palmen dastehen.

Mir schwindelte fast, als ich den Blick zur Wolkenhöhe des Mittelschiffs — 134 Fuß — emporschlug. Wie ein Thronhimmel schwebt es mit eignem Gewölbe und eignen Fenstern auf 22 Pfeilern in geradezu doppelter Höhe über den Seitenschiffen, die ihr Licht durch die Fenster der Hauptmauern erhalten. Wie ein lichter Thronhimmel schwebt es über dem Marmor-Altar, wird es durch das prächtige Chor abgeschlossen, und das Sonnenlicht ergießt sich durch die bunten Glasmalereien der hohen Spitzbogenfenster. Nur die kolossalen modernen Grabmäler, die an den Pfeilern hängen, beeinträchtigen in Etwas den Gesammteindruck. Um diese Größe und Herrlichkeit genießen zu können, bedarf man des Alleinseins und der Sammlung. Jetzt aber stapfte und summte eine Menge Volks durch die Hallen, Alle warteten auf das mit dem Schlage Zwölf in Scene gehende Puppenspiel der astronomischen Uhr.

Auch der Küster war anwesend. Mit seinem langen

schwarzen Rocke, dem weißen Halstuche und einem schwarzen Sammetkäppchen, noch mehr mit seiner vornehmen geistlichen Blässe glich er einem Oberkonsistorialrath. Ganz Dienstfertigkeit, lief er vor einer in Seide rauschenden und einen Wald von Federn auf dem Kopfe tragenden Dame von überreifer Schönheit her, die mit einem aufgeschlagenen Buche in der Hand auf die zahllosen Kunstwerke Jagd machte, vor jedem nur eine Secunde anhielt und es flüchtig lorgnettirte, als wolle sie sich blos überzeugen, ob noch Alles da sei und mit dem gedruckten Führer übereinstimme. Hinter ihr schlenderte das Söhnchen, ein langer dünner Bengel von etwa 17 Jahren, der noch einen ganzen Arm voll Bücher trug, davon er dieses oder jenes der Mama hinreichte oder wieder abnahm. Die Kirche und ihre Schätze schienen ihn nicht im Geringsten zu interessiren, die wässrigen Augen liefen gedankenlos umher, und er ergötzte sich an Kuchen und Süßigkeiten, bis ihm plötzlich eine junge frische Ratzeburgerin in ihrer bunten Tracht auffiel. Noch immer mit vollen Backen, blieb er vor ihr stehen, grinste sie an und kniff ihr dann in die blühenden Wangen. Groß und überrascht sah sie ihn an, und als er seine Liebkosung wiederholen wollte, schlug sie ihn derb auf die Finger, daß er die in der Hand haltende Bonbondüte fallen ließ und eine weinerliche unsäglich dumme Grimasse schnitt. Das Gelächter der umstehenden Matrosen ließ die gnädige Mama zurückblicken und ihn fragend anschauen, worauf er die Düte aufhob und seine Leckerei fortsetzte.

Wenn Lübeck von seinen vielen schönen Bauwerken nur diese einzige Kirche besäße, es wäre darum zu beneiden; alle Prachtgebäude Berlins mit ihrem Ragout von Stilen und ihren überladenen Verzierungen wiegen sie nicht auf. Ueberdies ist sie angefüllt mit werthvollen Gemälden, Bild- und Schnitzwerken, so daß sie in dieser Beziehung für ein reiches Museum gelten kann. Unter den Malereien fesselt am meisten der berühmte Todtentanz, welcher sich rund um an den Wänden der Todtenkapelle im nördlichen Gange befindet. Sehr überschätzt, wurde er früher bekanntlich dem jüngern Holbein zugeschrieben, der jedoch erst 1495 geboren, während das Bild schon 1463 erwähnt wird. Wahrscheinlich entstand es zur Zeit der Pest unter der Hand eines Niederländischen Malers, worauf die Costüme schließen lassen. Den Reigen eröffnet flötend und springend der Tod. Ihm folgen 24 Personen verschiedenen Standes und Geschlechts, vom Papst bis zum Säugling in der Wiege, jede zwischen zwei andern Knochenmännern. Der Ausdruck der sterbenden Menschen ist ein stumpfer, ihre Haltung steif, während der Tod, jedesmal in andrer Gestalt und Stellung, alle Schattirungen eines grinsenden Humors durchläuft. Ursprünglich las man unter den einzelnen Gestalten plattdeutsche Reime, darunter den rührenden Vers des Wiegenkindes:

O dot, wo schal ik dat verstan?
Ik schal danssen, vnde kan nich gan.

Seit 1701 sind sie übertüncht und durch wässrige hoch-

deutsche Reimereien ersetzt. Den nächsten Hintergrund bildet eine phantastische Landschaft, weiterhin sieht man Lübeck, hinter dem Jüngling die Olavsburg an der Wackenitz, wo die Lübeckschen Junker ihre Festlichkeiten hielten, und die bei den Wullenweberschen Unruhen zerstört wurde. Einen besondern Werth gewinnt das Gemälde durch die treue Darstellung der Kleidertrachten des 15. Jahrhunderts; am auffallendsten erscheint die des Edelmanns, des Jünglings und der Jungfrau. Obgleich bereits fünfmal übermalt und restaurirt, wodurch es sehr gelitten, lassen sich die geistreichen Motive und die kunstgerechte Zeichnung einzelner Figuren noch immer nicht verkennen.

In der zierlich und geschmackvoll restaurirten Gallinencapelle sieht man den „Abschied vom Leichnam des Herrn", welches Bild Overbeck 1841—45 für seine Vaterstadt malte. Es läßt sich von diesem „Nazarenerthum" in der Deutschen Malerei nichts Besseres sagen, als was Göthe darüber äußerte, daß es in dem Beschauer „schmerzliches Mitleid" errege. Fast scheint es, als ob eine Todtenhand nicht nur den Leichnam Jesu sondern auch die übrigen Personen gemalt habe; die Mutter, die beiden Marien, Martha und Magdalena, Johannes, Lazarus, Nikodemus, Joseph von Arimathia sind gleichfalls schon gestorben, Alles müde welke blutlose Leute. — Ein andres Gemälde desselben Meisters „Christi Einzug in Jerusalem", 1809 begonnen, 1824 vollendet, athmet zwar etwas mehr Fleisch und Blut, zeigt aber gleichfalls schon die Ohnmacht des

Lebens, eine sentimentale Verhimmelung. Es befindet sich in der ganz im Osten belegenen Beichtcapelle, wo drei Fenster von Glasmosaik, aus der 1818 abgetragenen Burgkirche hierher gebracht, ins Auge fallen. Tritt man aus der Kapelle, so hat man an der Wand zur Rechten eine ehemalige Altartafel mit doppelt gegliederten Flügeln. Auf dem linken ist der Evangelist Johannes im purpurnen Gewande dargestellt; ebenso purpurn ist das Gesicht, wodurch seine Verzückung ausgedrückt werden soll, er sieht aber eher schwer betrunken aus. Gegenüber hängt ein Altarschrein in spät gothisch moreskem Rahmen, der für das bedeutendste Gemälde der Kirche gilt. Auf dem linken Flügel weckt ein Engel bei Nacht den Joseph, auf dem rechten ergeht sich die Flucht nach Aegypten in der gewöhnlichen Vorstellung, die Mitteltafel enthält die Anbetung der drei Könige. Neben dem Mohrenkönige kniet im rothen Gewande ein Brömse, unzweifelhaft der Stifter des Bildes.

Die kleine Orgel, die aus der Catharinenkirche hierher gebracht ist und an Wochentagen gespielt wird, ist mit einem unvergleichlichen Schnitzwerk versehen, namentlich zeichnen sich die Köpfe — Büsten, die aus runden Nischen hervorragen — durch wunderbar schöne Behandlung aus. Die große Orgel zählt 5134 Pfeifen, 4 Klaviere und 2 Pedale, welche untereinander zusammengekoppelt werden können. Ich habe sie später spielen hören, wie sie bald gleich dem ersterbenden Abendwind lispelte, bald zum Orkan anschwoll, wie das Meer rauschte und mit Donnergetöse

die kolossalen Räume erfüllte, daß diese zu zittern und zu wanken schienen. Noch ist eine dritte Orgel vorhanden, die bei Kirchenmusiken mitwirkt.

Im Südergange befinden sich die modernen höchst eleganten Sitze des Raths mit der Ueberschrift: Magnifici locus hic patrum sedesque senatus.

Im Osten ist der Altarraum geschlossen durch die astronomische Uhr, welche zuletzt 1860 restaurirt und verbessert wurde. Ein Finger zeigt das Datum, in der Mitte sind die Sonnen- und Mondfinsternisse bis 1999 angegeben, oben ist der Stundenzirkel, Thierkreis und Planetenweiser angebracht. Eine die Zeit repräsentirende Figur schlägt die Stunden, während die andere als Vergänglichkeit dargestellt sich bei jedem Schlage abwendet; zugleich ertönen mit dem vollen Stundenschlage ganze, mit dem halben Stundenschlage halbe Strophen einer je nach den Kirchenzeiten wechselnden Choralmelodie, welche wie Flötengesang über die Stadt hinziehen.

Endlich schlug es für die Ungeduld der wartenden Menge Zwölf, und nun sprang im obern Theile des Uhrwerks eine Thür auf, zwei daneben stehende Engel bliesen die Trompeten, zwei Lübeckische Rathsdiener in alter Tracht verbeugten sich tief, heraus schritten der Kaiser und die sieben Kurfürsten, die Einer nach dem Andern an dem Heiland vorüber marschirten, ihre Reverenz machten, seinen Segen empfingen und dann durch die andere Thür verschwanden.

Einen seltsamen Gegensatz zu der im strengen reinen und edlen Stil gen Himmel strebenden Marienkirche bildet das ganz in der Nähe befindliche Rathhaus, ein phantastisches bunt aufgeputztes und aus sehr verschiedenartigen Theilen zusammengesetztes Bauwerk, das die Arbeiten dreier Jahrhunderte, des 14. bis 16. aufzuweisen hat; es deutlich ausspricht, daß Lübeck durch Handel und Schifffahrt groß und reich geworden, in stummer aber beredter Sprache von der einstigen Macht und Herrlichkeit der alten Hansestadt erzählt. Mit den dunkeln im orientalischen Geschmack aufgeputzten Massen erscheint es wie ein steinernes Märchen; mit seinen in der Sonne glitzernden rothen und schwarzen Glasursteinen, den vielen Thürmchen und sammetgoldnen Wimpeln gleicht es fast einem Kauffahrteischiffe. Erker und Treppen sind mit reichem Bildwerk bedeckt, und durch die Fenster im Erdgeschosse gewahrt man die Stuccaturen, die purpurnen Vorhänge und schweren gelbseidnen Fransen des im vorigen Jahrhundert modernisirten Audienzsaals. Von zwei Seiten, dem Markt und der Breitenstraße, schauen auf Goldgrund bunte Wappenschilder herab, die sich vielmals wiederholen. An dem Schwibbogen, welcher das Rathhaus mit der 1482 angelegten Kanzlei verbindet, sieht man zwei launige Basreliefs in Sandstein. Auf dem einen streben zwei Männer, die mit einem Joche um den Hals zusammengekettet sind, sich in ein zwischen ihnen befindliches Feuer zu zerren und einander den Bart zu versengen. Gegenüber reißen sich zwei bissige Hunde um einen kahlen

Knochen. Die Vorhalle am Eingange hatte bis vor Kurzem zwei derbe erzene Bänke, sogenannte Beischläge, an den Seiten nach der Straße zu, welche jetzt näher an die Thüre gerückt sind. An der einen will man das Bildniß Barbarossa's erkennen, der der Stadt bedeutende Freiheiten verliehen haben soll; an der andern blickt der wilde Mann, Lübecks alter Schildträger. Die Thürflügel haben eine doppelte Schildverzierung, welche die Kurfürsten vorstellt.

Von der Diele geht man rechts zum Audienzsaal, wo der Senat sich zu seinen gewöhnlichen Sitzungen versammelt. Das Portal bewachen zwei Figuren mit Wage und Schwert; die Arabesken zeigen einen Löwen, den ein Knabe bändigt, und einen auf allen Vieren kriechenden von einem Weiblein geleiteten Alten. Die innere Seite der Thür trägt mancherlei sinnige Inschriften in naiver Fassung, darunter: Snelle to horen, afrst langsam to gelofen — De Leve is lanckmodig unde frundtlick, se is nich affgunstich — Beide Part schal ein Richter horen unde dan ordeln. Die Wände schmücken Bilder, nämlich der Handel von Steffano Torelli aus Bologna; die Verschwiegenheit, Stärke, Vorsicht, Fleiß, Gerechtigkeit, Friede, Religion, Freiheit, die freien Künste 2c. von einem hiesigen Maler. Hier empfängt der Senat die fremden Gesandten, leisten ihm und der Stadt die Bürger den Eid der Treue, wobei jeder Aufzunehmende zwei Bürgen mitzubringen hat, die früher dafür eintreten mußten, daß er von freien Eltern stamme und für seine Person nicht in Leibeigenschaft oder Sklaverei stehe.

Im obern Theil des Rathhauses tritt man von der Treppe auf die Lövinge, wo ehemals bei geöffneten Fenstern dem auf dem Markte versammelten Volke die Bursprake verkündigt ward. Rechts ist die alte Kämmerei mit der Ueberschrift: date quae Caesaris Caesari; und eine Thür, durch welche man auf die mäßig große Börse, früher das Gewandhaus blickt; links das alte Gemach, wo die Wette oder das Wettegericht Dienstags Handels- und Gewerbesachen entscheidet. Ein Portal mit einigen Stufen führt in den alten großartigen Hansesaal, der jetzt zu Büreaux verschiedener Behörden eingerichtet ist. Gleiches Loos hat den südlichen Anbau betroffen, das Lange Haus, in alten Zeiten zu Versammlungen benutzt; 1478 turnierte dort sogar Herzog Albrecht von Meißen. Von der Kriegsstube, die ein mittelmäßiges Schnitzwerk von 1595 aufzuweisen hat, und wo früher die Berathungen über Krieg und Frieden gehalten wurden, führt eine Treppe auf die Breitenstraße, wo man den bunten Ziegelbau dieses Theiles übersieht.

Der Markt ist ein ziemlich regelmäßiges Viereck von etwa 70,000 □Fuß, erscheint aber den Augen der Lübecker von riesenhafter Größe. Gegenwärtig bot er einen belebten freundlichen Anblick. Spazier- und Kirchengänger standen in Gruppen umher. Aus der dunkeln Tiefe des Rathskellers tauchten immer neue Gestalten auf, und andre stiegen hinab. An den geöffneten Fenstern der umliegenden Häuser saßen Frauen und Männer im sonntäglichen Putz. Alle harrten der Wachtparade, zu der sich schon die Mann-

schaften der Garnison versammelt hatten. Sie bildet das von Lübeck zu stellende Bundescontingent und besteht aus einem Bataillon leichter Infanterie, nach Art der Preußischen Jäger uniformirt, nur mit unförmlich großen Helmen ausgerüstet, hinter denen die massiven Gesichter noch dümmer erscheinen. Da zum Besten der Pensionscasse Stellvertretung und Nummertausch gestattet ist, gehören die Soldaten durchgehends den untern Klassen und meist dem platten Lande an. Außer einigen blutjungen Lieutenants waren etliche bärtige Hauptleute anwesend, die sich gegenseitig becomplimentirten. Endlich watschelte der commandirende Oberstlieutenant, ein dicker behäbiger Herr heran, die Truppen präsentirten, und das Musikcorps begann ein paar lustige Weisen aufzuspielen.

Außer der Garnison, wo die Dienstpflichtigkeit vom 21—25. Lebensjahre währt, ist noch eine Bürger- und Landwehr vorhanden. Zur Bürgerwehr gehören alle Bürger bis zum vollendeten 45. Lebensjahre, doch treten sie mit dem 38. in die Reserve, die gleich dem activen Bataillon in 4 Compagnien etwa 800 Mann zählt. Die Dienstkleidung hat Jeder gleich bei Ableistung des Bürgereides zu beschaffen, die Munition wird geliefert. Die Landwehr umfaßt alle dienstfähigen Gebietsbewohner vom 18. bis 50. Lebensjahre; sie bildet 5 Bataillone, zusammen ca. 2000 Mann, die sehr grotesk mit Flinten und Lanzen bewaffnet werden.

Der Hafen, obgleich in neuerer Zeit erheblich vertieft

und vergrößert, und wennschon in Folge der Travencorrection die großen Seeschiffe nicht mehr in Travemünde liegen bleiben dürfen, sondern bis an die Stadt heraufkommen können — bot doch einen traurig leeren Anblick. Außer etlichen Segelschiffen und einem großen Dampfer waren nur noch ein paar Kähne zu sehen. Lübeck besitzt etwa 10 Seedampfschiffe, 3 Flußdampfschiffe und 43 Segelschiffe von zusammen 6600 Lasten. Es ist gegenwärtig nur noch Speditionsplatz zwischen Hamburg und den Ostseeküsten, ein Zwischenmarkt für die Rohproducte des Nordens und die Fabrikate des Südens und Westens. 1863 liefen 1302 Seeschiffe von ca. 100,000 Last à 4000 Zollpfund ein, darunter 373 Dampfer; und ein paar mehr gingen ab. Die Dampfschiffverbindung mit Schweden, Norwegen, Finnland und Rußland ist eine regelmäßige und sonst ziemlich lebhafte. Die Zahl der Großhändler schwindet mehr und mehr, doch behaupten sie ihren Ruf als vorzügliche Geschäftsleute, weshalb ihnen noch immer junge Leute aus fremden Ländern in die Lehre gegeben werden, die hier eine solide Ausbildung und häusliche Zucht erfahren. Auch die beiden Handelsschulen, welche zugleich praktischen wie theoretischen Unterricht an junge Männer und Knaben ertheilen, sind gut renommirt.

Das Fabrikwesen, weil mit den Privilegien der Zünfte beständig carambolirend, ist unbedeutend. In Bezug auf Handel, Gewerbe und Handwerk ist Lübeck ein einziger großer Zopf; alle werden noch zünftig betrieben. Wer

selbständig eine Nahrung verfolgen oder auch nur sich verheirathen will, muß das Bürgerrecht nachsuchen und ein Bürgerstandsgeld entrichten, das sich nach seiner gesellschaftlichen Stellung oder nach der Art und dem Umfang seines Geschäfts in vier Klassen theilt — 100, 50, 30 und 15 Mark. Fremde müssen den vierfachen Betrag der bezüglichen Klasse zahlen, und außerdem wird ihnen die Niederlassung in jeder Weise erschwert. Beispielsweise haben sie, außer unzähligen Zeugnissen und Attesten über ihre Großjährigkeit, Sittlichkeit, Dispositionsbefugniß in Betreff ihres Vermögens, auch noch durch zwei Bürger eine Caution dafür zu bestellen, daß sie und die Ihrigen in den nächsten sechs Jahren dem hiesigen Gemeinwesen nicht zur Last fallen werden. Haben sie diesem Allen genügt, so fällt es ihnen äußerst schwer, Kundschaft oder Credit zu erwerben, es sei denn, daß sie mit einer der meist sehr verzweigten Familien sich verschwägern; sonst haben sie mit großem Mißtrauen und vielen Vorurtheilen zu kämpfen, da man, um für voll angesehen zu werden, ein geborner Lübecker sein muß. Alle Gewerbe sind entweder obrigkeitlich concessionirt, oder aber die meisten bilden besondere oft geschlossene Innungen, z. B. auch die Brauer. Alle Handwerke in Stadt, Weichbild und Travemünde müssen zunftmäßig erlernt und betrieben werden. Bei den Schneidern, Tischlern, Schlachtern, Bäckern, Malern und Töpfern giebt es eine bestimmte Anzahl Freimeister, die aber weder Gesellen noch Burschen halten dürfen. Die

meisten Handwerke bilden geschlossene Aemter, d. h. nur eine bestimmte Anzahl Meister wird darin aufgenommen, und die Bewerber müssen warten, bis ihnen der Tod Eines derselben Platz macht. Selbst die verschiedenen Arbeiter, wie Träger, Packer, Holzsäger, Karrenführer &c. bilden unter einander verlehnte Corporationen, die ihr Lehn gegen Zahlung eines Antrittsgeldes und einer jährlichen Pacht, durch Kauf oder Erbschaft erwerben oder es von einzelnen Handels-Collegien geschenkt erhalten.

Die Stadt ist auf der westlichen und südlichen Seite von einem Walle mit noch 9 Bastionen umgeben, nachdem wegen der Eisenbahnbauten 3 demolirt sind. Von 1802 bis 1808 sind alle Außenwerke gänzlich abgetragen, die Brustwehren geebnet, die Bastionen abgerundet, und zu schattigen freundlichen Spaziergängen eingerichtet. Vor den 5 Thoren liegen 3 Vorstadtbezirke, die aber nicht aus eigentlichen Gassen, sondern aus einzelnen Häusern und Häusergruppen bestehen. Von Westen her führt das Holstenthor in die Stadt. Das große Thorgewölbe ist ein wunderliches 1477 vollendetes Bauwerk, eine Art Zwinger aus zwei mächtigen dicken Thürmen bestehend. Das Material bilden Backsteine, um aber den starr und kahl aufsteigenden Mauern den Schein der Leichtigkeit und des Durchbrochenen zu geben, hat man bunt glasirte Ziegel zu den Ornamenten, Thür- und Fensterbögen verwandt. Mir däucht es eine unförmliche abenteuerliche Masse, aber König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der sich ja auf solche Dinge ver-

stand, soll es bei seiner Anwesenheit in Lübeck bewundert und es mit einem römischen Quaderbau, etwa mit der Porta Nigra in Trier verglichen haben. Deshalb ist es nicht, wie die mit ihm verbunden gewesenen Mauern und Wälle, abgebrochen, sondern ganz vereinsamt und jetzt mitten auf der Straße stehen geblieben, so daß man fast darüber stolpert; und es wird seit Jahren an seiner Wiederherstellung gearbeitet. Die damit verbundenen großen Unkosten haben im Schooße des Senats und der Bürgerschaft argen Zwiespalt entzündet, die ganze Stadt in zwei feindliche Heerlager geschieden, indem sich eine große Partei für, eine etwas kleinere gegen den Bau erklärte; und noch immer bildet dieser einen Zankapfel in den meisten öffentlichen und Privatdebatten.

In der Nähe des Holstenthors befindet sich eine künstlich aufgetragene wol 100 Fuß emporsteigende und mit einem freien Umgang versehene Höhe, der man den ungeheuerlichen Namen Chimborasso gegeben hat, die aber wirklich einen großartigen Ueberblick über Stadt und Umgegend gewährt. Ein hübscher aufgeweckter Knabe von etwa 15 Jahren gesellte sich zu uns und zeigte und nannte uns die einzelnen Punkte.

— Wie gefällt Ihnen denn unsre Stadt? fragte er schließlich.

— Ich habe sie schon recht lieb gewonnen.

— Wirklich?! machte er mit strahlendem Gesicht. O, das freut mich zu hören! Sie sind also nicht wie andre

Fremde, die nur zu tadeln und zu mäkeln haben. Freilich, fuhr er fort und sein helles Gesicht verdüsterte sich, Lübeck war einst viel reicher und mächtiger, die Königin des Deutschen Städtebundes, um deren Gunst Könige buhlten und die Könige in die Flucht schlug. Ihre Schiffe schwammen auf allen Meeren, und an allen großen Orten der Erde hatte sie Contore und Factoreien. Lübeck ist jetzt nur noch ein Schatten von Ehemals. Aber ist es denn ganz unmöglich, daß jene große Zeit noch Einmal wiederkehre?

Ich schüttelte lächelnd den Kopf.

— Ich glaube es auch nicht, sagte er trübe. Wir sind nicht mehr Ritter und Herren, nur noch Krämer, die da zittern, daß man ihnen auch das Letzte nehmen könne. Es war hier in der Stadt eine allgemeine Furcht verbreitet, daß Preußen auch Lübeck annectiren möchte. Was meinen Sie dazu?

— Das hat wol gute Weile.

— Nun, ich wünsche nur, bis dahin schon erwachsen zu sein; dann soll man sehen, daß es hier noch Republikaner giebt, die für die Freiheit zu fechten wissen.

— Sie getrauen sich's wol, es mit einem ganzen Heere aufzunehmen?

— Aufzunehmen natürlich nicht. Aber ich würde mich nicht fürchten, mich ihm ganz allein entgegenzustellen.

— Sind denn hier Alle so streitlustig?

— Alle meine Kameraden, sagte er stolz; die ganze Klasse hat es einander gelobt.

— Aber die Erwachsenen?

— Ja, entgegnete er achselzuckend; Die haben nicht unsern Muth.

Auch die Natur hat Lübeck nicht entfernt so reich ausgestattet wie Hamburg. Außerhalb der Thore ist die Gegend im Ganzen flach und wenig abwechselnd; doch giebt es einige anmuthige Lustpartien theils zu Wasser theils zu Lande, wie nach Schwartau, Israelsdorf oder Moisling. Das letztere Dorf ist meist von Juden bewohnt — gegen 400 — die hier auch eine Synagoge haben. Sie waren früher auf Moisling beschränkt, gehörten nicht zu den Bürgern, sondern zu den Schutzverwandten, welche gleich den Einwohnern von Großhandel und Ehrenämtern ausgeschlossen blieben. Während der Französischen Herrschaft hatten sie sich auch in der Stadt angesiedelt, mußten jedoch 1824 diese wieder verlassen und nach Moisling zurückkehren; was denn zur Folge hatte, daß die reichsten Familien sich ganz fortwandten. Seit 1852 sind die Juden staatsbürgerlich und gewerblich den übrigen Bewohnern gleichgestellt. Da ihre Gesammtzahl jedoch noch nicht 800 beträgt, verschwinden sie fast ganz und sind, während sie in Hamburg, gleichwie in Berlin, bekanntlich den Ton angeben, hier ohne jeden Einfluß. Ein Umstand, der das aristokratische Gepräge Lübecks noch schärfer und reiner hervortreten läßt.

Während der Badesaison finden namentlich an Sonntagen kleine Völkerwanderungen nach dem 2 Meilen entfernten Städtchen Travemünde — gegen 2000 Einwohner

— theils per Post oder Omnibus theils mit dem Dampfschiff oder im Miethwagen statt. Der eigentliche Magnet ist jedoch weder die See noch die Rhede noch das Bad, sondern die — Spielbank, an welcher sich namentlich junge und unbemittelte Leute betheiligen, die hier mit einer wahren Wuth ihre kleinen Ersparnisse, ihren letzten Heller los zu werden suchen. Weil der Unternehmer aber eine hübsche Pacht zahlt, läßt der Hochweise Senat dieses privilegirte Raubinstitut munter fortarbeiten.

Wir ließen uns über denjenigen Theil des Hafens, wo die Dampfschiffe liegen, nach dem Burgthor übersetzen. Vor ihm liegt das Sommertheater Tivoli, gleich hinter ihm die sogenannte Burg. Sie ward 1229 in ein Dominikanerkloster, nach der Reformation in ein Kranken- und Armenhaus verwandelt. Nachdem die Armen ausgestorben, sind die weitläufigen Gebäude theils vermiethet, theils werden sie als Caserne benutzt. Am Eingange erblickt man über dem Thorwege etliche grinsend verzogene die Zunge ausstreckende Gesichter in alter Ziegelarbeit. Nach der Volkssage sind sie von den Mönchen zur Verspottung der umwohnenden Brauer eingesetzt, die dem Kloster seine Braugerechtigkeit schmälern wollten. Einige Schritte weiter befindet sich am Eingange des Marstalls gleichfalls oberhalb der Thorwölbung eine höchst drollige Musikantengruppe in ganz vortrefflicher Holzschnitzerei. Der Marstall ist jetzt an einen Stallmeister vermiethet, da der Senat selber keine Pferde mehr hält, weder in Staatscarossen fährt, noch sich

von Reitendienern escortiren läßt. Die prächtigen Umgänge, Capellen, Hallen und Säle sind verkommen, doch kann man noch die Zierlichkeit der Gewölberippen, die mit Laubwerk umgebenen Tragsteine, die granitnen Pfeiler und einfach schönen Capitäler, die hohen Spitzbogenöffnungen mit ihren fein profilirten Backsteingewänden bewundern. Auch hat sich in einem Theile des ehemaligen Refectoriums ein seltener Estrich von feiner Ziegelmosaik erhalten. Das Gemach bestand aus vier Kreuzgewölben, welche in der Mitte auf einem Granitpfeiler ruhten, der von einem zierlichen Schänktisch umgeben war. Der Fußboden ist aus schwarzen und weißen gebrannten Thonsteinchen in künstlich verschlungenen Figuren auf rothem Grunde zusammengesetzt, und hat ein saubres heitres Ansehen.

Nachdem wir ihn in Augenschein genommen, ließen wir uns durch zwei kleine Knaben nach dem Heiligen-Geist-Hospital führen. Es steht in der Nähe, an der Ostseite des Kuhbergs, welcher nach dem Markte der größte Platz in der Stadt ist. Das Gebäude soll schon vor 1286 errichtet sein, und in seinem Plan dem Hospital della Scala Siena gleichen. Die Sage nennt als Gründer Bertram Mornewech, der als Lehrling seinem Brotherrn entlief und nach Jahren als schwerreicher Kaufherr nach Lübeck zurückkehrte.

Durch eine ihres alterthümlichen Schmucks größtentheils beraubte Capelle traten wir in eine weite hohe Halle, welche zwei sehr lange Reihen kleiner hölzerner Buden, zusammen

150, durchziehen. Jede ist nur mannshoch, mit einem Fensterchen und einem Thürchen versehen, und so klein, daß nur ein Bett und ein Kasten darin Platz finden. Es sind die Schlafzellen der Hospitaliten, zur Rechten die der Frauen, zur Linken die der Männer. Die Thüren standen meist offen, die Bewohner hielten ein Nachmittagsschläfchen oder machten Toilette. Lauter gebückte Mütterchen und verschrumpfte Greise, die sich so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern. Ich glaube, das träge sorglose Leben läßt sie schneller altern, und bringt in ihren Zügen und in ihrem Wesen jene unheimliche Aehnlichkeit hervor. In den Gängen war die Hausordnung und der Küchenzettel für die verschiedenen Wochentage angeschlagen. Die Hospitaliten erhalten nicht nur Wohnung sondern auch Kost, Feuerung und eine Geldsumme. Außer der heizbaren Schlafhalle sind noch gemeinschaftliche Wohnzimmer vorhanden, und 12 Personen haben jede ihre eigene Stube. Die Anstalt ist für durch Kränklichkeit und Unglücksfälle verarmte Bürger, deren Wittwen und bejahrte Töchter bestimmt. Die Aufnahme geschieht unentgeltlich, doch muß jeder eine bestimmte Aussteuer mitbringen, die nach dem Tode dem Hospitale verbleibt. Die Hospitaliten können sich in und außer dem Hause nach Willkür beschäftigen. Obgleich die Anstalt die Mehrzahl ihrer Güter eingebüßt hat, so beträgt ihr jährliches Einkommen noch immer 50,000 Mark.

Wir dankten den kleinen Führern mit einem Preußischen

Geldstück, mit welchem sie flugs nach einem Tabacksladen rannten. Schon fürchtete ich, daß sie nach Art großstädtischer Gamins mit brennenden Cigarren herauskommen würden, aber sie hatten das Geldstück nur gewechselt und gingen jetzt an die Theilung, wobei sich ein nicht zu halbirender Rest ergab, der sie in Verlegenheit setzte, bis sie sich entschlossen, für den widerspenstigen Dreiling eine Semmel zu kaufen, die sie nun gemeinsam verzehrten. Was aber mit den übrigen Schillingen anfangen?

— Ich werde das Geld meiner Mutter geben, sagte der Eine.

— Ja, meinte der Andre, wenn Mutter darum wüßte, müßte ich's ihr auch geben; aber so will ich mir ein Messer kaufen.

Außer dem Heiligen-Geist-Hospital existiren noch über 200 größere und kleinere theils öffentliche theils private Anstalten und Stiftungen für Arme und Kranke, Erwachsene und Kinder. Einige besitzen viele Grundstücke, große Landgüter und ganze Dörfer; alle zusammen wol ein jährliches Einkommen von über 500,000 Mark. In der Stadt allein erhalten von solchen Anstalten Obdach, Kost, Kleidung und Unterricht über 1000 Erwachsene und 500 Kinder. Bei der großen Mildthätigkeit der Lübecker werden außerdem noch mehr als 4000 Personen unterstützt, sonach der sechste Theil der Bevölkerung ganz oder theilweise durch fremde Beihülfe ernährt. Das Vogelschießen der Waisen- und Klosterkinder, die alljährlich mit ihren

besten Kleidern, Blumen und Bändern geschmückt, unter flatternden Fahnen und lustiger Musik vor das Thor ziehen, um sich bei Spiel und Tanz zu ergötzen, ist ein allgemeines Volksfest, woran sich die ganze Stadt, alle Stände aus vollem Herzen betheiligen. Groß ist auch die Zahl der gemeinnützigen Anstalten und Vereine, unter welchen die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit" die erste Stelle einnimmt. Sie ist 1789 aus einem literarischen Verein entstanden und hat ihre Zwecke seitdem beständig erweitert und vermehrt. Sie ertheilt Stipendien an Studirende, Künstler und Handwerker, Prämien an Dienstboten, besitzt eine Bibliothek, eine Naturalien- und Modellsammlung, einen physikalischen Apparat, veranstaltet Vorlesungen und Kunstausstellungen. Die von ihr errichteten Institute sind: eine Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte, eine Sonntags-, Zeichnen-, Industrie-, Schwimm-, Navigations- und Gewerbeschule, das Schullehrer-Seminar, die Kleinkinderschulen, die wohlfeile Speiseanstalt, die Turnanstalt, der Verein für Verwahrloste und entlassene Gefangene, die Taubstummen-Unterrichtsanstalt, ein Bauverein, der Gewerbs- und technische Ausschuß, die Spar- und Darlehnscasse, der Verein für Lübeckische Geschichte, der Archivverein, die Seemannscasse, das Kinderhospital, die Gesangclasse. Man muß billig erstaunen über die großartige weitverzweigte Thätigkeit dieser Einen Gesellschaft; Tausende ihrer Mitbürger verdanken ihr theils Leben und allerlei Aushülfe theils die mannigfachste Belehrung Aus-

bildung und vieles Angenehme und Schöne. Sie zählt gegen 400 Mitglieder, die allen Ständen angehören. Die Einnahme betrug 1861 gegen 20,000 Mark, die Ausgabe 16,000 Mark.

Das öffentliche Schul- und Unterrichtswesen in Stadt und Gebiet läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Von den höhern Lehranstalten ist die bedeutendste das Catharineum, zugleich Gymnasium und Realschule, 1531 durch Johann Bugenhagen, genannt Doctor Pomeranus, den Freund und Gehülfen Luthers begründet. Die Zahl der Schüler beträgt durchschnittlich 300, wovon der vierte Theil Auswärtige; sie sind in 7 Classen vertheilt, von welchen Secunda bis Quinta parallele Realclassen haben. Die Schulräume, die Wohnungen vieler Lehrer sowie eine öffentliche Bibliothek befinden sich in einem 1225 errichteten Minoritenkloster, das durch die Reformation seine jetzige Bestimmung erhielt. Die danebenstehende St. Catharinenkirche gehört zu den schönsten gothischen Gebäuden der Stadt und ist nach der Marienkirche die höchste, aber bereits stark verfallen, weshalb sie zum Gottesdienste nicht mehr benutzt wird. Das obere sehr geräumige Chor ist neuerdings restaurirt und zu einem Museum für Denkmäler älterer Kunst eingerichtet, unter welchen sich werthvolle Sachen befinden. Neben dem Chor liegt die öffentliche Bibliothek, welche gegen 50,000 Bände, 1200 Incunabeln und mehre hundert Manuscripte enthält, darunter die handschriftlichen Chroniken von Helmold, Detmar, Korner,

Reimar Kock und eine Pergamenthandschrift des Sachsenspiegels. Bibliothekar ist einer der Lehrer des Catharineums, gegenwärtig Professor Mantels, der uns selber umherführte und auf einige Kunstsachen aufmerksam machte. Als solche sind nennenswerth zwei Cartons von Overbeck. Der kleinere stellt nach Tassos befreitem Jerusalem Scenen zwischen Tancred und Clorinde vor, der größere die Vision des heiligen Franciscus von Assisi. In einer Nische des Vorsaals hat der hiesige Generalconsul von Schlözer seinem Vater ein Denkmal errichtet; einen kunstvollen Schrank, mit der Büste, dem Namenszuge und Wappen nebst sämmtlichen Druckwerken und einigen Handschriften des berühmten Geschichtsforschers; sowie etlichen Andenken an dessen gelehrte Tochter Dorothea, die mit sechszehn Jahren von der Universität Göttingen zum Doctor promovirt, hier längere Zeit als Gattin des Bürgermeisters Rodde lebte.

Das geistige Leben ist zwar nicht bedeutend, aber verhältnißmäßig doch reger als in Hamburg. Unter den wissenschaftlichen Vereinen stehen die schon genannten Ausschüsse der Gemeinnützigen Gesellschaft, nämlich der Verein für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde und der Verein für Lübeckische Statistik obenan; beide haben eine Reihe von Werken, Zeitschriften und Tabellen veröffentlicht. Ueberhaupt ist die Literatur über Lübeck umfangreich und eingehend, was dem patriotischen Sinne sowol der hiesigen Gelehrten als der beiden Buchhandlungen von Rohden und Friedrich Asschenfeldt zu danken, in deren Verlag die meisten

der betreffenden Werke erschienen sind. Ferner bestehen schon recht lange: ein ärztlicher Verein, der eine Bibliothek von über 16,000 Bänden besitzt; ein naturwissenschaftlicher Verein und ein Verein der Volksschullehrer; eine genealogische Anstalt für die Geschlechtsregister Lübeckischer Familien, seit 1761 unter obrigkeitlicher Aufsicht; endlich ein juristischer, ein theologischer, ein historischer und ein pädagogischer Leseverein. Auch das große Publicum neigt zur Lectüre, natürlich vorzugsweise zur belletristischen. Da hier noch die plattdeutsche Sprache, selbst unter vornehmen und gebildeten Familien, viel im Gebrauch ist, und die Lübecker überhaupt eine rührende Anhänglichkeit für das Alte zeigen, so sind namentlich die plattdeutschen Dichter beliebt, keiner mehr als Fritz Reuter, für den man förmlich schwärmt.

So eben war Herr Kräpelin eingetroffen, um hier wieder aus den Reuterschen Dichtungen vorzulesen. Er hatte nur einen kleinen Saal gewählt, aber dieser füllte sich dicht, hauptsächlich mit Damen, die ja heute bei allen Vorlesungen, weil diese eben eine Modesache sind, das eigentliche Publikum bilden; wenn sie davon auch wenig genug profitiren. Hier dagegen schien sie aufrichtiger Enthusiasmus für den Dichter versammelt zu haben, dessen Geschichten sie wol alle fast wörtlich auswendig wußten. Mit leuchtenden Blicken hingen sie an den Lippen des Vorlesers und freueten sich schon im Voraus der komischen und launigen Partien. „Lies Du nur, wir wollen schon lachen!“ sprachen ihre Augen, und sie kamen aus dem Lachen nicht heraus, denn

die meisten hatten weiße Zähne und ein kleines Mäulchen, daher sie sich ohne Gefahr ihrer Lust hingeben konnten. Keine Musik tönt lieblicher, als das silberne Lachen junger Mädchen; und wenn es ihnen Freude und Bewunderung entlockt, ist es für den Vortragenden der höchste Lohn. Herr Kräpelin hatte aber noch einen andern silbernen Lohn bereits in der Tasche, und so las er mit der Sicherheit und dem Behagen eines Mannes, der nachher durch einen guten Trunk im Rathsweinkeller sich noch selber zu belohnen gedachte.

Gleichzeitig war auch Bogumil Goltz hergekommen, um hier gleichfalls seine bekannten stereotypen Vorträge zu halten, flüchtete nun aber vor Kräpelin einstweilen nach Hamburg. Ueberhaupt ist die Concurrenz unter den öffentlichen Vorlesern eine große. Sie schießen überall wie Pilze empor, machen fast jede Stadt Deutschlands unsicher und repräsentiren so recht eigentlich das höhere moderne Vagabundenthum. Auf Fritz Reuter allein reisen ein halb Dutzend. Da sie aus dem Vorlesen ein förmliches oft ausschließliches Handwerk machen, kann ihre wissenschaftliche oder künstlerische Bedeutung nur eine geringe sein.

Die hier erscheinenden Tagesblätter sind nur von localem Werth. Das älteste, die „Lübeckischen Anzeigen", erscheint seit 1751 und bringt nur amtliche Bekanntmachungen und Privat-Annoncen. „Der Volksbote" ist ein Wochenblättchen im Stil des Beobachters an der Spree; zu beiden Seiten des Kopfes zeigt er ein Boot, das von drei Personen ge-

rudert wird, während ein Vierter es mit einer langen Stange von andern Fahrzeugen abhält, ein Fünfter mit vollen Backen in die Trompete stößt; und darüber liest man die alte Wahrheit: „Allen zu gefallen ist unmöglich!“ Die „Lübecker Zeitung“ beschränkt sich darauf, größere Blätter zu excerpiren; doch soll sie seit Neujahr in einen andern Verlag übergegangen sein und damit einen Aufschwung genommen haben. Als Sonntagsblatt werden ihr die „Lübeckischen Blätter“ beigegeben, welche städtische Angelegenheiten und Ereignisse besprechen. Am eifrigsten und vielseitigsten zeigt sich die „Eisenbahnzeitung“, welche, wie schon bei Lauenburg erwähnt, kürzlich von Bergedorf nach hier übergesiedelt ist, wodurch sie für's Erste an Abonnenten eingebüßt haben soll. Nach Außen colportirt sie die Neupreußische Politik, in Bezug auf Lübeck predigt sie den Fortschritt und führt dieserhalb mit ihren hiesigen Colleginnen ergötzliche Plänkeleien. Endlich sind noch die „Lübecker landwirthschaftlichen Mittheilungen“ zu nennen. Außer diesen einheimischen Blättern liegen in den öffentlichen Localen nur noch ein paar Hamburger Blätter aus.

Von den Künsten werden besonders Musik und Gesang gepflegt. Das Stadttheater ist in Privathänden, faßt etwa 1000 Personen, und es finden im Winter 4—5 Vorstellungen statt. Ich sah Shakespeare's „Wintermärchen“ mit Gesang und Tanz, in der Bearbeitung von Dingelstedt, Musik von Flotow. Diese Modernisirung in Sprache und Arrangement scheint mir mit dem Inhalt des Stücks in

keinem besondern Einklang zu stehen, indeß ist der Genius-flug des Dichterfürsten ein so kecker, seine Phantasie eine so üppige und hinreißende, daß wir darüber Zeit und Ort und selbst fremde Zuthaten vergessen, diese auch jenen ewigen Dichtungen keinen wesentlichen Eintrag zu bereiten vermögen. Es wurde so gut gespielt, als man's von einer Provinzialbühne nur verlangen kann. Die beiden Könige Leontes und Polyxenes hatten in den Herren Gebrüdern Pochmann zwei bildschöne nur noch etwas stürmische Vertreter. Eine gleich schöne Erscheinung war Fräulein Hildebrand als Königin Hermione, ihr Spiel ein so edles und plastisches, daß sie gewiß noch ihren Weg über größere Bühnen machen wird. Derselben Ansicht schien auch das recht zahlreich versammelte Publikum zu sein; zwar war es mit Beifallszeichen sparsam, aber seine Aufmerksamkeit um so größer, und ich sah viele Gesichter bald mit der Rührung bald mit dem Ergötzen kämpfen. Herren und Damen zeigten in ihrer Kleidung keinerlei Prunk, eine einfache aber gewählte Toilette. Jene haben meist schlichte aber nicht derbe Züge, doch bemerkte ich auch manches feingeschnittene vornehme Kaufherrngesicht. Die Züge der Frauen sind regelmäßig und angenehm, man findet hier keine schwellenden strahlenden Schönheiten, im Gegentheil ist die Büste der Lübeckerinnen fast durchgehends schmal und flach. Da die meisten Familien seit Jahrhunderten sich immer wieder mit einander verbinden, ist solche Verkümmerung der Race erklärlich.

Lübeck hat sich früh durch einen gewissen öffentlichen Comfort ausgezeichnet. Schon seit über 300 Jahren bestehen die sogenannten Wasserkünste, welche jetzt mittelst eiserner Röhren das gereinigte Wasser der Wacknitz durch alle Gassen führen. Schon seit 1731 werden diese des Nachts erleuchtet, seit 1854 durch Gas, und zwar ist die Erleuchtung weit splendider als z. B. in Berlin, wo die Candelaber viel weitläuftiger stehen und wie Nachtflämmchen mit der Dunkelheit ringen. Wenn ich nach 10 Uhr Abends durch die taghellen aber schon gänzlich verödeten Gassen Lübecks ging, däuchte mir die Stadt ein einziger Sarkophag, um welchen gegen tausend große Kerzen brannten.

Ein gleicher Comfort, aber kein Luxus findet sich auch in den alterthümlichen Häusern. Hohe geräumige Zimmer mit schweren Teppichen belegt, massive oft kunst- und werthvolle Möbel und massives oft fremdländisches Tafelgeschirr. Es giebt hier keine Millionäre, aber viele wohlhabende und bemittelte Leute.

Der gesellige Verkehr des Lübeckers beschränkt sich auf die Verwandtschaft und Seinesgleichen. Die halbe Stadt ist mit einander verwandt, und die so verbundenen Familien bilden einen festgeschlossenen Kreis, wo ein Fremder nicht so leicht eindringt, aber jedes Mitglied wird mit Aufopferung unterstützt und vertheidigt. Die Großhändler, die Senatoren und die Räthe am Oberappellationsgericht, das hier für die 4 freien Städte seinen Sitz hat, gehen nur mit einander um, und die Mitglieder der beiden letztern

Körperschaften thronen wie Mandarinen in hehrer Abgeschlossenheit.

Die Zahl der öffentlichen Locale ist gering, und diese werden mehr von jüngern als ältern Personen, hauptsächlich in den Vormittags- und ersten Abendstunden besucht; im Ganzen genommen trinkt man mehr Wein als Bier. Im Rathsweinkeller finden sich zu jeder Zeit Gäste, Einheimische wie Fremde. Unter den sonstigen Weinstuben ist Eine durch Alter, Schmuck und Verkehr sehr interessant. An der Trave liegt ein hochgiebeliges Haus mit Laubkranz und vergoldeter Traube. Schon 1289 wird seiner im Stadtbuch erwähnt. Auf dem Flur befand sich früher ein riesiges äußerst kunstvolles Faß, das jetzt in der „Glocke" am Markt lagert. Es ist eirund und dabei vierzehneckig, soll 14 Oxhoft und ebensoviele verschiedene Weinsorten fassen. Durch ein rundes Glas kann man in alle Abtheilungen sehen. Auf jedem Boden sind Abschrauber, kunstvoll gearbeitete Rosetten und Bildwerke. Als Piedestal dient ein Rücksattel, der eine Gruppe von Thierkörpern, halb Löwen halb Seehunde darstellt. Auf dem Fasse reitet Gott Bacchus eine Traube zerdrückend. Das hohe schmale Gastzimmer, dessen Fenster auf den Hafen blicken, enthält noch seinen alten Schmuck. Im ersten Augenblick erscheinen Tische, Stühle, Bänke, Wände und Decke kohlschwarz. Hat man sich aber an das Dämmerlicht gewöhnt, das selbst an sonnenhellen Tagen hier herrscht, so entdeckt man überall die herrlichste Holzschnitzerei. Aus den Wänden

treten charakteristische Köpfe hervor, darunter der schelmische Amor und der berauschte Bacchus, alle umranken Guirlanden von Weinlaub. Die Darstellungen sind derb aber voll gesunden Humors. Oberhalb des Simses laufen zwölf mittelgroße Oelgemälde auf Holzplatten mit biblischen Scenen und markigen Knittelversen darunter, z. B.:

Am Oelberg Christus schwitzen thut,
Sein Schweiß war wie rothes Blut.

Hier verkehren namentlich Seeleute, und unter den Stammgästen finden sich manche Originale, meist invalide Schiffskapitaine.

Fremde und einheimische Schiffer bringen während des Sommers einiges Leben in die stille Stadt; die Stecknitzfahrer, welche eine eigne Corporation bilden, auch um die Mitte des Januar, indem sie dann ein Fest, den sogenannten Kringelhög feiern. Nachdem die Amtssachen „abgeklopft", die Waisenkinder gesungen hatten und bewirthet waren, zogen früher, sobald der Abend angebrochen, Männer und Frauen, Hand in Hand und paarweise unter klingendem Spiel nach ihrem mit Fahnen reich geschmückten Amts- oder Versammlungshause, wo aus den geöffneten Fenstern oft bei 20 bis 25 Grad Kälte andre Musiker sie mit rauschendem Tusch empfingen, und dann die Hög mit einer Menuett oder dem Großvatertanz eröffnet wurde. Dieser Aufzug ist seit Jahren eingestellt, auch die blauen mit silbernen Knöpfen besetzten Jacken der Männer, die goldgestickten Mützen der Frauen sind verschwunden, aber das Fest

wird noch immer begangen, wenngleich es von sieben Tagen auf vierundzwanzig Stunden herabgesetzt ist. Dann sitzen die Stecknitzfahrer in ihrem Amtshause, meist in Hemdsärmeln, trinken die ganze Nacht hindurch aus gewaltigen Gläsern heißen Grog und Punsch, singen dazu oder tanzen den „Siebensprung" und „Englisch Jäck", und jeder Gast ist ihnen, wenn er Bescheid thun kann, hochwillkommen. Zuweilen ziehen sie um Mitternacht wieder unter Gesang und Musik von einem Hause ihres Quartiers zum andern, wo sie in jedem mit Kaffee und Kringeln, Rundgrön*) und saurem eingepökelten Schweinefleisch bewirthet werden, oder sich auch selber bewirthen, indem sie die Hausthüre gewaltsam öffnen und das Nöthige aus Keller, Küche und Speisekammer herbeiholen, ohne sich um die schlafenden oder widerwilligen Wirthsleute zu kümmern, die natürlich zu ihrer Genossenschaft oder Bekanntschaft gehören.

Von den Bierstuben sind am besuchtesten die im Hôtel de l'Europe und eine andre bei Frau Cordes. Dort trank ich an verschiedenen Abenden mit mehren Bekannten das köstlichste Münchener; zum Entsetzen des Wirths, der zu Bette gehen wollte, aber zum Ergötzen der Kellner, denen wir, um sie nur wach zu erhalten, freie Zeche gaben. Frau Cordes ist eine noch stattliche Wittwe mit drei hübschen Töchtern. Hier verkehren namentlich junge Leute, darunter viele Doctores juris, deren es in Lübeck mehr wie Haare

---

*) Ein grüner bittrer Schnaps.

auf dem Kopfe giebt. Fast jeder junge Lübecker von einigem Vermögen studirt und reist etliche Jahre im Auslande, kommt als Doctor juris in seine Vaterstadt zurück, wo er den Junker zu spielen sucht, und bei dem hier noch immer herrschenden Nepotismus allmälig in eins der zahlreichen Staatsämtchen geschoben wird.

Von den eigentlichen Clubbs ist der vornehmste die Harmonie, welche gegen 600 Mitglieder zählt. Ein Herr B. führte uns hier ein. Im Lesezimmer lagen Deutsche und ausländische Zeitungen und Journale in großer Menge; und um die Tische, auf welche die unter grüne Kuppeln gebrachten Gasflammen ein mildes Licht warfen, saßen in bequemen Sesseln eifrige Leser. Es darf hier weder gesprochen noch geraucht werden. Niemand schien von uns Notiz zu nehmen, aber Einer nach dem Andern schlich an das auf einem Pulte liegende Fremdenbuch, in welches Herr B. unsre Namen eingetragen, um diese zu erkunden. In den andern weitläufigen Räumen, alle mit einem soliden Comfort ausgestattet, ging es ebenso still her. Einige spielten geräuschlos Whist oder Billard, Andre tranken einsam ihren Wein oder Grog, noch Andre unterhielten sich halblaut. Ich verbeugte mich nach allen Seiten, aber Alle blieben regungslos wie Pagoden, Jeder starrte mich befremdlich an. Die anscheinende Unhöflichkeit verblüffte mich, doch Herr B. raunte mir zu, daß man hier des Grüßens enthoben sei, wo ich denn diesen Gebrauch sehr vernünftig, weil bequem fand. Als ich mir in der Garderobe Hut

und Ueberrock zurückgeben ließ, weigerte sich der Diener ein Trinkgeld anzunehmen, da ihm solches seine Instruction ausdrücklich untersage. Alles nobel und gentil!

Herr B. nahm uns nach seinem Hause mit und erzählte auf dem Wege, wie er lange Jahre in Paris und New-York gelebt, bis er, um das väterliche Geschäft zu übernehmen, nach Lübeck zurückgekehrt sei.

— Da müssen Sie Sich hier etwas langweilen, bemerkte ich.

— Ach, sagte er mit einem tiefen Seufzer, indem er plötzlich stehen blieb und meine Hand ergriff; ach, Sie können sich's unmöglich vorstellen, wie sehr ich mich langweile! Es ist zum Sterben!!

Wir traten in ein großes altes Haus, dessen im Erdgeschoß belegene Geschäftsräume bereits geschlossen waren, gingen eine breite Treppe hinauf, über den langen Flur und dann in ein kleines Gemach, wo Herr B. uns seiner Gattin vorstellte, deren Erscheinung und Wesen mich angenehm überraschte. Obgleich auch eine geborne Lübeckerin, zeigte ihre Gestalt eine zarte Fülle und das schönste Ebenmaß. Jedermann würde sie für ein Mädchen genommen haben, denn sie blühte in Frische und Gesundheit, und noch ganz umhauchte sie ein jungfräulicher Schmelz. Ebenso anziehend war ihre Weise, mit der sie sich bewegte und sprach; eine Anspruchslosigkeit und Unbefangenheit, unter der ich mich sofort heimisch und behaglich fühlte. Man stelle sich Gretchen glücklich verheirathet vor, und man hat

ihr Bild. Ich begriff nicht, wie man mit einer solchen Frau sich langweilen könne.

Nach einer Weile öffnete sie die Thüre des Nebengemachs und lud zum Eintreten. Außer unsern Stimmen hatte ich bisher im ganzen Hause keinen Laut vernommen, aber da erwartete uns schon ein reich und geschmackvoll servirter von zwei Astrallampen und weißem und farbigem Geschirr umstrahlter Tisch. Küche und Keller hatten sich zum schönen Bunde die Hände gereicht, und wir versenkten uns in beider Reize.

— Sie haben mit mir noch nicht angestoßen?! sagte die Dame mit anmuthiger Freundlichkeit.

Voll Eifer nahm ich mein Glas, aber auf dem Wege zu ihr verschüttete ich es, so daß der rothe Wein über das blendend weiße Damastgedeck floß.

Sie schien es nicht zu bemerken, und ich wollte keine triviale Entschuldigung vorbringen, aber innerlich war ich mir bitterböse und tiefbeschämt. Sie dagegen plauderte um so lebhafter und fröhlicher; unter dem Zauber ihres Wesens gewann ich allmälig die Fassung wieder, und wies nun endlich auf mein Ungeschick hin.

— Ah, entgegnete sie und lächelte wie ein Kind, beunruhigen Sie sich gar nicht. Das kostet nur ein wenig Wasser und Seife, und der Fleck ist verschwunden wie er gekommen.

Nach Tische bot uns Herr B. Cigarren, und obgleich ich's für eine Sünde erklärte, in diesen saubern eleganten

Räumen zu rauchen, unser Wirth auch bekennen mußte, es selber nie zu thun, so mußten wir doch der dringenden Bitte der Dame gehorsamen. Schnell verfloß der Abend unter weitern Gesprächen, Herr und Frau B. betheuerten, daß unser Besuch ihrem Stillleben eine angenehme Abwechselung sei, und nöthigten immer wieder zum Bleiben; als es aber die eilfte Stunde schlug, merkten wir an ihren Augen, daß ihre Schlafenszeit gekommen, und entfernten uns erbaut und dankbar.

Es giebt nun aber auch Tage, wo der Lübecker wie andre Menschenkinder vergnügt und gesellig sein kann. Das geschieht in Masse und Einmüthigkeit an den Volksfesten, von denen außer dem Waisen- und Klosterkinderfest noch das Schützenfest und besonders das Hirsch- Ring- und Jungfernreiten erwähnenswerth sind. Am Reiten selber betheiligt sich vorzugsweise die ländliche Bevölkerung, aber unter dem Zuströmen der ganzen Stadt. Knechte und Mägde reiten in ihrem besten Putze, mit Bändern und Blumen geschmückt, auf überreich mit Goldpapier und bunten Flittern ausstaffirten Bauerpferden, und werfen im vollen Galopp mit einem Bolzen nach dem Ziele, das gewöhnlich die Form eines Herzens hat. Wer es zuerst dreimal trifft, ist König oder Königin, erhält eine mächtige Blumenkrone und irgend ein Kleidungsstück als Belohnung. Dann halten alle Reiter und Reiterinnen mit einem Narren voran einen Umzug und begeben sich in ein Wirthshaus, wo sie die Nacht hindurch singen und tanzen, zechen und jubeln.

Bis noch vor ganz Kurzem wurden alle solche Feste beeinträchtigt und verbittert durch die Thorsperre. Sämmtliche Thore der Stadt wurden während des Winters schon um 5—7 Uhr Nachmittags, im Sommer um 8—10 Uhr gesperrt. Wer später kam, mußte Sperrgeld zahlen: bis 10 Uhr 1 Schilling, bis 11 Uhr 2, bis 12 Uhr 3, bis 5 Uhr Morgens 4 Schillinge; Reiter und Wagen das Doppelte und Vierfache. Kleine Buben konnten von ihren Vätern nicht schlimmer behandelt werden, als die Bürger von ihrem Hochweisen Senat.

Nur Eine Zeit gab es und giebt es glücklicherweise noch, wo der Lübecker den Philister gänzlich abwirft, sich weder um Tag noch Nacht kümmert, allen Standesunterschieden und Vorurtheilen ein Schnippchen macht, und gemüthlich über die Schnur der sonst ängstlich beobachteten „Ehrbarkeit“ schlägt. Es ist die fröhliche selige Weihnachtszeit, und ihr Haupttummelplatz wieder der Rathsweinkeller. Alle seine großen Räume sind dann geöffnet, mit grünen Zweigen und Bäumen geschmückt und hell erleuchtet. Durch 14 Tage tummeln sich hier ununterbrochen elegante Damen und feine Herren, ehrbare Bürgersleute und Jungfrauen, lockere Gesellen und Bursche, Senatoren und Diener, Patricier und Arbeiter, Mägde und Ammen, Kinder und Greise, alle bunt durcheinander; trinken aus grünen Römern goldnen Rheinwein oder süßen Malaga, essen dazu Marzipan und Pfeffernüsse. Nicht nur die Lübecker sind vertreten, sondern es kommen auch viele Gäste aus dem

benachbarten Holstein, Lauenburg und Mecklenburg, und dieses Gemisch und Gewühl giebt dem Keller dann das Ansehen einer Karavanserei.

Ueberhaupt ist Lübeck als die eigentliche Hauptstadt von Lauenburg und dem östlichen Mecklenburg zu betrachten, wohin die Bewohner alljährlich mehremale zu Markt kommen, um dort ihre größern Bedürfnisse einzukaufen oder die wichtigsten Geschäfte abzumachen. Lübeck ist der Typus beider Ländchen und drückt beiden sein Gepräge auf, sowol was die Bauart der Häuser als den stillen zurückhaltenden aber durchaus ehrenfesten Charakter der Bewohner, ihre einfach natürliche Lebensweise, ihre Beschäftigungen, Gebräuche und Rechtsgewohnheiten betrifft.

Wenn ich vorhin gesagt, die Marienkirche mit ihren Kunstschätzen sei ein Museum, so muß ich diesen Ausspruch nunmehr auf die ganze Stadt erweitern. Ganz Lübeck ist Ein Museum, jedes Haus und jeder Mensch darin ein Alterthum! Wohin man auch wandert, nach der Petri- oder Jakobi-, Dom- oder Aegidienkirche, dem Hause der Kaufleute-Compagnie oder dem der Schiffergesellschaft, dem St. Annenkloster oder dem Gebäude der Zirkler, wo jetzt das Ober-Appellationsgericht seinen Sitz hat: überall grandiose Bauwerke, angefüllt mit Bildwerken, Holzschnitzereien, Gemälden und tausend verschiedenartigen Ueberresten des Mittelalters. Ein doppeltes Gefühl beschleicht die Brust des Beschauers. Zunächst wird er tief ergriffen von dieser Größe und Herrlichkeit, von den stolzen Werken jener freien

mächtigen Bürger, die sie gegenüber dem Adel und den Fürsten erbaut und gewahrt. Dann erfüllt ihn Wehmuth ob des Verfalls und Untergangs, aber er kann sich nicht verhehlen, daß sie mit Gerechtigkeit und Nothwendigkeit eingetreten. Der unabhängige unternehmende Bürgergeist ist von diesen Städten entwichen, nur erstarrte Formen übrig geblieben; Freiheit, Eifer und Kraft haben sich in Zopf, Schlendrian und Ohnmacht verkehrt; das heutige Geschlecht sieht nur rückwärts, pocht auf die Thaten und Besitzthümer seiner Altvordern, ohne selber etwas zu thun; klammert sich ängstlich an vermoderte Privilegien und wehrt sich krampfhaft gegen den Zeitgeist, der es zu Staub zermalmen und in alle Winde verwehen wird.

Zopf auf allen Gassen und in allen Winkeln. Gold darf nur im Rathhause verarbeitet werden. Auf jeder Seite desselben befinden sich im Erdgeschoß 12 Buden, zusammen also 24, in denen die Goldschmiedezunft ihre Schmieden und zugleich ihre Verkaufsläden hat. Hier ist auch eine Compagnie der verlehnten Gemeinträger stationirt, die in 8 Abtheilungen zerfallen und ihre besondere Uniform tragen: kurzes Wamms, Lederschurz, Kniehosen, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe. Einer derselben fiel uns durch seine mächtige geradezu ritterliche Gestalt und sein gutmüthiges Gesicht auf. Ich sprach ihn an und erfuhr, daß seine Compagnie das Privilegium habe, alle Schiffs- und Eisenbahngüter zu verladen, die Lohnsätze durch einen Tarif bestimmt wären. Jeder Träger müsse sich mit einer Summe

von 1000 Mark einkaufen, wofür er, sobald er invalide werde, aus der Pensionskasse eine Unterstützung erhalte. Der Verdienst gewähre ein genügendes Auskommen und lasse noch ein Sümmchen bei Seite legen. Er selber, Gorgel mit Namen, besitze ein Haus, seine Tochter sei an einen Postmeister in Mecklenburg verheirathet, der Sohn habe in Berlin das Baufach studirt, sei aber leider als vielversprechender Jüngling gestorben, und ruhe nun auf einem dortigen Kirchhofe.

Herr Gorgel, der also ein vermögender respectabler Mann war, führte uns in die Rathswage, wo unter einem alten Marienbilde allerlei Lasten und Gethier gewogen werden. Daneben hing eine schwarze Tafel, auf welcher zu lesen stand:

Den . ten . . . 18 . . 2 Schweine des N. N., wogen à 500 Pfd.

Den . ten . . . 183 . 1 Schwein des N. N., wog 730 Pfd.

— Woher sind Sie, meine Herren? fragte der gesprächige Mann.

— Aus Berlin.

— Hören Sie, sagte er, das glaube ich Ihnen nicht.

— Und warum nicht?

— Hm, ein Berliner sieht weit pfiffiger aus. Bei dem lebt und springt Alles. Und ein Berliner fragt nicht erst. Der weiß Alles, der kann Alles, der hat Alles. Sehen Sie, ich kenne die Berliner, ich habe mit ihnen viel zu thun gehabt.

— Wie das?

— Sehen Sie, ich habe immer Schauspieler, die bei mir wohnen und essen, daher nennt man mich auch den Theater-Herbergsvater. — Da fällt mir ein, kennen Sie vielleicht Pemmelke, Schauspieler Pemmelke?

Wir verneinten.

— Das ist schade. Ich hätte gern erfahren, wo er steckt und wie es ihm geht. Ich hätte ihm gern eine Bestellung zugehen lassen.

— Was ist es denn mit ihm?

— Sehen Sie, dieser Pemmelke war ein richtiges Berliner Kind. Er logirte, aß und trank bei mir fünf Monate, bezahlte aber nichts. Weil er nun ein spaßiger complaisanter Mann war, mahnte ich ihn nicht. Da sagt er eines Tages zu mir: Vater Gorgel, sagt er, ich muß mich über Sie sehr wundern, Sie haben fünfzig Jahre auf dem Rücken, aber Sie scheinen mir noch ein ganz leichtsinniger Jüngling zu sein. — Wie so? sage ich. — Ja, sagt er, weil Sie mir immerfort pumpen. — Nun, sage ich, Sie werden doch 'mal bezahlen. — Haha, sagt er, da sind Sie auf dem Holzweg; ich bezahle nie, weil ich nie Geld habe. — Nun, sage ich, Sie sind doch noch hier und Sie bleiben doch noch hier?! — Ja, sagt er, noch bin ich hier, aber wer weiß, wie lange? Passen Sie auf, ich werde nächstens „alle“ werden. Aber ich habe Sie gewarnt, sagt er. — Nun, denke ich, er wird doch nicht. Aber wie gesagt, so gethan. Eines schönen Mor-

gens war er wirklich „alle" geworden und hatte mir nichts hinterlassen als 72 Thlr. 15 Schillinge, die er mir schuldig blieb. Weiter hatte er nämlich Nichts.

— Und er kam nicht wieder?

— Doch! Nach fünf Jahren trat er plötzlich in meine Stube. — Guten Tag, Vater Gorgel, sagt er, da bin ich; haben Sie Platz für mich? — Warum nicht? sage ich. — Denn will ich mein Gepäck gleich hier lassen, sagt er, und zieht einen Theater-Kalender aus der Tasche, den er mir in Verwahrung giebt. Damit Sie eine Sicherheit haben, sagt er. — Wie steht es aber mit meinen 72 Thlr. 15 Schilling? sage ich. — Ah, sagt er, reden Sie doch nicht davon, das ist todt und vergessen. — Nun, was sollte ich machen! Er wohnte und aß neun Monate bei mir, bis er zum zweitenmal „alle" wurde. Diesmal blieb er mir 137 Thlr. 11 Schilling schuldig, aber den Theater-Kalender habe ich noch. — Wenn ich nur wüßte, wo er hingekommen sein mag!

— Sie wollen ihn wahrscheinlich gerichtlich belangen?

— Oho, so dumm bin ich nicht. Das würde mir nur Kosten machen. Nein, ich möchte ihn nur wissen lassen, daß er wieder kommen kann. Ich hatte ihn gar zu gern, denn er war ein äußerst unterhaltender Mensch und immer lustig.

— Können Sie aber jene Verluste so leicht verschmerzen?

— Das nicht. Aber sehen Sie, was ich bei Einem

einbrocke, suche ich bei den Andern wieder herauszufischen. Jeder Mensch muß zusehen, wie er sich durch die Welt schlägt, und ohne Recht und Gerechtigkeit gehts nicht.

Empfehlen wir uns dem Biedermann, und da wir gerade vor dem Rathhause stehen, will ich zum Schluß von dem Hochweisen Senat und der Ehrliebenden Bürgerschaft sprechen.

Heinrich der Löwe gab Lübeck eine aristokratische Staatsform. Der Rath wurde aus den patricischen Geschlechtern erwählt, die unter sich die bereits genannte Junker- oder Zirkelcompagnie bildeten. Später trat an die Stelle der alten Aristokratie eine auf Geld und Verschwägerung beruhende Oligarchie. Der Rath ergänzte sich selbst, die Bürgerschaft hatte nicht einmal eine berathende Stimme, sondern sie wurde nur zugezogen, wenn man ihr neue Steuern aufzulegen gedachte. Nach hundertjährigen Kämpfen erlangte sie endlich durch den Cassarezeß von 1665 eine Theilnahme an der Verwaltung der Finanzen. Bis zum Jahre 1851 war sie eine ständische Corporation, die nach den verschiedenen Innungen und Gilden (1, Junker 2, — 7, Großhändler 8, Tuchhändler 9, Krämer 10, Brauer 11, Schiffer 12, Handwerker) in 12 Collegien zerfiel, welche jedes für sich über die ihnen vom Rathe gemachten Vorlagen abstimmten. Auch die neueste Verfassung von 1851 zeigt noch eine stark aristokratisch-oligarchische Färbung.

Oberste Regierungs- und Executivbehörde ist der Senat. Er besteht aus 15 Mitgliedern, davon 8 aus dem Ge-

lehrtenstande, worunter 6 Rechtsgelehrte, und wenigstens 5 Kaufleute sein müssen. Wählbar ist derjenige, welcher das Bürgerrecht erworben, 30 Jahre alt, keinen Verwandten bereits im Senat sitzen hat und von seinem eignen Vermögen bequem leben kann; denn das Honorar der Senatoren galt von jeher nur als ein Ehrengeschenk, und die sogenannte Rathscompetenz, welche nach Willkür unter die Mitglieder vertheilt wird, beträgt für alle zusammen noch nicht 20,000 Thlr. Die Wahl geschieht auf Lebenszeit, und durch eine gemischte Commission, die aus den Senatoren und einer gleichen Anzahl von Wahlbürgern besteht, welche letztere zunächst von der Bürgerschaft erwählt werden. Der Gewählte muß entweder die Wahl annehmen oder die Stadt verlassen und den zehnten Theil seines Vermögens büßen. Die gelehrten Mitglieder dürfen kein andres Berufsgeschäft treiben. Die Vertheilung der Geschäfte erfolgt alle zwei Jahre; der Präsidirende heißt Bürgermeister und führt das Prädicat Magnificenz, die gelehrten Senatoren werden Hochweisheit, die andern Wohlweisheit angeredet; alle genießen militairische Honneurs.

Die Bürgerschaft besteht gegenwärtig aus 120 Mitgliedern. Wahlmänner und wählbar sind alle, die das Bürgerrecht besitzen. Die Bürgerschaft hat das Recht der Gesetzgebung und Geldbewilligung, nimmt auch an verschiedenen Zweigen der Verwaltung durch Deputirte theil. Entstehen Meinungsverschiedenheiten zwischen Senat und Bürgerschaft, so entscheidet, wenn diese rechtlicher Natur,

das Appellationsgericht; in andern Fällen eine Commission von 14 Mitgliedern, die aus beiden Staatskörpern zu gleichen Theilen erwählt wird.

Die Masse der Bevölkerung selbst ist für politische und sociale Fragen noch ziemlich indifferent, und die Entwickelung beider wird noch immer durch den alten Kastengeist und die alten Vorurtheile gehemmt.

An der Gasthofstafel, an welcher auch Herr Wollheim, dessen ich schon längst erwähnen sollen, und ein paar Lübecker saßen, wurde dieses Thema besprochen.

— Lübeck kann nichts Besseres thun, rief Herr Wollheim, als sich Preußen in die Arme werfen. Dann kommt es mit Einem Mal und ganz umsonst zu Macht, Freiheit und Einigkeit.

Entrüstung und Hohngelächter antworteten ihm, nur der Wirth, Herr Brockmüller, bemerkte:

— Wenn ich's erlebe, daß Lübeck an Preußen fällt, so will ich mich drei Tage hindurch betrinken.

Aber Herr Brockmüller war eben kein geborner Lübecker, schien mir auch im Uebrigen ein sehr nüchterner Mann, der lieber seine Gäste trinken läßt, als selber trinkt.

Berl. Associations-Buchdruckerei (Urbat u. Gen.) Kommandantenstr. 53.

Berliner Associations-Buchdruckerei (Urbat & Gen.)

Glagau, Otto

Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck

Berlin 1866